



Philip K. Dick

Die Clans des Alpha-Mondes

Roman

Science Fiction



Science Fiction

Scanner: gameone- gewidmet meiner geliebten Noy -
K-Leserin: Rheena

Ein Ullstein Buch



Fünfundzwanzig Jahre nach Beendigung eines interstellaren Krieges: Auf dem Mond eines Alpha-Planeten versucht Gabriel Baines mehrere Gruppen zu einen, die verschiedener nicht sein können – denn er und seinesgleichen leben in einer ehemaligen Hospital-Kolonie und kämpfen gegen ein schwieriges Handikap: Nach irdischen Begriffen sind sie Psychopathen, was ihr Bemühen, als Gemeinwesen zu funktionieren, nicht erleichtert. Doch politische Einigung ist die Grundbedingung ihres Kampfes, denn die Erde schickt sich an, die Vergessenen wieder unter die Aufsicht ihrer Behörden zu stellen – um sie zu therapieren... Um erneuter Hospitalisierung zu entgehen, müssen sich die Siedler einigen und um ihre Unabhängigkeit kämpfen. Doch die terranische Expedition trifft schneller ein als erwartet... Wird Baines es schaffen, seine Kontrahenten trotz der geheimen Wühltätigkeit des CIA und diverser außerirdischer Agenten zur Einigung zu bewegen?

»Eine hervorragende Studie der Paranoia einer geschlossenen Gesellschaft.« (LEXIKON DER UTOPISCH-PHANTASTISCHEN LITERATUR).

Dieses E-Book ist nicht für den Verkauf bestimmt

Science Fiction
Lektorat: Ronald M. Hahn
Ullstein Buch Nr. 31.171
im Verlag Ullstein GmbH,
Frankfurt/M – Berlin
Titel der Originalausgabe:
CLANS OF THE ALPHANE MOON
Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Ronald M. Hahn

Neuausgabe

Umschlaggestaltung:
Hansbernd Lindemann
Umschlagillustration:
Oliver Scholl
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 1967 by the Estate of
Philip K. Dick
Übersetzung Copyright © 1988 by
Verlag Ullstein GmbH,
Frankfurt/M – Berlin
Printed in Germany 1988
Gesamtherstellung:
Ebner Ulm
ISBN 3 54.831.171 7
August 1988

CIP-Titelaufnahme
der Deutschen Bibliothek
Dick, **Philip K.**:

Die Clans des Alpha-Mondes: Roman / Philip K. Dick. [Aus d.
Amerikan. übers. von Ronald M. Hahn]. – Neuausg. – Frank-
furt/M; Berlin: Ullstein, 1988
(Ullstein-Buch; Nr. 31.171:
Science-fiction)

Einheitssach.: Clans of the alphane moon <dt. >
ISBN 3-548-31.171-7 NE: GT

1. Kapitel

Bevor er den Sitzungssaal des Hohen Rates betrat, schickte Gabriel Baines sein von den Manis hergestelltes Simulacrum voraus, um festzustellen, ob es angegriffen wurde. Das Simulacrum – man hatte es so sorgfältig konstruiert, daß es Baines in jeder Einzelheit glich – konnte zwar, da der erfindungsreiche Mani-Clan es hergestellt hatte, auch viele andere Dinge tun, doch Baines setzte es nur bei Manövern ein, die der Verteidigung dienten. Die Erhaltung des eigenen Lebens und seine Zugehörigkeit zur im Norden des Mondes gelegenen Para-Enklave Adolfville waren das Wichtigste für ihn.

Natürlich war Baines auch oft außerhalb Adolfvilles gewesen, doch sicher – beziehungsweise relativ sicher – fühlte er sich nur hier, hinter den festen Stadtmauern seiner Heimat, der Para-Stadt. Was bewies, daß seine Zugehörigkeit zum Para-Clan nicht gestellt oder nur ein Lippenbekenntnis war, mit dem er sich Zutritt zum solidesten, stabilsten und urbansten Gemeinwesen überhaupt verschafft hatte. Baines meinte es zweifellos ernst... und er glaubte auch nicht, daß ihn irgend jemand als Person anzweifelte.

Da war zum Beispiel sein Besuch in den unglaublich elenden Hütten der Hebs gewesen. Er hatte kürzlich nach entflohenen Angehörigen einer Arbeitsbrigade gesucht. Da es sich bei ihnen um Hebs gehandelt hatte, hatten sie sich vermutlich nach Ghanditown durchgeschlagen. Das Problem jedoch bestand – zumindest für ihn – darin, daß die Hebs alle gleich aussahen: Wie schmutzige, vornübergebeugte Geschöpfe mit besudelten Kleidern, die ständig kicherten und sich nicht auf komplizierte Verfahren konzentrieren konnten. Man konnte sie nur für einfache handwerkliche Tätigkeiten einsetzen, das war alles. Doch da die Befestigungen Adolfvilles wegen der Mani-Raubzüge ständig erneuert werden mußten, mußte man handwerkliche Tätigkeiten gegenwärtig ziemlich teuer bezahlen. Und kein Para wollte sich die Hände schmutzig machen. Jedenfalls hatte Gabriel Baines zwischen den verfallenen Hütten und dürftigen, von Menschenhand erschaffenen Gebilden der Hebs das reine Entsetzen und das Gefühl einer sich nahezu endlos ausbreitenden Bloßstellung empfunden. Die Siedlung war eine bewohnte Müllkippe aus Pappdeckelbehausungen. Die Hebs

hatten allerdings nichts dagegen einzuwenden. Sie lebten in friedlichem Gleichgewicht inmitten ihres eigenen Mülls.

Heute, bei der halbjährlich stattfindenden Ratssitzung, würden die Hebs natürlich einen Sprecher schicken. Wenn er, Baines, für die Paras sprach, würde er sich im wahrsten Wortsinne mit einem ekelhaften Heb im gleichen Raum sitzend wiederfinden. Derartiges verlieh seiner Aufgabe wenig Würde. Vielleicht war es in diesem Jahr wieder die dicke Sarah Apostoles, die Frau mit dem widerborstigen Haar.

Doch der Mani-Vertreter war noch bedrohlicher. Weil die Manis ihn, wie jeden Para, entsetzten. Ihre gnadenlose Brutalität schockierte ihn; er konnte sie nicht verstehen, weil sie so ziellos waren. Baines hatte die Manis jahrelang einfach als gefährlich eingestuft – doch das erklärte sie noch nicht. Sie *genossen* die Gewalt; sie empfanden perverse Freude beim Zerstören von Dingen und beim Einschüchtern anderer, besonders, wenn es sich um Paras wie ihn handelte.

Doch auch sein Wissen um diese Dinge half ihm nicht gänzlich. Er verspürte aufgrund der vorprogrammierten Konfrontation mit dem Mani-Delegierten Howard Straw trotzdem ein ungutes Gefühl.

Baines' Simulacrum kehrte mit einem asthmatischen Winseln zurück. Auf dem Gesicht der künstlichen, ihm ähnlich sehenden Miene lag ein starres Lächeln. »Alles in Ordnung, Sir. Kein tödliches Gas, keine elektrischen Entladungen gefährlichen Grades, kein Gift im Wasserspender, keine Schießscharten für Laserflinten, keine verborgenen Höllenmaschinen. Ich würde meinen, Sie können sicher eintreten.« Das Simulacrum blieb klackend stehen und verfiel in Schweigen.

»Ist dir niemand begegnet?« fragte Baines mißtrauisch.

»Es ist noch keiner da«, sagte das Simulacrum. »Abgesehen natürlich von dem Heb, der den Saal reinigt.«

Baines, sein Leben lang an Vorsichtsmaßnahmen gewöhnt, öffnete die Tür nur so weit, wie es der Sicherheit dienlich war, und erhaschte einen kurzen Blick auf den Heb.

Der Heb – ein Mann – schrubbte den Boden auf die für seine Klasse typisch langsame, monotone Weise. Außerdem zeigte sein Gesicht den typisch blöden Heb-Ausdruck, als würde seine Tätigkeit ihn erheitern. Möglicherweise konnte er diesen Gesichtsausdruck monatelang aufrechterhalten, ohne sich zu langweilen. Hebs wurden ihrer Aufgaben schon deswegen nicht

überdrüssig, weil sie sich nicht mal die Vorstellung einer Ablenkung vorstellen konnten. Natürlich, dachte Baines, hat auch die Einfalt ihren Wert. Ignatz Ledebur, der berühmte Heb-Frömmel, dessen Seele Glanz verbreitete, wenn er von Ort zu Ort wanderte, um die Wärme seiner harmlosen Persönlichkeit zu verbreiten, hatte ihn zum Beispiel beeindruckt. Und der hier sah auch nicht gerade gefährlich aus...

Immerhin unternahmen die Hebs – nicht einmal die Tugendhaftesten von ihnen – nie den Versuch, einen zu ihrem Glauben zu bekehren, wie etwa die Schizo-Mystiker. Die Hebs wollten ausnahmslos nur in Ruhe gelassen werden; sie wollten sich einfach nicht vom Dasein beuteln lassen, deswegen entsagten sie den Verwicklungen des Lebens von Jahr zu Jahr mehr. Sie kehrten wohl, stellte Baines sich vor, in die pure Dummheit zurück, die für einen Heb der Idealzustand war.

Baines überprüfte seine Laserpistole – sie war in Ordnung – und faßte den Entschluß, einzutreten. Also ging er Schritt für Schritt in den Sitzungssaal des Hohen Rates hinein, nahm sich einen Stuhl und wechselte dann abrupt zu einem anderen. Der erste war zu nah am Fenster gewesen: Dort bot er für jeden, der sich draußen aufhielt, ein zu gutes Ziel.

Um seine Stimmung ein wenig zu heben, während er auf die Ankunft der anderen wartete, entschloß er sich, den Heb auf den Arm zu nehmen. »Wie heißen Sie?« fragte er.

»J-jacob Simion«, sagte der Heb. Er schrubpte, ohne sein dämmliches Standardgrinsen zu verändern, weiter den Boden. Hebs merkten es nie, wenn man sie aufzog. Und wenn sie es merkten, machte es ihnen nichts aus. Sie waren allem gegenüber apathisch eingestellt; so war ihre ganze Art.

»Gefällt Ihnen die Arbeit, Jacob?« fragte Baines und steckte sich eine Zigarette an.

»Klar doch«, sagte der Heb. Dann kicherte er.

»Haben Sie schon immer Böden geschrubbt?«

»Häh?« Der Heb war offenbar nicht in der Lage, die Frage zu verstehen.

Die Tür öffnete sich, und die schwerfällige, hübsche Annette Golding, die Poly-Delegierte, erschien mit einem Täschchen unter dem Arm. Ihr rundes Gesicht war gerötet, und ihre grünen Augen leuchteten, als sie nach Luft schnappte. »Ich dachte schon, ich hätte mich verspätet.«

»Nein«, sagte Baines. Er stand auf, um ihr einen Stuhl anzubieten, und musterte sie mit professionellem Blick. Nichts deutete an, daß sie ihre Waffe mitgebracht hatte. Aber sie konnte eingekapselte wilde Sporen in den Backentaschen versteckt haben. Er dachte sofort darüber nach, als er wieder Platz nahm – und diesmal einen Stuhl am hinteren Tischende wählte. Entfernung...ein nicht zu unterschätzender Faktor.

»Wie warm es hier ist«, sagte Annette, immer noch schwitzend. »Ich bin alle Treppen hochgerannt.« Sie lächelte ihn auf die unkünstliche Weise an, die manche Polys auszeichnete. Sie wirkte anziehend auf ihn. Hätte sie doch nur ein bißchen abnehmen können. Aber Annette gefiel Baines auch so, deswegen nutzte er die Gelegenheit, sie ein bißchen zu necken, wobei durchaus erotische Untertöne mitklangen.

»Annette«, sagte er, »du bist ein sehr erfreulicher und angenehmer Anblick. Es ist eine Schande, daß du nicht heiratest. Wenn du mich heiraten würdest...«

»Ja, Gabe«, sagte Annette lächelnd, »dann hätte ich einen Beschützer. – Lackmuspapier in jeder Zimmerecke; Atmosphären-Analysatoren, die ständig vor sich hinblubbern; eine Erdungsausrüstung, für den Fall, daß irgendwelche Strahlen...«

»Bleib ernst«, unterbrach Baines sie. Er fragte sich, wie alt sie war; bestimmt nicht älter als zwanzig. Und wie alle Polys war sie kindlich. Die Polys wurden nicht erwachsen; sie blieben wankelmüsig. Bestand Polyismus aus nichts anderem als den Nachwehen einer ziellosen Kindheit? Schließlich wurden auch die Kinder der anderen Mond-Clans als Polys geboren. Sie gingen als Polys in die zentrale Gemeinschaftsschule und änderten sich erst im zehnten oder elften Lebensjahr. Doch manche, wie Annette, änderten sich nie.

Annette öffnete die Handtasche und entnahm ihr ein Tütchen mit Süßigkeiten. Sie fing rasch an zu essen. »Ich fühle mich nervös«, erklärte sie. »Deswegen muß ich essen.« Sie hielt Baines das Tütchen hin, doch er lehnte ab – man konnte schließlich nie wissen. Er hatte sein Leben jetzt seit fünfunddreißig Jahren bewahrt, und er hatte nicht vor, es wegen eines trivialen Impulses zu verlieren. Wenn man vorhatte, noch einmal fünfunddreißig Jahre zu leben, mußte man alles einkalkulieren und im voraus bedenken.

»Ich nehme an, Louis Manfreti wird den Schizo-Clan in diesem Jahr wieder vertreten«, sagte Annette. »Ich höre ihm

immer gern zu. Er erzählt immer so interessante Sachen. Die Visionen, die er von urzeitlichen Dingen hat... Von irdischen und himmlischen Bestien, von Ungeheuern, die sich unterirdische Schlachten liefern...« Sie lutschte nachdenklich auf einem Bonbon herum. »Glaubst du, daß die Visionen, die die Schizos haben, echt sind, Gabe?«

»Nein«, sagte Baines wahrheitsgemäß.

»Warum grübeln und reden sie dann die ganze Zeit darüber? Also müssen sie für sie doch irgendwie real sein.«

»Mystizismus«, sagte Baines verächtlich. Dann zog er die Nase hoch; irgendein unnatürlicher Geruch drang auf ihn ein, irgend etwas Süßes. Er erkannte, daß es der Duft von Annettes Haar war, und er entspannte sich. *Oder soll der Duft mich gerade dies denken lassen?* fragte er sich plötzlich und versteifte sich. »Du hast ein hübsches Parfüm«, sagte er listig. »Wie heißt es?«

»Wilde Nacht«, sagte Annette. »Ich habe es von einem Hausierer von Alpha II gekauft. Es hat mich neunzig Lappen gekostet, aber es riecht herrlich, findest du nicht auch? Ein ganzes Monatsgehalt.« Ihre dunklen Augen blickten traurig drein.

»Heirate mich«, fing Baines erneut an, dann brach er ab.

Der Dep-Vertreter war aufgetaucht. Er stand im Eingang, und sein furchtgeplagtes, konkaves Gesicht mit den starrenden Augen schien Baines bis in die Tiefen seines Herzens zu durchdringen. Guter Gott. Baines ächzte, ohne zu wissen, ob er dem armen Dep gegenüber Mitleid oder reine Verachtung empfinden sollte. Schließlich konnte der Mann sich doch zusammennehmen. Alle Deps konnten sich zusammennehmen – vorausgesetzt, sie hatten den Mut dazu. Doch die Dep-Siedlung im Süden zeigte nicht die geringste Courage. Der Dep an der Tür bewies augenfällig, daß es auch ihm an Mut mangelte. Er blieb zögernd im Eingang stehen, weil er Angst hatte einzutreten, aber dennoch war er seinem Schicksal so ergeben, daß er es in Kürze trotzdem tun würde. Er würde exakt das tun, was er am meisten fürchtete... Ein Ob-Kom würde an seiner Stelle einfach in Zweierreihen bis zwanzig zählen, sich umdrehen und flüchten.

»Kommen Sie doch rein, bitte«, redete Annette ihm liebenswürdig zu und deutete auf einen Stuhl.

»Was hat das Gespräch schon für einen Sinn?« sagte der Dep und trat langsam, vor Hoffnungslosigkeit die Schultern hängen lassend, ein. »Wir nehmen uns doch nur gegenseitig auseinander. Ich sehe gar keinen Sinn darin, diese Spektakel einzuberufen.« Dennoch nahm er ergeben Platz und blieb mit gesenktem Kopf und sinnlos verschränkten Händen sitzen.

»Ich bin Annette Golding«, sagte Annette, »und das ist Gabriel Baines, der Para. Ich bin ein Poly. Du bist ein Dep, nicht wahr? Ich erkenne es daran, wie du auf den Boden starrst.« Sie lachte, aber mit Sympathie.

Der Dep sagte nichts; er nannte nicht einmal seinen Namen. Baines wußte, daß es den Deps schwerfiel, reden zu müssen. Es war schwierig für sie, die Energie aufzubringen. Der Dep war wahrscheinlich deswegen zu früh gekommen, weil er Angst hatte, er könne sich verspäten. Überkompensation, typisch für sie. Baines mochte die Deps nicht. Sie nützten weder sich selbst noch den anderen Clans etwas. Warum starben sie nicht? Und im Gegensatz zu den Hebs taugten sie nicht einmal etwas als Arbeiter. Sie lagen auf dem Boden und starnten, aller Hoffnung bar, blicklos in den Himmel.

Annette beugte sich zu Baines hinüber und sagte leise: »Muntere ihn auf.«

»Den Teufel werde ich«, sagte Baines. »Was geht mich das an? Es ist doch sein Fehler, daß er so ist. Er könnte sich ändern, wenn er wollte. Würde er sich anstrengen, könnte er an etwas Positives glauben. Sein Los ist nicht schlimmer als das, das wir anderen zu tragen haben, vielleicht sogar noch besser. Schließlich arbeiten Deps im Schneckentempo. Ich wäre froh, wenn ich so wenig Arbeit hätte wie ein durchschnittlicher Dep...«

Jetzt kam eine hochgewachsene Frau in den mittleren Jahren und einem langen grauen Mantel durch die Tür. Es war Ingrid Hibbler, die Ob-Kom. Stumm vor sich hinzählend, ging sie immer wieder um den Tisch herum und berührte sämtliche Stühle. Baines und Annette warteten. Der Heb, der den Boden schrubpte, schaute auf und kicherte. Der Dep starrte weiterhin fortwährend blicklos zu Boden. Endlich fand Miss Hibbler einen Stuhl, dessen Numerologie sie befriedigte; sie zog ihn zurück, nahm starr Platz und drückte die Hände eng gegeneinander. Ihre Finger arbeiteten mit hoher Geschwindigkeit, als stricke sie zu ihrem eigenen Schutz irgendein Kleidungsstück.

»Ich habe Straw auf dem Parkplatz getroffen«, sagte sie und zählte lautlos vor sich hin. »Unseren Mani. Puh, er ist eine schreckliche Person. Er hätte mich beinahe mit seinem Wagen überfahren. Ich mußte...«

Sie brach ab. »Na, ist ja egal. Aber es ist schwer, sich von seiner Aura zu befreien, wenn sie einen einmal infiziert hat.« Sie schüttelte sich.

Ohne sich an irgend jemanden im besonderen zu wenden, sagte Annette: »Wenn Manfreti dieses Jahr wieder der Schizo ist, kommt er wahrscheinlich durchs Fenster statt durch die Tür.« Sie lachte fröhlich. »Und auf den Heb warten wir natürlich auch noch«, fügte sie hinzu.

»Ich bin der D-delegierte aus Gandhitown«, sagte der Heb Jacob Simion und bewegte auf monotone Weise seinen Schrubber. »Ich d-dachte nur, ich könnte was tun, solange ich w-warte.« Er lächelte die Anwesenden arglos an.

Baines seufzte. Der Vertreter der Heb war ein Putzmann. Aber natürlich – sie waren *alle* Putzmänner, und wenn nicht in Wirklichkeit, so doch potentiell. Dann fehlten also nur noch der Schizo und der Mani. Howard Straw würde aufkreuzen, sobald er damit fertig war, über den Parkplatz zu rasen, um die restlichen eintreffenden Delegierten zu erschrecken. Er soll es bloß nicht wagen, mich einzuschüchtern, dachte Baines. Seine Laserpistole war nämlich keine Simulation. Und außerdem wartete vor dem Saal immer noch das Simulacrum, das er nur zu rufen brauchte.

»Welches Ziel verfolgt die Sitzung diesmal?« fragte Miss Hibbler, die Ob-Kom, und zählte rasch, die Augen geschlossen, mit tanzenden Fingern: »Eins, zwei; eins zwei.«

»Ich habe ein Gerücht gehört«, sagte Annette. »Man hat ein fremdes Schiff gesichtet, das nicht den Händlern von Alpha II gehört. Wir sind uns dessen ziemlich sicher.« Sie aß weiterhin ihre Bonbons. Baines sah mit grimmiger Erheiterung, daß sie inzwischen fast den ganzen Tüteninhalt verputzt hatte. Annette litt, wie er wußte, an einer doppelten Hirnstorung, einer Überfunktion der Sektion, die den Eßtrieb steuerte. Wenn sie verkrampt oder beunruhigt war, wurde es schlimmer.

»Ein Schiff«, sagte der Dep und rührte sich. »Vielleicht kann es uns aus dieser verfahrenen Situation herausholen.«

»Aus welcher verfahrenen Situation?« fragte Miss Hibbler.

Der Dep rührte sich und sagte: »Das wissen Sie doch.« Mehr brachte er nicht zusammen. Er wurde schweigsam und verfiel wieder in sein düsteres Koma. Für die Deps war grundsätzlich alles eine verfahrene Situation. Aber trotzdem fürchteten natürlich auch sie die Veränderung. Baines' Verachtung nahm zu, als er darüber nachdachte. Aber... ein Schiff. Seine Verachtung für den Dep verwandelte sich in Alarmiertheit. Stimmte es tatsächlich?

Straw, der Mani, würde es wissen. Die Manis aus Da Vinci Heights verfügten über komplizierte technische Anlagen, mit denen sie den einkommenden Verkehr beobachten konnten. Möglicherweise war die ursprüngliche Meldung aus Da Vinci Heights gekommen... Es sei denn, natürlich, ein Schizo-Mystiker hatte das Schiff während einer Vision gesehen.

»Wahrscheinlich ist es ein Trick«, sagte Baines laut.

Alle im Raum Anwesenden – einschließlich des finster blickenden Dep – sahen ihn an. Der Heb hörte sogar zeitweise auf, den Boden zu schrubben.

»Die Manis«, erklärte Baines, »versuchen doch alles. Es entspricht nun mal ihrem Charakter, sich Vorteile über uns andere zu verschaffen, um es uns heimzuzahlen.«

»Wofür?« fragte Miss Hibbler.

»Sie wissen doch, daß die Manis uns hassen«, sagte Blaines. »Weil sie primitive, barbarische Raufbolde sind; übelriechende Sturmtruppler, die sofort zur Waffe greifen, wenn sie das Wort ›Kultur‹ hören. Es steckt in ihrem Metabolismus; sie sind alte Rohlinge.« Aber dennoch war dies nicht die ganze Erklärung. Wenn er ganz ehrlich war, hatte er keine Ahnung, warum die Manis so darauf aus waren, die anderen zu jagen – es sei denn, so lautete seine Theorie, aus reiner Freude, anderen Schmerzen zuzufügen. *Nein*, dachte er, es muß mehr dahinterstecken. Bosheit und Neid; sie müssen uns hassen, weil wir ihnen kulturell überlegen sind. So mannigfaltig es in Da Vinci Heights auch zugeht, es gibt dort weder Ordnung noch ästhetische Einheit; alles ist eine Mixtur aus unvollkommenen, sogenannten »schöpferischen« Projekten, die zwar angefangen, aber nie beendet werden.

»Straw ist etwas bärbeißig«, sagte Annette langsam, »das gebe ich ja zu. Er gehört eben zur typisch rücksichtslosen Art. Aber warum sollte er ein fremdes Schiff melden, wenn niemand

es gesehen hat? Dafür hast du noch keinen klaren Grund genannt.«

»Aber ich weiß«, sagte Baines halsstarrig, »daß die Manis, und besonders Howard Straw, gegen uns sind. Wir sollten gewisse Schritte unternehmen, um uns vor ihnen zu schützen...« Er hielt inne, weil die Tür aufging und Straw schroff den Raum betrat.

Er war rothaarig, groß und kräftig, und er grinste. Das Auftauchen eines fremden Schiffes auf ihrem winzigen Mond schien *ihn* nicht zu stören.

Jetzt fehlte nur noch der Schizo. Aber der würde wahrscheinlich, wie üblich, eine Stunde zu spät auftauchen. Bestimmt wanderte er in Trance irgendwo umher, verloren in den umwölkten Visionen einer archetypischen Wirklichkeit aus kosmischen Proto-Kräften, die unter dem zeitlichen Universum lagen, vertieft in den pausenlosen Anblick der sogenannten *Urwelt*.

Dann können wir es uns wohl bequem machen, entschied Baines. Und zwar so bequem wie möglich; jetzt, wo Straw bei uns ist. Und Miss Hibbler. Die beiden waren ihm mehr oder weniger egal. Genaugenommen interessierte er sich für keinen der Delegierten, außer vielleicht für Annette und ihren übermäßig, bemerkenswerten Busen. Aber mit ihr kam er auch nicht weiter. Wie üblich.

Aber es war nicht seine Schuld. Die Polys waren alle so – man wußte nie, welchen Weg sie einschlugen. Hatte man ein Ziel, nahmen sie die Gegenposition ein und stellten sich gegen das Diktat der Logik. Trotzdem waren sie nicht so rückwärtsgewandt wie die Schizos oder so hirnlose Automaten wie die Hebs. Sie waren überaus *lebendig*. Und das gefiel ihm an Annette so – ihre Quickelebendigkeit und Frische.

Wenn er sie sah, kam er sich wirklich starr und metallisch vor, wie vom dicken Stahl einer archaischen Waffe aus einem sinnlosen, seit Unzeiten tobenden Krieg umhüllt. Annette war zwanzig, er war fünfunddreißig; vielleicht war das die Erklärung. Aber daran glaubte er nicht. Und dann dachte er: *Ich wette, sie will, daß ich mich so fühle. Sie tut es absichtlich, damit ich mich schlecht fühle.*

Seine Reaktion bestand darin, daß er urplötzlich den eisigen, sorgfältig abgemessenen Para-Haß für sie verspürte.

Annette, Gedankenlosigkeit simulierend, fuhr damit fort, die restlichen Bonbons aus ihrer Tüte zu verspeisen.

Diamond, der Schizo-Delegierte der halbjährlichen Sitzung in Adolfville, blickte über die Landschaft der Welt und sah unter und über ihr die roten und weißen Zwillingsdrachen, den Tod und das Leben. Die Drachen, die sich im Kampf umklammerten, brachten die Ebene zum Erzittern. Über ihnen teilte sich der Himmel. Die verschrumpelte, sich allmählich auflösende, graue Sonne warf – falls man es überhaupt so nennen konnte – nur wenig Behaglichkeit auf die Welt, die rasch ihre geringe Lebenskraft verlor.

»Halt«, sagte Omar, hob eine Hand und wandte sich den Drachen zu.

Ein Mann, der mit einem Mädchen mit welligem Haar über den Bürgersteig des Innenstadtdistrikts von Adolfville ging, blieb stehen. Das Mädchen sagte: »Was ist denn los mit ihm? Er macht irgend etwas.« Widerwille.

»Es ist nur ein Schizo«, sagte der Mann amüsiert, »der sich in seinen Visionen verloren hat.«

»Der ewige Krieg ist wieder ausgebrochen«, sagte Omar. »Die Mächte des Lebens sind im Abnehmen begriffen. Ist denn kein Mensch in der Lage, die fatale Entscheidung zu treffen, sein Leben in einem Opferakt aufzugeben, um sie wiederherzustellen?«

Der Mann zwinkerte seiner Frau zu und sagte: »Du weißt ja, manchmal kann man diesen Typen eine Frage stellen und kriegt eine interessante Antwort. Na los, frag ihn was – etwas Großes und Bedeutendes, so wie: >Was ist der Sinn des Lebens?< Frag ihn bloß nicht so was Simples wie: >Wo ist die Schere, die ich gestern verlegt habe?<« Er drängte sich nach vorn.

Vorsichtig sprach die Frau Omar an. »Entschuldigen Sie, aber ich habe mich immer gefragt, ob es ein Leben *nach* dem Tode gibt.«

»Es gibt keinen Tod«, sagte Omar. Die Frage erstaunte ihn; sie basierte auf großem Unwissen. »Das, was Sie sehen und >Tod< nennen, ist nur das Keimstadium, in dem die neue Lebensform schlummernd auf den Ruf wartet, die nächste Inkarnation anzunehmen.« Er hob die Arme und deutete hinaus. »Verstehen Sie? Der Drache des Lebens kann nicht erschlagen werden. Selbst wenn sein Blut rot über die Wiese rinnt – neue

Versionen seines Ichs entstehen auf allen Seiten. Die in die Erde eingegrabene Saat erhebt sich erneut.« Dann ging er weiter und ließ den Mann und die Frau hinter sich.

Ich muß in das sechsstöckige Steingebäude gehen, sagte Omar sich. Dort wartet der Rat. Howard Straw, der Barbar. Miss Hibbler, die Griesgrämige, von Zahlen besessen. Annette Golding, die Verkörperung des Lebens an sich, die sich in alles hineinstürzt, das sie werden läßt. Gabriel Baines, der Mann, der unter dem Zwang leidet, sich Verteidigungsstrategien gegen etwas ausdenken zu müssen, das niemanden angreift. Der Einfältige mit dem Schrubber, der Gott näher ist als jeder von uns. Und der Traurige, der nie aufschaut, der Mann ohne Namen. Wie soll ich ihn nennen? Vielleicht Otto. Nein, ich glaube, ich nenne ihn Dino. Dino Watters. Er wartet auf den Tod, ohne zu wissen, daß er in Erwartung eines nichtexistenten Phantoms lebt. Nicht einmal der Tod kann ihn vor seinem eigenen Ich beschützen.

Als er am Fuß des großen, sechsstöckigen Gebäudes stand – dem größten in der Para-Siedlung Adolfville –, levitierte er. Er bumste gegen das richtige Fenster und kratzte mit den Fingernägeln an der Scheibe, bis endlich jemand kam, um ihn hereinzulassen.

»Kommt Mr. Manfreti nicht?« fragte Annette.

»Er ist in diesem Jahr nicht erreichbar«, erklärte Omar. »Er ist in einen anderen Bereich übergewechselt und sitzt nur da; man muß ihn durch die Nase zwangsernähren.«

»Würg«, sagte Annette und schüttelte sich. »Katatonie.«

»Legt ihn um«, sagte Straw rauh, »dann habt ihr ihn vom Hals. Diese falschen Fuffziger sind mehr als nutzlos; sie lassen euch nur ausbluten. Kein Wunder, daß eure Siedlung so arm ist.«

»Materiell arm«, stimmte Omar ihm zu, »aber reich an ewigen Werten.«

Er hielt sich weit von Straw entfernt. Der Mann war ihm völlig gleichgültig. Straw war trotz seines Namens ein Knochenbrecher. Er hatte Spaß am Zerschmettern und Zermahlen. Er war grausam, weil er gern so war, nicht weil die Umstände es erforderten. Straw war freiwillig böse.

Aber da war auch noch Gabe Baines. Auch Baines konnte – wie jeder Para – grausam sein. Er war so darauf versessen, sich vor Schäden zu bewahren, daß er bedenkenlos Gemeinhei-

ten beging. Man konnte ihn, ebensowenig wie Straw, deswegen tadeln.

Als Omar seinen Platz einnahm, sagte er: »Gesegnet sei diese Versammlung. Und laßt uns Neuigkeiten von lebenspendenden Dingen hören, statt die der Aktivitäten des Drachen des Bösen.« Er wandte sich zu Straw um. »Wie sieht die Information aus, Howard?«

»Es geht um ein bewaffnetes Schiff«, sagte Straw mit einem breiten, grimmigen Lächeln. Er weidete sich in ihrer kollektiven Angst. »Es ist kein Händler von Alpha II, sondern stammt aus einem völlig anderen System. Wir haben einen Telepathen eingesetzt, um ihre Gedanken zu lesen. Sie sind nicht in einer Handelsmission unterwegs, sondern kommen, um...« Er brach ganz bewußt ab, ohne den Satz zu beenden. Er wollte sehen, wie sie sich krümmten.

»Wir müssen uns verteidigen«, sagte Baines. Miss Hibbler nickte, und Annette – nach kurzem Zögern – ebenso. Sogar der Heb hatte sein Gekicher eingestellt und zeigte nun eine unbehagliche Miene. »Wir in Adolfville«, sagte Baines, »werden natürlich die Verteidigung organisieren. Wir gehen davon aus, Straw, daß Ihre Leute für die technische Ausrüstung sorgen. Wir erwarten eine Menge von Ihnen. In Zeiten wie diesen erwarten wir, daß Sie sich für das Allgemeinwohl einsetzen.«

»Das ›Allgemeinwohl‹«, höhnte Straw. »Sie meinen *unser* Wohl.«

»Mein Gott«, sagte Annette, »müssen Sie denn immer so verantwortungslos sein, Straw? Können Sie nicht einmal an die Konsequenzen denken? Denken Sie doch wenigstens an unsere Kinder. Wir müssen wenigstens *sie* beschützen.«

Omar Diamond sprach ein Gebet vor sich hin. »Laß die Kräfte des Lebens sich erheben und auf dem Schlachtfeld triumphieren. Laß den weißen Drachen dem roten Fleck des Scheintodes entgehen; stülpe deinen schützenden Schoß über dieses kleine Land und bewahre es vor jenen, die im Lager des Unheiligen stehen.« Und dann fiel ihm plötzlich wieder ein, was er auf dem Weg zu Fuß hierher geschaut hatte: Einen Vorboten der Ankunft des Feindes. Ein Strom aus Wasser hatte sich in Blut verwandelt, als er über ihn hinweggegangen war. Jetzt wußte er, was das Zeichen bedeutete. Krieg und Tod, und vielleicht die Vernichtung der sieben Clans und der sieben

Städte – sechs, wenn man die Müllkippe nicht mitzählte, die den Lebensraum der Hebs darstellte.

Dino Watters, der Dep, murmelte heiser: »Wir sind dem Untergang geweiht.«

Alle sahen ihn an, sogar Jacob Simion, der Heb. Es war typisch für einen Dep.

»Vergib ihm«, flüsterte Omar. Und irgendwo im Reich des Unsichtbaren hörte der Geist des Lebens zu, reagierte und vergab dem fast sterbenden Geschöpf, das Dino Watters – aus der Dep-Siedlung Cotton Mather Estates – war.

2. Kapitel

Ohne dem alten Wohnsilo mit seinen porösen Rigipswänden, dem schwachen, wahrscheinlich beschädigten Beleuchtungssystem, dem archaischen Bildfenster und den schäbigen, altmodisch gefliesten Böden mehr als einen kurzen Blick zu widmen, sagte Chuck Rittersdorf: »Für mich wird's reichen.« Er zückte sein Scheckheft und krümmte sich beim Anblick der schmiedeeisernen Zentralheizung. Er hatte dergleichen seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen.

Doch die Besitzerin des heruntergekommenen Gebäudes runzelte mißtrauisch die Stirn, als sie seine Ausweispapiere entgegennahm. »Laut dieser Unterlagen sind Sie verheiratet, Mr. Rittersdorf – und haben Kinder. Es ist nicht gestattet, eine Frau und Kinder mit in diese Wohnung zu bringen. Wir haben sie in der Anzeige ›für einen nichttrinkenden Junggesellen mit Arbeitsplatz‹ ausgeschrieben, und...«

Chuck sagte müde: »Es trifft genau auf mich zu.« Die dicke Hausbesitzerin sie war in den mittleren Jahren und trug ein Kleid aus venusischer Pfeifgrillenhaut und Wobfellschuhe – ging ihm auf die Nerven. Schon jetzt war es eine miese Erfahrung. »Ich lebe von meiner Gattin getrennt. Die Kinder sind bei ihr. Deswegen brauche ich diese Wohnung.«

»Aber sie wird Sie besuchen kommen.« Die Frau hob die purpurgetönten Brauen.

»Da kennen Sie meine Frau aber schlecht«, sagte Chuck.

»Erzählen Sie mir doch nichts. Ich kenne die Bundesscheidungsgesetze. Sie sind nicht mehr wie früher, als die Bundesstaaten noch allein zu bestimmen hatten. Sie waren schon vor Gericht, wie? Haben Sie zum ersten Mal die Papiere gekriegt?«

»Nein«, gab Chuck zu. Für ihn fing es erst an. Gestern abend war er zu später Stunde ins Hotel gegangen. Die Nacht davor war seine letzte Kampfnacht gewesen, um das Unmögliche zu erreichen – nämlich weiterhin mit Mary zusammenzuleben.

Er gab der Hausbesitzerin den Scheck. Sie gab ihm seine Papiere zurück und ging. Sobald sie die Tür geschlossen hatte, ging Chuck zum Fenster und warf einen Blick auf die Straße, die sich unter ihm ausbreitete. Er sah Autos, Jet-Gleiter, Außenaufzüge und Laufwege für die Fußgänger. Bald würde er Nat Wilder, seinen Anwalt, anrufen müssen. Sehr bald.

Die Ironie des Zusammenbruchs ihrer Ehe hatte ihm den Rest gegeben. Für den Beruf seiner Frau – sie war eine Meisterin ihres Fachs – war die Ehe sozusagen vorgeschrieben. Tatsächlich hatte sie im kalifornischen Marin County, wo sie ihr Büro unterhielt, den Ruf, die Beste ihres Fachs zu sein. Gott allein wußte, wie viele kaputte menschliche Beziehungen sie geheilt hatte. Und doch hatte ausgerechnet ihr diesbezügliches Talent durch einen meisterhaften Schlag der Ungerechtigkeit dazu beigetragen, ihn in dieses abscheuliche Silo zu treiben. Weil Mary sich trotz ihrer Erfolge nicht dem Gefühl widersetzen konnte, Verachtung für ihn zu empfinden. Und ihre Verachtung war in den letzten Jahren immer größer geworden.

Es war eine Tatsache – und er mußte sich ihr stellen –, daß er in seinem Beruf nicht annähernd so erfolgreich gewesen war wie sie.

Sein Job, der ihm persönlich eine Menge Spaß machte, war der eines Simulacrum-Programmierers im Geheimdienst der Regierung in Cheyenne. Er war für die endlose Propaganda und Agitation gegen den Ring der kommunistischen Staaten zuständig, die die USA umgaben. Zwar glaubte Chuck persönlich fest an seine Tätigkeit, doch man konnte sie kaum eine hochbezahlte oder edle Berufung nennen. Die Programme, die er austüftelte – um ein anderes Wort zu vermeiden –, waren infantil, verlogen und von Vorurteilen geprägt. Ihr Hauptziel bestand in der Schulung der Kinder der USA, in den kommunistischen Anliegerstaaten und der gewaltige Masse der Erwachsenen mit niedrigem Bildungsstand. Nahm man es genau, war er ein Zeilenschinder. Das hatte Mary ihm mehr als einmal zu verstehen gegeben.

Ob er nun ein Zeilenschinder war oder nicht, er hatte seinen Job ausgeführt, auch wenn ihm im Verlauf seiner sechsjährigen Ehe andere Unternehmen Angebote gemacht hatten. Vielleicht lag es daran, daß es ihm Spaß machte, menschenähnliche Simulacren reden zu hören. Vielleicht lag es auch daran, daß er seine Tätigkeit für allgemein nützlich hielt: Die Vereinigten Staaten waren politisch und wirtschaftlich in der Defensive und mußten sich schützen. Die Regierung brauchte Menschen, die für – zugegeben – niedrige Gehälter arbeiteten, und zwar in Jobs, denen es an heroischen oder großartigen Qualitäten mangelte. *Irgend jemand* mußte die Propaganda-Simulacren schließlich programmieren, die auf der ganzen Welt verteilt

wurden. Die Simulacren mußten schließlich ihren Jobs nachgehen – sie mußten als Vertreter der geheimen Abwehr agitieren, überzeugen und beeinflussen. Aber...

Vor drei Jahren hatte die Krise angefangen. Einer von Marys Klienten – er war in unglaublich komplizierte Eheprobleme verwickelt gewesen und hatte drei Geliebte gleichzeitig gehabt – war Fernsehproduzent. Gerald Feld produzierte die berühmte und einmalige Bunny-Hentman-TV-Show und kontrollierte einen großen Anteil am Unternehmen des populären Komikers. Als kleines Nebengeschäft hatte Mary ihm mehrere Programm-Skripte gegeben, die Chuck für die örtliche CIA-Zweigstelle in San Francisco geschrieben hatte. Feld hatte sie mit Interesse gelesen, weil sie – und dies erklärte Marys Auswahl – einen ordentlichen humoristischen Teil aufgewiesen hatten. Darin bestand Chucks Talent; er programmierte etwas anderes als das übliche, pompöse, feierliche Zeugs... Man sagte seinen Programmen nach, daß sie voller Witz seien und vor Humor sprühten. Feld war zur gleichen Ansicht gelangt. Er hatte Mary gebeten, ein Treffen zwischen ihm und Chuck zu arrangieren.

Und jetzt, als er am Fenster des kleinen, düsteren, alten Silos stand, in das er noch keinen Fetzen Kleidung gebracht hatte, starrte Chuck auf die Straße hinunter und erinnerte sich an das Gespräch mit Mary, das daraus erwachsen war. Es war ein besonders heißes Gespräch gewesen, ganz bestimmt ein klassisches. Es hatte den Bruch zwischen ihnen auf den Punkt gebracht.

Für Mary war die Sache klar gewesen: Hier war eine Job-Möglichkeit; man mußte um jeden Preis am Ball bleiben. Feld würde ihn gut bezahlen, und die Tätigkeit würde gewaltiges Prestige einbringen. Jede Woche würde sein Name zusammen mit denen der anderen Skript-Autoren am Ende der Bunny-Hentman-Show auf dem Bildschirm auftauchen, so daß die ganze Welt ihn lesen konnte. Damit Mary – und das war die Crux – stolz auf seine Arbeit sein konnte, denn sie war nämlich bemerkenswert kreativ. Kreativität war für Mary das Sesam-öffne-Dich zum Leben. Wer für den CIA Propaganda-Simulacren programmierte, die ungebildeten Afrikanern, Lateinamerikanern und Asiaten eine Botschaft vorbrabbelten, war nicht kreativ. Denn solche Botschaften neigten dazu, sich zu wiederholen, und außerdem hatte der CIA in den liberalen, begü-

terten, hochnäsigem Kreisen, in denen Mary verkehrte, einen schlechten Ruf.

»Du bist wie jemand, der in einem Vorortpark die Blätter zusammenharkt«, hatte Mary erzürnt gesagt. »Als wärst du nur auf eine Verbeamtung aus. Du gehst völlig auf Nummer Sicher und drückst dich vor jedem Kampf. Du bist jetzt dreiunddreißig Jahre alt, und schon hast du es aufgegeben, Karriere zu machen. Du hast gar kein Interesse daran, daß etwas aus dir wird.«

»Hör mal«, hatte Chuck barsch gesagt, »bist du eigentlich meine *Mutter oder meine Frau?* Wieso nimmst du dir das Recht heraus, mich zu gängeln? Muß ich denn überhaupt Karriere machen? Soll ich vielleicht noch TERPLAN-Präsident werden? Ist es das, was du willst?« Abgesehen vom Prestige und vom Geld *ging es doch wohl noch um ein bißchen mehr*. Mary wollte offensichtlich einen völlig anderen Menschen aus ihm machen. Sie, die ihn von allen Menschen der Welt am besten kannte, schämte sich seiner. Doch wenn er den Job annahm und für Bunny Hentman schrieb, würde er ein anderer werden – so ungefähr ging ihre Logik.

Chuck konnte sich dieser Logik zwar nicht entziehen, aber er hatte sich ihr dennoch widersetzt. Er würde seinen Job nicht kündigen; er würde keinen anderen annehmen. Irgend etwas in seinem Inneren war einfach zu träge dazu, ob es nun dem Guten oder dem Bösen diente. Der Kern eines Menschen wies eine Hysterese auf; diesen Kern legte man nicht einfach ab.

Draußen, auf der Straße, näherte sich ein weißer Chevrolet Deluxe, ein funkelnndes neues Sechstürenmodell, dem Bordstein und hielt an. Chuck schaute müßig zu, dann registrierte er mit einem ungläubigen Zusammenzucken, daß es sich – unmöglich – um sein ehemals eigenes handelte. Da war Mary schon. Sie hatte ihn schon gefunden.

Dr. Mary Rittendorf, seine Angetraute, war im Begriff, ihm einen Besuch abzustatten.

Chuck empfand Angst und das zunehmende Gefühl des Versagthabens. Es war ihm nicht einmal gelungen, *diese Sache* richtig zu handhaben – ein Silo zu finden, in dem er wohnen konnte, ohne daß Mary ihn aufspürte. In ein paar Tagen konnte Nat Wilder für seinen gesetzlichen Schutz sorgen, aber jetzt, in diesem Stadium, war er hilflos; er mußte sie hereinlassen.

Es war nicht schwierig zu erkennen, wie sie ihn ausfindig gemacht hatte; einfache Aufspürgeräte waren billig und überall zu haben. Wahrscheinlich war Mary zu einer privaten Robot-Ermittlungsagentur gegangen, hatte die Dienste eines *Schnüfflers* gemietet und diesem sein Gehirnwellenmuster präsentiert. Das Ding hatte sich an die Arbeit gemacht und war ihm zu jedem Ort gefolgt, an dem er gewesen war, seit er sie verlassen hatte. Das Aufspüren von Menschen war heutzutage eine exakte Wissenschaft.

Also kann eine Frau, die es darauf anlegt, einen aufzuspüren, dies auch tun, sinnierte er. Wahrscheinlich gab es ein Gesetz dafür; vielleicht konnte man es das Rittersdorf-Gesetz nennen. Im Verhältnis zur Größe des Verlangens, sich vor Aufspürgeräten zu verstecken, hat...

Ein Rattern ertönte an der Hohlkerntür der Wohnung.

Als Chuck mit steifen Beinen unwillig zur Tür ging, dachte er: Sie wird mir einen Vortrag halten, der jeden bekannten Vernunftappell enthält. *Ich* werde natürlich keine Argumente vorbringen können, sondern nur das Gefühl, daß es so nicht weitergehen kann; daß die Verachtung, die sie mir gegenüber an den Tag legt, auf ein Versagen zwischen uns hindeutet, das zu grundlegend ist, um irgendeine Art zukünftiger Intimität zuzulassen.

Er öffnete die Tür. Da stand sie, dunkelhaarig und gertenschlank, in ihrem teuersten (und besten) Naturwolle-Mantel, ohne Make-up; eine kühle, kompetente, gebildete Frau, die ihm in unzähligen Dingen überlegen war. »Hör mal, Chuck«, sagte sie, »so läuft es nun nicht. Ich habe eine Spedition beauftragt, deine Sachen abzuholen und in ein Lagerhaus zu bringen. Ich bin nur wegen eines Schecks hier. Ich will das ganze Geld, das auf deinem Konto ist. Ich brauche es, um Rechnungen zu bezahlen.«

Er hatte sich also doch geirrt; sie äußerte keinen süßen Appell an die Vernunft. Ganz im Gegenteil – seine Gattin zog einen Schlußstrich. Er war völlig gelähmt, er konnte sie nur angaffen.

»Ich habe mit Bob Alfson, meinem Anwalt, gesprochen«, sagte Mary. »Ich habe ihn beauftragt, auf einen Prozeß um das Haus zu verzichten.«

»Was?« sagte er. »Wieso?«

»Damit du deine Haushälfte an mich überschreiben kannst.«

»Warum?«

»Damit ich es zum Verkauf anbieten kann. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß ich ein so großes Haus nicht brauche, das Geld dafür aber sehr wohl. Ich melde Debby in dem Internat im Osten an, wie wir's besprochen haben.« Deborah war ihre Älteste, auch wenn sie erst sechs war; viel zu jung, um von zu Hause fortgeschickt zu werden. Herrjeh.

»Laß mich erst mit Nat Wilder sprechen«, sagte Chuck aufgeregt.

»Ich möchte jetzt den Scheck haben.« Mary machte keine Anstalten, hineinzukommen; sie blieb einfach stehen. Und er fühlte sich verzweifelt und panisch. Es war die Panik des Geschlagenen und Leidenden. Er hatte schon jetzt verloren; sie kriegte ihn dazu, daß er alles tat, was sie wollte.

Als er ging, um sein Scheckheft zu holen, trat Mary ein paar Schritte in die Wohnung hinein. Daß sie ihr mißfiel, brauchte sie nicht erst zu sagen, und sie sagte auch nichts. Er fürchtet sich davor, daß sie es aussprach, deswegen schaute er weg und beschäftigte sich mit dem Ausfüllen des Schecks.

»Übrigens«, sagte Mary in beiläufigem Tonfall, »jetzt, wo wir im Guten auseinandergehen, kann ich auch das Regierungsangebot annehmen.«

»Welches Regierungsangebot?«

»Die Regierung braucht beratende Psychologen für ein Interplan-Projekt. Ich habe dir davon erzählt.« Sie schien nicht die Absicht zu haben, sich die Mühe zu machen, ihn aufzuklären.

»Ach ja.« Er hatte eine schwache Erinnerung. »Diese Wohlfahrtsgeschichte.« Ein Resultat des terranisch-alphanischen Zusammenstoßes von vor zehn Jahren. Ein isolierter Mond im Alpha-System. Terraner hatten ihn besiedelt und waren aufgrund des Krieges vor zwei Generationen abgeschnitten worden. Das Alpha-System, das über Dutzende von Morden und zweißig Planeten verfügte, war eine Brutstätte solcher Zerg-Enklaven.

Mary nahm den Scheck und schob ihn zusammengefaltet in die Manteltasche.

»Zahlt die Regierung was dafür?« fragte Chuck.

»Nein«, sagte Mary distanziert.

Dann würde sie – und das galt auch für die Kinder – also nur von beinern Gehalt leben. Und Chuck begriff: Sie rechnete mit einer gerichtlichen Entscheidung, die ihn zwang, genau das zu tun, was er sich während ihrer sechsjährigen Ehe zu tun ge-

weigert hatte – zu dem, was ihre Ehe überhaupt erst kaputtgemacht hatte. Dank ihres Einflusses auf die Gerichte von Marin County würde sie ein Urteil erwirken, das ihn zwang, seinen Job bei der San-Francisco-Filiale des CIA aufzugeben und sich etwas anderes zu suchen.

»Wie... lange wirst du fort sein?« fragte Chuck. Es war ganz klar, daß sie die Absicht hatte, diese Pause in der Reorganisation ihres Lebens voll auszunutzen. Sie würde sämtliche Dinge tun, die seine Gegenwart ihr – zumindest theoretisch – verwehrten.

»Ungefähr sechs Monate. Es kommt darauf an. Rechne nicht damit, daß wir in Verbindung bleiben. Alfson wird mich vor Gericht vertreten; ich werde nicht kommen.« Und sie fügte hinzu: »Ich habe einen Prozeß wegen der Unterhaltszahlungen angestrengt, damit du es nicht zu tun brauchst.«

Selbst hier hatte sie ihm die Initiative aus den Händen genommen. Er war, wie immer, zu langsam gewesen.

»Du kannst alles haben«, sagte er ganz plötzlich zu Mary.

Ihr Blick sagte: *Aber das, was du mir geben kannst, ist nicht genug.* »Alles« war im Grunde nichts, wenn es um seine Leistungen ging.

»Was ich nicht habe, kann ich dir nicht geben«, sagte Chuck leise.

»Und ob du es kannst«, sagte Mary ohne zu lächeln. »Weil der Richter nämlich erkennen wird, was ich von dir schon immer gewußt habe. Wenn du mußt, wenn dich jemand zwingt, kannst du dich auch an den Standard anpassen, den man von erwachsenen Männern erwarten kann, die ihrer Gattin und ihren Kindern gegenüber Verpflichtungen haben.«

»Aber... Irgendeine Art Leben muß ich doch auch führen können«, sagte er.

»Zunächst mal bist du uns verpflichtet«, sagte Mary.

Darauf fiel ihm keine Antwort ein; er konnte nur nicken.

Später, nachdem Mary mit dem Scheck gegangen war, suchte Chuck im Einbauschränk der Wohnung nach alten Zeitschriften, die er schließlich auch fand. Er setzte sich im Wohnzimmer auf das uralte dänische Sofa und blätterte sie nach Berichten über das Interplan-Projekt durch, an dem Mary sich zu beteiligen gedachte. Ihr neues Leben, sagte er sich, um das einer Ehefrau zu ersetzen.

In einer Zeitung, die eine Woche alt war, fand er einen mehr oder weniger vollständigen Bericht. Chuck steckte sich eine Zigarette an und las ihn sorgfältig durch.

Das Interplanetarische Gesundheits- und Wohlfahrtsamt der USA nahm an, daß man deswegen Psychologen brauchen würde, weil der fragliche alphanische Mond ursprünglich eine Hospitalwelt gewesen war – ein psychiatrisches Pflegezentrum für terranische Emigranten, die unter dem unnormal hohen Druck der Intersystem-Kolonisation zusammengebrochen waren. Die Alphaner hatten den Satelliten – wenn man von ihren Kaufleuten absah – sich selbst überlassen.

Was man über die momentanen Gegebenheiten auf dem Mond wußte, wußte man von den alphanischen Händlern. Laut ihren Aussagen hatte sich dort im Lauf der Jahrzehnte, während das Hospital von den terranischen Behörden abgeschnitten gewesen war, eine Art Kultur entwickelt, die sie jedoch nicht bewerten konnten, da ihr Wissen über die terranischen Standards nicht ausreichte. Jedenfalls stellte man auf diesem Mond eigene Waren her und betrieb Handel. Es gab also einheimische Industrien. Chuck fragte sich, wieso die terranische Regierung es für notwendig hielt, sich dort einzumischen. Er konnte sich Mary sehr gut dort vorstellen; sie war genau der Typ, den die internationale TERPLAN-Behörde brauchte. Menschen von Marys Art waren immer erfolgreich.

Chuck ging an das uralte Bildfenster und blieb ziemlich lange dort stehen, um hinauszuschauen. Und dann spürte er insgeheim, wie ein vertrauter Drang in ihm hochstieg: Das Gefühl, daß es keinen Zweck mehr hatte, weiterzumachen. Selbstmord, was Kirche und Staat auch dagegen zu sagen hatten, war für ihn in diesem Moment die einzige wahre Antwort.

Chuck fand ein kleineres Seitenfenster, das sich öffnen ließ. Er schob es hoch und lauschte dem Summen eines Jet-Gleiters, der am anderen Ende der Straße auf einem Dach landete. Die Geräusche erstarben. Er wartete, dann kletterte er auf die Fensterbank und beugte sich über den Straßenverkehr...

Aus dem Inneren des Zimmers kam eine Stimme, die nicht die seine war, und sagte: »Bitte nennen Sie mir Ihren Namen. Ob sie nun die Absicht haben zu springen oder nicht.«

Als Chuck sich umdrehte, sah er einen gelben ganymedischen Schimmelschleim, der lautlos unter der Wohnungstür hergeflossen war und sich nun zu einem Haufen kleiner Kügel-

chen zusammenraffte, die sein körperliches Dasein ausmachten.

»Ich habe die Wohnung gegenüber gemietet«, erklärte der Schimmelschleim.

»Bei uns Terranern ist es Brauch, daß man anklopft«, sagte Chuck. »Ich habe nichts, womit ich klopfen könnte. Und außerdem wollte ich bei Ihnen sein, bevor Sie... das Zeitliche segnen.«

»Es geht nur mich etwas an, ob ich springe oder nicht.«

»Kein Terraner ist eine Insel«, zitierte der Schimmelschleim mehr oder weniger. »Willkommen in einem Gebäude, das wir, die wir hier wohnen, humorigerweise ›Schrottplatz‹ getauft haben. Es leben noch einige andere hier, die Sie kennenlernen sollten. Ein paar Terraner wie Sie, und eine Anzahl von Nicht-T's unterschiedlicher Physiognomie, von denen einige abstoßend und andere zweifellos anziehend auf Sie wirken werden. Ich wollte mir eigentlich ein Täßchen Joghurt-Kultur von Ihnen borgen, doch angesichts Ihres Vorhabens erscheint mir dies nun weniger wichtig.«

»Meine Sachen sind noch nicht hier.« Chuck schwang die Beine wieder über das Fensterbrett, trat in den Raum zurück und entfernte sich vom Fenster. Er war nicht überrascht, einen ganymedischen Schimmelschleim zu sehen. Die Nicht-T's lebten in einer Getto-Situation: So einflußreich und hochgestellt sie auch in ihrer eigenen Gesellschaft waren – auf der Erde waren sie dazu gezwungen, mit unterdurchschnittlichen Unterkünften wie dieser vorliebzunehmen.

»Könnte ich Geschäftskarten bei mir tragen«, sagte der Schimmelschleim, »würde ich Ihnen jetzt eine geben. Ich bin Importeur für ungeschliffene Edelsteine, beschäftige mich mit dem An- und Verkauf von Gold und bin – wenn die Umstände danach sind – ein fanatischer Käufer von Briefmarkensammlungen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, ich habe im Moment sogar eine Auswahlkollektion früher amerikanischer Postwertzeichen in meiner Wohnung. Es sind hauptsächlich *druckfrische Vierersätze* mit Kolumbus drauf. Würden Sie...« Der Schimmelschleim brach ab. »Ich sehe, daß Sie *nicht* würden. Jedenfalls ist das Verlangen, sich zu entleiben, zumindest zeitweilig aus Ihrem Geist verschwunden. Das ist gut. Zusätzlich zu meinen bereits erwähnten kommerziellen...«

»Verlangt das Gesetz eigentlich nicht, daß Sie Ihre telepathischen Fähigkeiten im Zaum halten, solange Sie auf der Erde sind?« fragte Chuck.

»Ja, aber Ihre Lage schien mir eine besondere zu sein. Mr. Rittersdorf, ich kann Sie leider nicht persönlich einstellen, da ich keine propagandistischen Dienste benötige, aber ich habe eine Reihe von Kontakten auf den neun Monden. In absehbarer Zeit...«

»Nein, danke«, sagte Chuck barsch. »Ich will nur in Ruhe gelassen werden.« Er hatte schon mehr Hilfe bei der Jobsuche gehabt, als er fürs ganze Leben brauchte.

»Aber im Gegensatz zu Ihrer Gattin treibt mich kein verstecktes Motiv.« Der Schimmelschleim kam näher. »Wie bei den meisten terranischen Männchen hängt auch Ihr Grad an Selbstachtung von Ihrer Fähigkeit ab, ein hohes Einkommen zu erzielen; und das ist ein Gebiet, in dem Sie sowohl ernsthafte Zweifel als auch extreme Schuldgefühle haben. Ich kann etwas für Sie tun... Aber es erfordert Zeit. Ich werde Terra in Kürze verlassen, und zu meinem Heimatmond zurückkehren. Angenommen, ich würde Ihnen fünfhundert Lappen – natürlich US-Lappen – zahlen, um mich zu begleiten? Sie können es auch, wenn Sie wollen, als Darlehen ansehen.«

»Was soll ich denn auf Ganymed tun?« sagte Chuck gereizt. »Glauben Sie mir etwa auch nicht? Ich habe einen Job; und zwar einen solchen, von dem ich glaube, daß er zu mir paßt. Ich möchte ihn nicht quittieren.«

»Unterbewußt...«

»Lesen Sie mir nicht vor, was in meinem Unterbewußtsein steht. Gehen Sie raus, und lassen Sie mich allein.« Er kehrte dem Schimmelschleim den Rücken zu.

»Ich befürchte, daß Ihr Selbstmordtrieb zurückkehren wird – vielleicht noch vor Einbruch der Nacht.«

»Soll er doch.«

»Es gibt nur eins, das Ihnen helfen kann«, sagte der Schimmelschleim. »Aber mein jämmerliches Arbeitsangebot ist es nicht.«

»Was ist es dann?«

»Eine Frau, die Ihre Gattin ersetzt.«

»Jetzt verhalten Sie sich wie ein...«

»Nicht im geringsten. Dies ist weder körperlich noch geistig falsch; es ist einfach praktisch. Sie müssen eine Frau finden,

die Sie akzeptiert und so liebt, wie Sie sind, sonst werden Sie eingehen. Lassen Sie mich darüber nachdenken. Beherrschen Sie sich bis dahin. Geben Sie mir fünf Stunden. Und bleiben Sie hier.« Der Schimmelschleim floß langsam unter dem Türspalt her und verschwand auf dem Korridor. Seine Gedanken wurden matter. »Als Importeur, Einkäufer und Händler habe ich zahlreiche Kontakte zu Terranern aus allen Bevölkerungsschichten...« Dann verstummte er.

Chuck steckte sich zittrig eine Zigarette an. Er entfernte sich – ziemlich weit – vom Fenster, um auf dem uralten dänischen Sofa Platz zu nehmen. Und um zu warten.

Er wußte kaum, wie er auf das barmherzige Angebot des Schimmelschleims reagieren sollte; er war sowohl verärgert als auch gerührt – und außerdem verwirrt. Konnte der Schimmelschleim ihm tatsächlich helfen? Es erschien ihm unmöglich.

Er wartete eine Stunde.

Ein Klopfen ertönte an der Tür. Der zurückkehrende Ganymeder konnte es nicht sein, weil Schimmelschleime nicht klopfen – nicht klopfen konnten. Chuck stand auf, ging zur Tür und öffnete sie.

Da stand ein terranisches Mädchen.

3. Kapitel

Obwohl sie noch tausend Dinge zu erledigen hatte, die ausnahmslos mit ihrem neuen und unbezahlten Job beim Gesundheits- und Wohlfahrtsamt zu tun hatten, nahm Dr. Mary Rittersdorf sich die Zeit für eine persönliche Besorgung. Wieder einmal flog sie mit dem Jet-Taxi nach New York – zum in der Fifth Avenue gelegenen Büro Jerry Felds, des Produzenten der Bunny-Hentman-Show. Vor einer Woche hatte sie ihm das allerletzte – und beste – CIA-Skript aus Chucks Feder ausgehändigt. Jetzt, fand sie, war es an der Zeit, in Erfahrung zu bringen, ob ihr Gatte (oder Ex-Gatte), eine Chance hatte, den Job zu kriegen.

Wenn Chuck sich nicht selbst um eine bessere Stelle kümmerte, mußte sie es eben tun. Es war ihre Pflicht, und wenn es auch nur darum ging, daß sie und die Kinder – zumindest für das nächste Jahr – völlig von Chucks Einkommen abhängig waren.

Das Taxi ließ Mary auf der Dachlandebahn aussteigen, wo sie mit dem Innenlift ins neunzigste Stockwerk fuhr. Sie kam an eine Glastür, wo sie kurz zögerte. Dann öffnete sie sie und trat in ein Vorzimmer, wo Mr. Felds Empfangsdame saß – eine äußerst hübsche, stark geschminkte Frau in einem ziemlich engen Pullover aus Spinnenseide. Mary maß sie mit ungehaltenem Blick. Mußte sie, bloß weil niemand mehr Büstenhalter trug, mit ihrem ausgeprägten Busen unbedingt eine solche Mode mitmachen? In ihrem Fall, fand Mary, schrien die Gegebenheiten geradezu nach einem Büstenhalter. Mary stand am Empfangstisch und spürte, wie sie vor Mißbilligung errötete. Und eine künstliche Nippelvergrößerung hatte sie auch noch vornehmen lassen; es war einfach zuviel für sie.

»Ja?« sagte die Empfangsdame und sah sie durch ein verzieretes, elegantes Monokel an. Als sie Marys Frostigkeit spürte, zogen sich ihre Nippel leicht zurück, als würden sie sich furchtlos unterwerfen.

»Ich möchte Mr. Feld sprechen. Ich bin Dr. Mary Rittersdorf; ich habe nicht viel Zeit. Ich muß um drei Uhr New Yorker Zeit zur TERPLAN-Mondbasis abreisen.« Sie ließ ihre Stimme so fordernd und geschäftsmäßig klingen wie möglich.

Nach einer Reihe bürokratischer Handlungen von Seiten der Empfangsdame wurde Mary eingelassen.

Jerry Feld saß hinter einer Eichentisch-Imitation – echte Eichen gab es seit einem Jahrzehnt nicht mehr – vor einem Videorecorder und war in seine Geschäfte vertieft. »Einen Moment noch, Dr. Rittersdorf.« Er deutete auf einen Sessel. Mary nahm Platz, schlug die Beine übereinander und steckte sich eine Zigarette an.

Auf dem winzigen TV-Schirm brachte Bunny Hentman gerade eine Nummer, in der er einen deutschen Industriekapitän spielte. Er trug einen blauen Zweireiher und erklärte den Mitgliedern seines Aufsichtsrates, wie man die neuen autonomen Pflüge, die ihr Konzern produzierte, für Kriegszwecke nutzen könne. Sobald neue Feindseligkeiten ausbrachen, konnten sich vier Pflüge zu einer Einheit zusammenschließen; dann waren sie keine Pflüge mehr, sondern Lafetten zum Abfeuern von Raketen. All dies erklärte Bunny mit knallhartem deutschen Akzent, und er tat so, als ginge es um eine großartige Errungenschaft. Feld kicherte.

»Ich habe nicht viel Zeit, Mr. Feld«, sagte Mary steif.

Feld hielt das Videoband zögernd an und wandte sich zu ihr um. »Ich habe Bunny die Manuskripte gezeigt. Er ist interessiert. Ihr Gatte hat zwar einen trockenen, äußerst schwarzen Humor, aber er ist echt. Es ist genau das, was man früher...«

»Das weiß ich doch alles«, sagte Mary. »Ich mußte mir seine Programmtexte schließlich jahrelang anhören. Er hat sie zuerst immer an mir ausprobiert.« Sie rauchte schnell und fühlte sich angespannt. »Glauben Sie, daß Bunny Verwendung für sie hätte?«

»Solange Ihr Gatte nicht mit Bunny spricht«, sagte Feld, »sitzen wir wischen sämtlichen Stühlen. Es hat also keinen Sinn...« Die Bürotür ging auf. Bunny Hentman trat ein. Es war das erste Mal, daß Mary den berühmten TV-Komiker in Person sah, und sie empfand Neugier. Wie unterschied er sich von seinem öffentlichen Image? Ihr fiel auf, daß er etwas kleiner und älter aussah als im Fernsehen. Er hatte eine ziemlich große, kahle Stelle auf dem Kopf und sah müde aus. Tatsächlich wirkte Bunny im wirklichen Leben wie ein besorgter zentral-europäischer Schrotthändler. Er trug einen zerknitterten Anzug, und er war auch nicht besonders gut rasiert. Das schütter werdende Haar lag unordentlich auf seinem Kopf – und um den Eindruck zu vervollständigen, paffte er an einem kleinen Zigarrenstummel. Aber seine Augen! Er hatte einen aufgeweckten,

warmen Blick. Mary stand auf und sah ihn an. Im Fernsehen war ihr die Kraft seines Blickes nicht aufgefallen. Er drückte mehr als pure Intelligenz aus; es war mehr eine Wahrnehmung des... Sie wußte es nicht. Und...

Bunny war ganz und gar von einer Aura umgeben – von einer Aura des Leidens. Sein Gesicht, sein ganzer Körper schien davon durchdrungen zu sein. Ja, dachte sie, das ist es, was seine Augen ausdrücken. Die Erinnerung an den Schmerz. An einen Schmerz, der ihn vor langer Zeit getroffen hat. Aber er hat ihn nie vergessen, und er wird ihn auch nicht vergessen. Bunny war entstanden und in diese Welt geworfen worden, um zu leiden. Kein Wunder, daß er ein großartiger Komiker war. Für Bunny war die Komödie ein Kampf, ein Sichwehren gegen die Realität eines im wahrsten Wortsinne körperlichen Schmerzes; sie war ein Reaktionsverbund von gewaltiger – und wirksamer – Größe.

»Bun«, sagte Jerry Feld, »dies ist Dr. Mary Rittersdorf; ihr Mann hat die CIA-Roboter-Programme geschrieben, die ich dir letzten Donnerstag gezeigt habe.«

Der Komiker streckte eine Hand aus. Mary schüttelte sie und sagte: »Mr. Hentman...«

»Bitte«, sagte der Komiker. »Das ist nur mein Künstlername. Mein echter Name – der, mit dem ich auf die Welt kam – ist Lionsblood Regal. Natürlich mußte ich ihn ändern. Wer setzt sich schon mit einem Namen wie Lionsblood Regal im Showgeschäft durch? Nennen Sie mich Lionsblood oder einfach Blood. Jerry nennt mich Li-Reg – es ist ein Zeichen inniger Freundschaft.«

»Li-Reg«, sagte Feld, »ist deine Telegrammadresse; du hast es schon wieder durcheinandergebracht.«

»So ist es.« Hentman ließ Marys Hand los. »Nun, Frau Doktor Rattenfänger...«

»Rittersdorf«, korrigierte Mary ihn.

»Rattenfänger?« sagte Feld. »Hör mal, Bun; daß du mir so was nicht noch mal sagst.«

»Verzeihung«, sagte der Komiker. »Hören Sie zu, Frau Doktor Rittersaal. Sagen Sie was Nettes zu mir, ich kann es brauchen. Ich lechze nach der Zuneigung hübscher Frauen. Es ist der kleine Junge in mir.« Er lächelte, doch sein Gesicht – und besonders seine Augen – enthielten noch immer den weltmüden Schmerz und das Gewicht einer uralten Last. »Ich stelle

Ihren Mann nur ein, wenn ich auch Sie hin und wieder zu sehen kriege. Falls er den *wahren* Grund für den Deal versteht, den, den die Diplomaten >das Geheimabkommen< nennen.« Zu Jerry Feld sagte er: »Du weißt doch, wie meine Abkommen mich in letzter Zeit genervt haben.«

»Chuck wohnt in einem heruntergekommenen Silo an der Westküste«, sagte Mary. »Ich schreibe Ihnen seine Adresse auf.« Sie nahm schnell Füller und Papier und kritzerte. »Sagen Sie ihm, daß Sie ihn brauchen; sagen Sie ihm...«

»Ich brauche ihn aber gar nicht«, sagte Bunny Hentman gelassen.

Mary sagte vorsichtig: »Könnten Sie nicht mal mit ihm reden, Mr. Hentman? Chuck ist ein einmaliges Talent. Aber ich fürchte, wenn er keinen Druck kriegt...«

Hentman nagte an seiner Unterlippe und sagte: »Sie befürchten, er wird sich nichts draus machen, wenn ich ihn nicht darum bitte?«

»Ja.« Sie nickte.

»Aber es ist *sein* Talent. Er muß darüber entscheiden.«

»Mein Mann«, sagte Mary, »braucht Hilfe.« Und ich muß es schließlich wissen, dachte sie. Es ist mein Beruf, Menschen zu verstehen. Chuck ist ein abhängiger und infantiler Typ; er braucht Druck, und wenn er sich bewegen soll, muß er geführt werden. Sonst wird er in dem miesen kleinen Silo, in dem er sich eingemietet hat, verrotten. Oder... er wird sich aus dem Fenster stürzen. Dies hier, entschied sie, ist das einzige, was ihn retten kann. Auch wenn er der letzte war, der es zugab.

Hentman musterte sie einem intensiven Blick und sagte: »Kann ich ein Nebengeschäft mit Ihnen machen, Mrs. Rittersdorf?«

»W-was d-denn f-für ein N-nebengeschäft?« Sie sah Feld an; sein Gesicht war so unbeteiligt, als hätte er sich wie eine Schildkröte aus der Situation zurückgezogen.

»Daß ich Sie hin und wieder sehen kann«, sagte Hentman. »Außerhalb der Bürostunden.«

»Ich werde nicht dasein. Ich werde für TERPLAN arbeiten; ich werde Monate, wenn nicht gar Jahre im Alpha-System sein.« Sie empfand Panik.

»Dann ist für Manne auch kein Job drin«, sagte Hentman.

»Wann reisen Sie ab, Dr. Rittersdorf?« fragte Feld.

»Sofort, gleich«, sagte Mary. »In vier Tagen. Ich muß nur noch meine Sachen packen, alles für die Kinder arrangieren, und...«

»Vier Tage«, sagte Hentman sinnierend. Und er musterte sie weiterhin von Kopf bis Fuß. »Sie und Ihr Mann leben getrennt? Jerry sagte...«

»Ja«, sagte Mary. »Chuck ist schon ausgezogen.«

»Gehen Sie heute abend mit mir essen«, sagte Hentman. »Bis dahin werde ich entweder ins Silo Ihres Gatten reinsehen oder jemanden von meinem Stab hinschicken. Wir geben ihm eine Probezeit von sechs Wochen... lassen ihn Skripts schreiben. Ist das ein Deal?«

»Ich habe nichts dagegen, mit Ihnen essen zu gehen«, sagte Mary, »aber...«

»Das ist alles«, sagte Hentman. »Nur ein Essen. In jedem Restaurant, das Sie wollen, überall in den Vereinigten Staaten. Und wenn sich etwas mehr daraus entwickeln sollte...« Er lächelte.

Nachdem sie mit dem Jet-Taxi an die Westküste zurückgeflogen war, fuhr sie mit der städtischen Einschienenbahn in die Innenstadt von San Francisco und begab sich zum Zweigstellenbüro von TERPLAN, der Behörde, mit der sie wegen ihres höchst erstrebenswerten Jobs verhandelt hatte.

Kurz darauf fühlte sie sich von einem Aufzug in die Lüfte gehoben. Neben ihr stand ein junger Mann mit kurzgeschnittenem Haar, ein PR-Mann der TERPLAN, dessen Name, falls sie ihn richtig verstanden hatte, Lawrence MacRae lautete.

»Oben wartet eine Bande von Journalisten auf Sie«, sagte MacRae, »die Sie mit Folgendem konfrontieren werden: Man wird andeuten – und den Versuch unternehmen, Sie zu einer Bestätigung zu provozieren –, daß das Therapie-Projekt nur ein Tarnmanöver für die Übernahme von Alpha III M2 durch die Erde ist. Daß wir im Grunde dort eine Kolonie wiedererrichten, sie unserer Regierung unterstellen, entwickeln und mit Siedlern bemannen wollen.«

»Aber vor dem Krieg hat der Mond uns doch gehört«, sagte Mary. »Wie hätte man ihn sonst als Hospitalbasis verwenden können?«

»Stimmt«, sagte MacRae. Sie verließen den Aufzug und gingen durch einen Korridor. »Aber seit fünfundzwanzig Jahren ist kein terranisches Schiff mehr dort gewesen, und rein

gesetzlich gesehen ist unser Anspruch auf das Land damit verfallen. Der Mond ist vor fünf Jahren politisch und gesetzlich unabhängig geworden. Doch wenn wir dort landen und eine Hospitalbasis mit Technikern, Ärzten, Therapeuten und allem weiteren errichten, was dazu erforderlich ist, können wir unseren Besitzanspruch erneuern – falls die Alphaner es nicht getan haben; aber sie haben es gewiß nicht getan. Sie sind natürlich immer noch damit beschäftigt, sich von den Folgen des Krieges zu erholen. Wahrscheinlich liegt es daran. Vielleicht haben sie den Mond auch ausgekundschaftet und sind zu dem Schluß gekommen, daß er nicht das Richtige für sie ist; daß seine Ökologie für ihre Biologie zu fremdartig ist.«

MacRae hielt eine Tür auf, und sie trat ein und sah sich fünfzehn oder sechzehn Journalisten gegenüber, von denen einige Kameras bei sich hatten.

Mary holte tief Luft und begab sich an das Rednerpult, auf das MacRae deutete; es war mit einem Mikrofon ausgerüstet.

Dann sagte er durch das Mikrofon: »Meine Damen und Herren, dies ist Dr. Mary Rittersdorf, die bekannte Eheberaterin aus Marin County, die diesem Projekt ihre freiwilligen Dienste angeboten hat.«

Einer der Journalisten sagte langsam: »Dr. Rittersdorf, wie lautet der Name des Projekts? – Projekt Psychose?« Die anderen lachten.

Es war MacRae, der antwortete. »Wir haben ihm den provisorischen Namen *Unternehmen Fünfzig Minuten* gegeben.«

»Was geschieht mit den Hirnis, nachdem Sie sie eingefangen haben?« fragte ein anderer Reporter. »Oder haben Sie etwa vor, sie unter den Teppich zu kehren?«

Mary sagte durch das Mikrofon: »Zuerst werden wir, damit wir die Lage einschätzen können, Forschungsarbeit leisten. Wir wissen jetzt schon, daß die ursprünglichen Patienten – zumindest einige von ihnen – und ihre Nachkommen noch leben. Wir geben aber nicht vor zu wissen, wie lebensfähig die Gesellschaftsordnung ist, die sie aufgebaut haben. Ich neige zu der Ansicht, daß sie überhaupt nicht lebensfähig ist, abgesehen davon, daß die Menschen dort vor sich hinvegetieren. Wir werden bei denjenigen, bei denen es möglich ist, eine korrektive Therapie versuchen. Am meisten werden wir uns natürlich mit den Kindern beschäftigen.«

»Wann, glauben Sie, werden Sie auf Alpha III M2 eintreffen, Doktor?« fragte einer der Journalisten. Die Kameras liefen weiter; sie surrten wie ein in der Ferne vorbeirauschender Vogelschwarm.

»Ich würde sagen, innerhalb von zwei Wochen«, sagte Mary.

»Sie werden nicht dafür bezahlt, stimmt's, Doktor?« fragte ein anderer Reporter.

»Ja.«

»Dann sind Sie also davon überzeugt, daß das Projekt im Interesse der Öffentlichkeit liegt? Ist das ein Grund?«

»Nun«, sagte Mary zögernd, »es...«

»Dann wird Terra also von der Einmischung in die Kultur ehemaliger Sanatoriumspatienten profitieren?« Die Stimme des Reporters klang listig.

Mary wandte sich zu MacRae um und fragte: »Was soll ich dazu sagen?«

MacRae sagte ins Mikrofon hinein: »Dies ist nicht Dr. Rittersdorfs Aufgabenbereich. Sie ist ausgebildete Psychologin, keine Politikerin. Sie verweigert die Antwort darauf.«

Ein hochgewachsener, hagerer, erfahrener Reporter stand auf und sagte schleppend: »Ist TERPLAN eigentlich schon mal die Idee gekommen, den Mond in Ruhe zu lassen? Ihn als Kultur wie jede andere zu sehen – und seine Wertbegriffe und Bräuche zu respektieren?«

Mary sagte stockend: »Dazu wissen wir noch zu wenig. Aber wenn wir mehr wissen, wäre es vielleicht...« Sie brach ab, da sie nicht mehr weiter wußte. »Aber es handelt sich nicht um eine Subkultur«, sagte sie. »Sie hat keine Tradition. Es handelt sich um eine Gesellschaftsordnung, die aus geistig kranken Individuen und deren Nachkommen besteht... und erst seit fünfundzwanzig Jahren existiert. Man kann sie nicht erhöhen, indem man sie etwa mit der ganymedischen oder ionischen Kultur vergleicht. Welche Wertbegriffe können geistig kranke Völker entwickeln? Und dann noch in so kurzer Zeit?«

»Aber Sie haben doch selbst gesagt«, schnurrte ein Journalist, »daß Sie gegenwärtig noch gar nichts über sie wissen. Sie könnte ebenso...«

MacRae sagte scharf in das Mikrofon: »Wenn sie irgendeine Art stabiler, lebensfähiger Kultur entwickelt haben, werden wir sie sich selbst überlassen. Doch diese Entscheidung obliegt Experten wie Dr. Rittersdorf; nicht Ihnen, mir oder der ame-

rikanischen Öffentlichkeit. Offen gesagt, wir haben das Gefühl, daß es nichts potentiell Explosiveres gibt als eine Gesellschaftsordnung, in der Psychopathen dominieren, die Wertbegriffe festlegen und die Kommunikationsmedien beherrschen. Daraus könnte beinahe alles entstehen, was man sich vorstellen kann – ein neuer fanatisch-religiöser Kult, ein paranoid-nationalistisches Staatswesen, oder barbarische Zerstörungswut manischer Art. Schon diese Möglichkeiten rechtfertigen unsere Erkundung von Alpha III M2. Das Projekt wird als Schutzmaßnahme unserer eigenen Wertvorstellungen und unserer Existenz durchgeführt.«

Die Journalisten schwiegen; sie waren offenbar überzeugt von dem, was MacRae gesagt hatte. Auch Mary stimmte ihm zu.

Später, als sie mit MacRae den Raum verlassen hatte, sagte sie: »Ist das tatsächlich der Grund?«

MacRae sah sie an und erwiderte: »Meinen Sie damit, ob wir nach Alpha III M2 gehen, weil wir die Konsequenzen fürchten, die eine geistig abnorme Gesellschaftenklave auf uns ausüben könnte, weil eine abnorme Gesellschaft als solche dazu führt, daß wir uns unbehaglich fühlen? Ich glaube, jeder Grund ist zutreffend; zumindest sollten Sie es so sehen.«

»Soll das heißen, daß ich diese Frage nicht stellen darf?« Sie starrte den jungen TERPLAN-Mann an. »Soll das heißen, ich soll lediglich...«

»Sie sollen lediglich ihre therapeutische Aufgabe erfüllen, das ist alles. Ich schreibe Ihnen doch auch nicht vor, wie Sie Kranke zu heilen haben. Warum also sollten Sie mir vorschreiben dürfen, wie man in politischen Situationen verfährt?« MacRae musterte sie kühl. »Aber ich bin bereit, Ihnen noch ein weiteres Ziel des *Unternehmens Fünfzig Minuten* zu nennen, ein solches, an das Sie vielleicht noch nicht gedacht haben. – Man kann nicht ausschließen, daß eine aus Geisteskranken bestehende Gesellschaftsform innerhalb von fünfundzwanzig Jahren technische Ideen entwickelt hat, die wir verwenden könnten. Dies gilt besonders für die Manischen, die aktivste Klasse.« Er drückte den Aufzugknopf. »Ich habe gehört, sie sollen erfinderrisch sein. Wie auch die Paranoiden.«

»Erklärt das, warum Terra nicht schon früher jemanden dorthin geschickt hat?« fragte Mary. »Wollte man erfahren, wie sich ihre Ideen entwickeln?«

MacRae wartete lächelnd auf den Lift. Er gab keine Antwort. Mary hatte den Eindruck, daß er sich seiner äußerst sicher war. Doch das war, nach allem, was sie über Psychopathen wußte, ein Fehler. Möglicherweise sogar ein ernst zu nehmender.

Fast eine Stunde später, als sie in ihr Haus in Marin County zurückgekehrt war, um das Packen ihrer Sachen wieder aufzunehmen, wurde ihr der Grundwiderspruch in der Position der Regierung klar. Sie sondierte die Kultur von Alpha III M2 erstens deswegen, weil sie befürchtete, sie könne sich als tödlich erweisen, und zweitens, um herauszukriegen, ob sie etwas entwickelt hatte, das ihr von Nutzen sein konnte. Vor einem Jahrhundert hatte Freud aufgezeigt, wie falsch eine solch doppelte Logik war. Tatsächlich schloß jede Behauptung die andere aus. Die Regierung konnte es ganz einfach nicht auf beide Weisen haben.

Die Psychoanalyse hatte es allgemein gezeigt: Wenn zwei sich widersprechende Motive für eine bestimmte Handlung herhalten mußten, war das darunterliegende wahre Motiv keins von beiden. In diesem Fall gab es ein drittes, dessen sich die Person – oder in diesem Fall die Körperschaft der Regierenden – nicht bewußt war.

Sie fragte sich, wie das echte Motiv aussah.

Auf jeden Fall erschien ihr das Projekt, dem sie ihre Dienste freiwillig zur Verfügung gestellt hatte, nicht mehr idealistisch, wenn es von ersteckten Zielen frei war.

Wie das tatsächliche Motiv der Regierung auch aussah, Mary hatte eine klare Eingebung: Es war ein gutes, hartes, egoistisches Motiv.

Und sie hatte noch eine Intuition.

Sie würde möglicherweise nie erfahren, wie es aussah.

Mary war gerade damit beschäftigt, eine Schublade voller Pullover zu verstauen, als ihr urplötzlich klar wurde, daß sie nicht mehr allein war. Zwei Männer standen in der Tür. Sie drehte sich rasch um und sprang auf.

»Wo ist Mr. Rittersdorf?« fragte der ältere Mann. Er hielt ihr ein flaches, schwarzes Ausweismäppchen hin. Sie sah, daß die beiden aus dem Büro ihres Mannes kamen, aus der CIA-Zweigstelle in San Francisco.

»Er ist ausgezogen«, sagte sie. »Ich gebe Ihnen seine Adresse.«

»Wir haben einen Tip bekommen«, sagte der ältere Mann.
»Von einem unidentifizierten Informanten. Daß Ihr Mann eventuell einen Selbstmord plant.«

»Den plant er immer«, sagte Mary, während sie die Adresse des jämmerlichen Schuppens aufschrieb, in dem Chuck jetzt wohnte. »Ich würde mir an Ihrer Stelle keine Sorgen um ihn machen. Er ist zwar chronisch daneben, aber nie richtig tot.«

Der ältere CIA-Mann musterte sie mit blanker Feindseligkeit.
»Ich habe gehört, daß Sie und Mr. Rittersdorf sich trennen.«

»Stimmt. Aber das geht Sie wohl kaum was an.« Sie bedachte ihn mit einem kurzen, berufsmäßigen Lächeln. »Haben Sie was dagegen, wenn ich jetzt weiterpacke?«

»Unser Büro«, sagte der CIA-Mann, »legt Wert darauf, daß unsere Angestellten ein gewisses Maß an Schutz erfahren. Sollte Ihr Mann durch eigene Hand sterben, wird es eine Untersuchung geben – um herauszufinden, in welchem Ausmaß Sie darin verwickelt waren.« Und er fügte hinzu: »Und angesichts Ihres Status als Eheberater könnte dabei Überraschendes herauskommen, meinen Sie nicht auch?«

Nach einer Pause sagte Mary: »Ja, das nehme ich an.«

Der jüngere CIA-Mann – er trug einen Bürstenschnitt – sagte: »Sie können es als inoffizielle Warnung ansehen. Immer sachte, Mrs. Rittersdorf; setzen Sie Ihren Gatten keinem Druck aus. Haben wir uns verstanden?« Seine Augen waren leblos und gefühlskalt.

Mary nickte. Und schüttelte sich.

»Sollte er sich hier zeigen«, sagte der ältere Mann, »sorgen Sie dafür, daß er uns anruft. Er ist seit drei Tagen nicht mehr erschienen, und wir möchten gern ein Wörtchen mit ihm reden.« Die beiden Männer verließen den Raum und gingen zum Vordereingang des Hauses.

Mary kehrte zu ihrer Packerei zurück und stieß, jetzt, wo die beiden CIA-Männer nicht mehr da waren, einen erleichterten Seufzer aus.

Der CIA wird mir nicht vorschreiben, was ich zu tun habe, sagte sie sich. Ich sage zu meinem Mann, was ich will, und ich tue auch, was ich will. Sie werden dich nicht beschützen, Chuck, dachte sie, während sie einen Pullover nach dem anderen verstauten und brutal in den Koffer quetschte. Tatsächlich wird es noch härter für dich werden, weil du sie einbezogen hast; sei also darauf vorbereitet.

Lachend dachte sie: Du armer, ängstlicher Tölpel. Glaubst wohl, es wäre eine gute Idee, mich einzuschüchtern, indem du mir deine Kollegen auf den Hals hetzt. *Du* hast vielleicht Angst vor ihnen, aber ich doch nicht. Das sind doch nur dumme, stiernackige Bullen.

Während sie packte, spielte sie mit der Idee, ihren Anwalt anzurufen und ihm von der Unterdrückungstaktik des CIA zu erzählen. Nein, entschied sie, das tue ich jetzt nicht. Ich warte, bis der Scheidungsfall vor Richter Brizzolara liegt. Dann werde ich die Sache zu Protokoll geben. Ich werde ihm zeigen, zu welcher Art von Lebensführung ich gezwungen wurde, als ich diesen Mann heiratete. Der ständigen Belästigung durch die Polizei ausgesetzt. Bedroht haben sie mich, als ich ihm helfen wollte, einen Job zu finden.

Triumphierend legte sie den letzten Pullover in den Koffer, klappte den Deckel zu und verschloß ihn fest mit einer raschen Fingerdrehung.

Armer Chuck, dachte sie. Wenn ich erst mal vor Gericht stehe, hast du nicht mehr die kleinste Chance. Du wirst nie kapieren, was dich umgehauen hat. Du wirst für den Rest deines Lebens blechen. Solange du lebst, Liebling, wirst du nie wieder ganz frei von mir sein; es wird dich immer wieder etwas kosten.

Mit Sorgfalt fing sie an, ihre zahlreichen Kleider einzulegen und in den großen Schrankkoffer mit der Spezialaufhängung zu packen.

Es wird dich mehr kosten, dachte sie, *als du dir zu zahlen leisten kannst.*

4. Kapitel

Das Mädchen vor der Tür sagte mit leiser, zögernder Stimme: »Ich... ähm... bin Joan Trieste. Lord Flieh-den-Geiz sagt, Sie seien gerade erst hier eingezogen.« Ihr Blick huschte hin und her; sie schaute an Chuck Rittersdorf vorbei in die Wohnung. »Sie haben Ihre Sachen noch nicht mitgebracht, was? Kann ich helfen? Wenn Sie wollen, kann ich Ihre Gardinen aufhängen und die Küchenschränke saubermachen.«

»Danke«, sagte Chuck, »aber mir geht's gut.« Es rührte ihn, daß der Schimmelschleim das Mädchen herbeigeschafft hatte.

Er kam zu dem Schluß, daß sie nicht mal zwanzig war. Sie trug das Haar in einem dicken, festen Zopf, der auf ihren Rücken fiel. Ihr Haar war braun und wies keinen bestimmten Farbton auf; es war wirklich ganz gewöhnliches Haar. Sie war ziemlich weiß, viel zu blaß. Und außerdem hatte er den Eindruck, daß ihr Hals ein Stückchen zu lang war. Sie hatte trotz ihrer Schlankheit keine erwähnenswerten körperlichen Attribute. Joan Trieste trug hautenge dunkle Hosen und Turnschuhe sowie ein Baumwollhemd männlichen Zuschnitts. Soweit er erkennen konnte, trug sie zwar, wie die Mode es diktieren, keinen Büstenhalter, doch ihre Nippel waren kaum mehr als dunkle Kreise unter dem weißen Baumwollstoff des Hemdes. Entweder konnte sie sich keine der gegenwärtig populären Vergrößerungsoperationen leisten, oder sie legte keinen Wert darauf. Wahrscheinlich war sie arm. Vielleicht eine Studentin.

»Lord Flieh-den-Geiz«, erklärte sie, »kommt vom Ganymed. Er wohnt gegenüber.« Sie zeigte ein kleines Lächeln, und Chuck sah, daß sie sehr kleine, weiße Zähne hatte, die ziemlich regelmäßig geformt waren. Sie waren tatsächlich beinahe perfekt.

»Ja«, sagte Chuck. »Er ist unter der Tür hergeflossen, vor einer Stunde oder so.« Er fügte hinzu: »Er sagte, er würde jemanden schicken. Er hat offenbar angenommen...«

»Haben Sie wirklich versucht, sich umzubringen?«

Nach einer Pause zuckte er die Achseln. »Der Schimmel-schleim hat es jedenfalls geglaubt.«

»Sie haben's wirklich versucht. Ich spüre es jetzt noch; ich sehe es Ihnen an.«

Sie ging an ihm vorbei, in die Wohnung hinein. »Ich bin... Na ja, Sie wissen schon. – Psi.«

»Welche Art Psi?« Chuck ließ die Tür offenstehen und begab sich zu seinen Pall Malls, um sich eine anzustecken. »Es gibt doch alle möglichen Arten. Angefangen bei denen, die Berge versetzen können, bis hin zu jenen, die nur...«

Joan wandte ein: »Ich habe nur sehr schwache Kräfte. Schauen Sie her.« Sie drehte sich um und hob das Revers ihres Hemdes. »Sehen Sie den Knopf? Ich bin anerkanntes Mitglied der Psi-Menschen von Amerika e. V.« Und sie erklärte: »Meine Gabe besteht darin, daß ich die Zeit zurücklaufen lassen kann. In begrenztem Gebiet, etwa auf der Fläche von zwölf Quadratmetern... der ungefähren Größe Ihres Wohnzimmers. Ungefähr fünf Minuten lang.« Sie lächelte, und Chuck bewunderte erneut ihre Zähne. Sie verwandelten ihr Gesicht und machten es schön. Solange sie lächelte, bot sie einen wundervollen Anblick, und Chuck wurde den Eindruck nicht los, daß dies ihm etwas über sie verriet. Ihre Schönheit kam von innen. Innen war sie lieblich, und ihm wurde klar, daß ihre Schönheit sich im Laufe der Jahre, wenn sie älter wurde, nach außen arbeiten und ihre »Oberfläche« beeinflussen würde. Mit dreißig oder fünfunddreißig würde sie eine strahlende Schönheit sein. Aber jetzt war sie noch ein Kind.

»Ist es ein nützliches Talent?« fragte er.

»Es ist von begrenztem Wert.« Sie hockte sich auf die Lehne seines archaischen dänischen Sofas, schob die Hände in die Taschen ihrer engen Hosen und erklärte: »Ich arbeite für die Polizei des Ross-Hospitals. Man setzt mich bei schlimmen Verkehrsunfällen ein. Dann drehe ich – Sie werden lachen, aber es funktioniert – die Zeit auf einen Termin vor dem Unfall zurück. Wenn ich zu spät komme, wenn mehr als fünf Minuten vergangen sind, kann ich manchmal einen Menschen, der kurz zuvor gestorben ist, wieder lebendig machen. Verstehen Sie?«

»Ach so«, sagte Chuck.

»Es bringt nicht viel ein. Aber was noch schlimmer ist, ich muß Vierundzwanzig Stunden am Tag erreichbar sein. Man verständigt mich hier im Silo, und dann werde ich mit einem Hochgeschwindigkeits-Jet-Gleiter zur Unfallstelle gebracht. Verstehen Sie?« Sie drehte den Kopf und deutete auf ihr rechtes Ohr. Chuck sah einen kleinen, stummelartigen Zylinder, der in ihr Ohr eingepflanzt war, und er begriff, daß es der Polizei-Empfänger war. »Ich bin stets auf Empfang. Das heißt natürlich nicht, daß ich mich einem Transport immer nur für ein paar Se-

kunden entziehen kann. Ich kann ins Restaurant oder ins Kino gehen; auch in die Häuser anderer Leute, aber...«

»Na ja«, sagte Chuck, »vielleicht können Sie irgendwann auch mein Leben retten.«

Wäre ich gesprungen, dachte er, hättest du mich also wieder zur Existenz gezwungen. Welch toller Service...

»Ich habe schon viele Leben gerettet.« Joan streckte eine Hand aus. »Kann ich auch eine Zigarette haben?«

Er gab ihr eine, steckte sie an und empfand – wie üblich – Schuldgefühle wegen seines Versäumnisses.

»Was machen Sie denn so?« fragte Joan.

Zögernd – nicht, weil es geheim gewesen wäre, sondern weil er ziemlich unten auf der Leiter der öffentlichen Wertschätzung stand - * beschrieb er seine Tätigkeit beim CIA. Joan Trieste hörte aufmerksam zu.

»Dann sorgen Sie also dafür, daß die Regierung nicht abstürzt«, sagte sie mit einem erfreuten Lächeln. »Wie schön!«

»Danke«, sagte Chuck entzückt.

»Genau das tun Sie! Man muß es sich nur mal überlegen: Genau in diesem Moment sprechen Hunderte von Simulacren in der ganzen kommunistischen Welt Ihre Worte und halten die Menschen an den Straßenecken und im Dschungel auf...« Ihre Augen funkelten. »Und ich tue nicht mehr, als der Ross-Polizei zu helfen.«

»Es gibt ein Gesetz«, sagte Chuck, »das ich das Dritte Rittersdorfsche Gesetz der Herabsetzung nenne. Es besagt, daß man sich proportional zu der Zeit, die man in einem Job verbracht hat, einbildet, daß er zunehmend weniger Wichtigkeit im Lauf der Dinge einnimmt.« Er lächelte sie nun auch an. Das Leuchten ihrer Augen und das Funkeln ihrer weißen Zähne machten es ihm leicht. Er vergaß allmählich die Last, die auf seinen Schultern ruhte; und das gleiche galt für die verzweifelte Stimmung, die er noch vor einer Weile verspürt hatte.

Joan lief durch die Wohnung. »Werden Sie viel von Ihren persönlichen Dingen herbringen? Oder wollen Sie einfach alles so lassen, wie es ist? Ich helfe Ihnen bei der Ausstattung; Lord Flieh-den-Geiz wird Ihnen auch helfen, soweit er kann. Am Ende des Korridors wohnt eine Lebensform aus geschmolzenem Metall. Sie kommt vom Jupiter und heißt Edgar. Edgar hält zwar gerade seinen Winterschlaf, aber wenn er wieder auf-

wacht, wird auch er aushelfen wollen. Und in der Wohnung links von Ihnen wohnt ein marsianischer Hexenvogel; Sie wissen schon, die mit dem bunten Kopfschmuck... Er hat zwar keine Hände, aber er kann Gegenstände mittels Psychokinese bewegen. Er wird ebenfalls helfen; nur nicht heute, da brütet er. Er sitzt auf einem Ei.«

»Gott«, sagte Chuck, »was für ein polygenetisches Gebäude.« Er war ein bißchen außer Fassung.

»Und auf der Etage unter Ihnen«, sagte Joan, »wohnt ein Faulquorz vom Callisto. Er schlängelt sich um meist die Dreistufen-Etagenlampe, die in diesen Silos zur Standardausstattung gehört... ein Modell von 1960. Er wacht auf, sobald die Sonne untergeht; dann geht er raus und kauft sich was zu essen. Den Schimmelschleim haben Sie ja schon kennengelernt.« Sie saugte energisch – und ein bißchen linkisch – an ihrer Zigarette. »Mir gefällt es hier; man trifft hier alle möglichen Lebensformen. Vor Ihnen hat ein Venusmoos hier gewohnt. Ich habe ihm einst das Leben gerettet; es war ausgetrocknet... Venusmose müssen nämlich feucht gehalten werden. Aber dann erwies sich das Klima in Marin County als zu trocken, und so ist es schließlich nach Oregon gezogen, weil's da immer regnet.« Joan Trieste drehte sich um und musterte ihn. »Sie sehen aus, als hätten Sie eine Menge Ärger hinter sich.«

»Es war kein richtiger Ärger. Nur eingebildeter. Von der Art, der man sich nicht entziehen kann.« Und er dachte: Ärger der Art, in den ich gar nicht erst verwickelt worden wäre, hätte ich meinen Kopf benutzt. Ich hätte sie gar nicht erst heiraten sollen.

»Wie heißt Ihre Frau?«

Überrascht sagte er: »Mary.«

»Bringen Sie sich nicht um, weil sie Sie verlassen hat«, sagte Joan. »In ein paar Monaten – vielleicht schon in ein paar Wochen – werden Sie sich wieder wohl fühlen. Jetzt fühlen Sie sich wie die Hälfte eines Organismus, den man auseinandergerissen hat. Binärspaltungen tun immer weh; ich weiß es von einem Protoplasma, das mal hier gewohnt hat... Jedesmal, wenn es sich teilte, hatte es Schmerzen. Aber es mußte sich teilen, weil es wachsen mußte.«

»Ich glaube, Wachstum schmerzt.« Chuck stellte sich an das Bildfenster und warf einen erneuten Blick auf die Fußgänger-

Laufwege, Wagen und Jet-Gleiter. Er war ihnen schon so nahe gewesen...

»Dies hier ist kein übler Platz zum Wohnen«, sagte Joan. »Ich weiß es; ich habe schon fast überall gewohnt. Natürlich kennt bei der Ross-Polizei jeder den ›Schrottplatz‹«, fügte sie freimüdig hinzu. »Es hat eine Menge Ärger hier gegeben. Kleine Diebstähle und Raufereien; sogar einen Totschlag. Es ist nicht sehr sauber hier... das sehen Sie ja.«

»Und doch...«

»Und doch glaube ich, daß Sie bleiben sollten. Sie werden hier Gesellschaft haben. Die Nicht-T-Lebensformen, die hier wohnen, sind besonders nachts auf Achse, das werden Sie noch erleben. Und Lord Flieh-den-Geiz ist jemand, den man gern zum Freund hat. Er hat schon vielen Leuten geholfen. Ganymeder haben das, was der heilige Paulus *Caritas* nannte... Und vergessen Sie nicht, Paulus hat auch gesagt, daß *Caritas* die größte aller Tugenden ist.« Sie fügte hinzu: »Das moderne Wort dafür heißt wohl Verständnis.«

Die Tür ging auf. Chuck drehte sich sofort herum und sah zwei Männer, die er ziemlich gut kannte. Es waren Jack Elwood, sein Chef, und Pete Petri, sein Mitarbeiter in der Manuskriptabteilung. Als die beiden ihn sahen, wirkten sie erleichtert.

»Verdammich«, sagte Elwood, »wir dachten schon, wir kämen zu spät. Wir waren bei dir zu Hause, weil wir dachten, du wärst vielleicht dort.«

Joan Trieste sagte zu Elwood: »Ich bin von der Ross-Polizei. Darf ich bitte Ihren Ausweis sehen?« Ihre Stimme war kühl.

Elwood und Petri zeigten ihr kurz ihre CIA-Ausweise, dann schlenderten sie zu Chuck hinüber. »Was hat die Stadtpolizei hier zu suchen?« fragte Elwood.

»Sie ist 'ne Freundin«, sagte Chuck.

Elwood zuckte die Achseln; er war offenbar nicht darauf aus, Einzelheiten aus ihm herauszuquetschen. »Hättest du nicht etwas Besseres zum Wohnen finden können?« Er musterte den Raum. »Hier riecht's.«

»Es ist nur für den Übergang«, sagte Chuck, der sich nicht besonders wohl fühlte.

»Du solltest dich nicht verschlechtern«, sagte Pete Petri. »Dein Urlaub ist abgeblasen worden. Man ist der Meinung, du solltest zur Arbeit kommen. Zu deinem eigenen Besten. Du solltest nicht allein sein und vor dich hinbrüten.« Er beäugte

Joan Trieste und fragte ich offenbar, ob sie einen Selbstmordversuch verhütet hatte, doch in dieser Hinsicht klärte ihn niemand auf. »Kommst du also mit zum Büro zurück? Eine Menge Arbeit wartet auf dich; es sieht so aus, als würdest du die ganze Nacht durchmachen müssen.«

»Danke«, sagte Chuck, »aber ich muß noch meine ganzen Sachen holen. Ich muß diese Bude auf Vordermann bringen, jedenfalls in einem gewissen Rahmen.« Er wollte immer noch allein sein, auch wenn er ihre Absichten zu schätzen wußte. Es war ein Instinkt. Er wollte sich verkriechen und verstecken; es lag ihm im Blut.

Joan Trieste sagte zu den beiden CIA-Männern: »Ich kann bei ihm bleiben, zumindest für eine Weile. Solange ich keinen Notruf kriege. Meist kommt einer gegen fünf – wenn der Berufsverkehr richtig losgeht. Aber bis dahin...«

»Moment mal«, sagte Chuck schroff.

Die drei sahen ihn fragend an.

»Wenn sich jemand umbringen möchte«, sagte Chuck, »kann man ihn nicht davon abhalten. Vielleicht kann man es verzögern. Vielleicht kann ein Psi wie Joan ihn zurückholen. Aber selbst wenn die Sache sich verzögert, wird er es tun. Und auch wenn man ihn wieder zurückholt, wird er die Möglichkeit finden, es erneut zu tun. Also läßt mich in Ruhe.« Er fühlte sich erschöpft. »Ich habe um 16.00 Uhr einen Termin bei meinem Anwalt. Ich habe noch viele Dinge zu erledigen. Ich kann es mir nicht leisten, hier herumzustehen und zu reden.«

Elwood warf einen Blick auf seine Uhr und sagte: »Ich fahre dich zu deinem Anwalt. Das können wir ohne weiteres machen.« Er gab Petri einen knappen Wink.

Chuck sagte zu Joan: »Vielleicht sehen wir uns wieder. Irgendwann.« Er fühlte sich zu müde, um sich jetzt schon Gedanken darüber zu machen. »Danke«, sagte er schwach; er wußte nicht mal genau, wofür er ihr dankte.

Mit sorgfältig abgemessenem Nachdruck sagte Joan: »Lord Flieh-den-Geiz ist in seinem Zimmer und kann Ihre Gedanken empfangen. Wenn Sie noch mal einen Versuch unternehmen, sich umzubringen, wird er es hören und sich einmischen. Wenn Sie also die Absicht haben, es zu tun...«

»Okay«, sagte Chuck. »Ich werde es nicht *hier* versuchen.« Er ging mit Elwood und Petri zur Tür. Die beiden nahmen ihn zwischen sich. Joan folgte ihnen.

Als sie in den Korridor hinauskamen, sah Chuck, daß die Tür des Schimmelschleims offenstand; der große gelbe Knubbel grüßte ihn, indem er sanft wogte.

»Ich danke auch Ihnen«, sagte Chuck halb ironisch, dann ging er mit seinen beiden CIA-Kollegen weiter.

Als sie mit dem Wagen zu Nat Wilders Büro in San Francisco fuhren, sagte Jack Elwood: »Das *Unternehmen Fünfzig Minuten*... Wir haben um die Genehmigung ersucht, einen Mann in die erste Landungsgruppe einzuschleusen. Eine Routineanfrage, der man natürlich stattgegeben hat.« Er sah Chuck nachdenklich an. »Ich glaube, wir werden in diesem Fall ein Simulacrum einsetzen.«

Chuck Rittersdorf nickte geistlos. Es war eine Standardprozedur, bei Projekten, bei denen es um potentiell gefährlich Fraktionen ging, Simulacren einzusetzen. Der CIA hatte ein niedriges Handlungsbudget und war nicht darauf aus, Männer zu verlieren.

»Das Simulacrum«, fuhr Elwood fort, »... – G. D. in Palo Alto hat es für uns hergestellt – ist schon fertig und in unserem Büro. Du solltest es dir mal ansehen.« Er klappte ein kleines Notizbuch auf, das er aus seiner Manteltasche holte. »Es heißt Daniel Mageboom. Sechsundzwanzig Jahre alt. Weißer Amerikaner. Hat das Examen in Stanford gemacht, ist Magister in mehreren Disziplinen der Naturwissenschaft. Hat ein Jahr an der San-José-Staatsuni gelehrt und ist dann zum CIA gegangen. Das ist die Information, die die anderen Projekt-Mitarbeiter kriegen. Nur wir werden wissen, daß er ein Simulacrum ist, das Daten für uns sammelt.« Er schloß mit den Worten: »Bis jetzt haben wir uns noch nicht entschieden, wen wir als Steuermann für den Dan Mageboom einsetzen. Vielleicht Johnstone.«

»Diese Niete«, sagte Chuck. Ein Simulacrum konnte bis zu einem gewissen Grad autonom handeln, doch bei einem Unternehmen dieser Art waren zu viele Entscheidungen erforderlich. War Dan Mageboom sich selbst überlassen, würde er sich rasch als Konstruktion entlarven. Das Ding konnte zwar gehen und reden, aber wenn es dazu kam, politisch wichtige Entscheidungen zu fällen, mußte ein guter Operator in der absoluten Sicherheit der Ebene Eins im CIA-Gebäude von San Francisco die Kontrolle übernehmen.

Als sie den Wagen auf der Dachlandebahn von Nat Wilders Bürohaus absetzten, sagte Elwood nachdenklich: »Ich habe gedacht, du würdest Danny vielleicht gern unter die Fittiche nehmen. Wie du schon sagtest – Johnstone ist nicht der Beste.«

Chuck sah ihn überrascht an. »Warum? Es ist doch gar nicht meine Aufgabe.« Der CIA verfügte über ein Korps von Männern, die dazu ausgebildet waren, Simulacren zu beleben.

»Es soll ein Gefallen sein«, sagte Elwood langsam und richtete den Blick auf den dichten Nachmittagsluftverkehr, der wie eine Rauchschicht über der Stadt hing. »Dann könntest du sozusagen bei deiner Frau sein.«

Nach geraumer Zeit sagte Chuck: »Kommt nicht in Frage.«

»Du könntest sie auf diese Weise überwachen.«

»Aus welchem Grund?« Er verspürte verblüffte Verärgerung. Und Zorn.

»Wollen wir doch realistisch sein«, sagte Elwood. »Den Psychos im CIA ist völlig klar, daß du sie noch immer liebst. Und wir brauchen einen Vollzeit-Operator für Dan Mageboom. Petri kann für ein paar Wochen deine Manuskriptarbeit übernehmen. Versuch es doch mal. Vielleicht macht's dir Spaß. Wenn nicht, hörst du's auf und widmest dich wieder deinen Manuskripten. Herrgott, du hast doch seit Jahren Simulacren programmiert; du müßtest ein Fernsteuerungs-Naturtalent sein... Ich verwette meinen Hut dafür. Du wärst nicht mal auf dem gleichen Schiff mit Mary und würdest trotzdem mit ihr zusammen auf Alpha III M2 landen...«

»Nein«, wiederholte Chuck. Er öffnete die Wagentür und trat auf die Landebahn hinaus. »Wir sehen uns später; danke fürs Mitnehmen.«

»Eigentlich«, sagte Elwood, »könnte ich dir ja befehlen, die Steuerung zu übernehmen. Ich würde es auch tun, wenn ich wüßte, daß es deinen Interessen entgegenkommt. Vielleicht machte ich es auch so. Ich sag dir, was ich vielleicht tun werde: Ich laß mir vom FBI die Akte deiner Frau kommen und seh sie mir an. Und wenn ich erst weiß, wer sie ist...« Er machte eine Geste. »... werde ich auf dieser Grundlage meine Entscheidung fällen.«

»Wer müßte sie denn sein«, sagte Chuck, »um es zu rechtfertigen, daß ich sie durch ein CIA-Simulacrum bespitzele?«

»Eine Frau, die es wert ist, zu ihr zurückzukehren«, sagte Elwood. Er schloß die Wagentür. Petri startete den Motor, und der Wagen jagte in den Spätnachmittagshimmel hinauf. Chuck stand da und sah zu, wie es sich entfernte.

So denkt nun mal der CIA, dachte er ätzend. An sich müßte ich inzwischen daran gewöhnt sein.

Doch in einer Hinsicht hatte Elwood recht: Er hatte tatsächlich zahlreiche Simulacren programmiert – und zwar solche mit beeindruckender überzeugender Rhetorik. Wenn er die Fernsteuerung übernahm, konnte er Dan Mageboom, oder wie man das Ding auch nannte, nicht nur erfolgreich agieren lassen, er konnte ihn auch – und dieser Gedanke ließ ihn innehalten – in ein fein abgestimmtes Instrument verwandeln, in eine Maschine, die jene Leute, mit denen sie zusammen war, anführte, betrog und – ja, sogar korrumpte. Chuck selbst war nicht so redegewandt; er war nur ein Meister seines Fachs.

Dan Mageboom konnte in seinen Händen eine Menge in Mary Rittersdorf bewirken. Niemand wußte es besser als sein Chef, Jack Elwood. Kein Wunder, daß der Vorschlag von ihm gekommen war.

Doch Elwoods Vorschlag war auch von potentiell sinisterer Qualität. Er stieß Chuck ab; er wich vor ihm zurück, erahnte seine Anrüchigkeit.

Aber dennoch konnte er ihn nicht einfach ablehnen. Dinge – das Leben selbst, die Existenz auf der Erde – waren nicht so freimütig. Die Lösung lag vielleicht darin, daß er jemanden für die Steuerung einsetzte, auf den er sich verlassen konnte. Petri, zum Beispiel. Jemand, der sich um seine Interessen kümmerte.

Und dann dachte er: Was sind überhaupt meine Interessen?

Nachdenklich und tief in Gedanken versunken ließ er sich vom Aufzug nach unten bringen. Denn ihm war, ohne daß es ihm richtig bewußt wurde, eine neue Idee gekommen, und zwar keine von der Art, die Jack Elwood ihm vorgeschlagen hatte.

Es gibt eine Sache, dachte er, die unter diesen Umständen vielleicht durchführbar ist. Ein CIA-Simulacrum, zusammen mit Mary auf dem entfernten Mond eines völlig anderen Sonnensystems... inmitten der psychopathischen Angehörigen einer destruierten Gesellschaft. Eine Sache, die in einer solchen Ausnahmesituation vielleicht klappen konnte...

Es war keine Idee, die man mit jemandem besprechen konnte; tatsächlich fiel es ihm schwer, sie mit sich selbst zu diskutieren. Doch sie hatte, im Gegensatz zum Selbstmord, den er beinahe begangen hätte, einen Vorteil.

Unter Umständen wie diesen könnte ich es tatsächlich schaffen, sie umzubringen, dachte er. Mit Hilfe einer CIA-Konstruktion, oder besser durch eine Konstruktion der General Dynamics. Rein juristisch gesehen hätte ich eine gute Chance, freigesprochen zu werden, da Simulacren, die über solche Entfernungshinweg gesteuert werden, oftmals autonom reagieren. Ihre automatischen Schaltkreise haben oft Vorrang vor den aus der Ferne kommenden Instruktionen des Steuermanns. Jedenfalls ist es einen Versuch wert. Vor Gericht werde ich aussagen, daß das Simulacrum aus eigenem Antrieb gehandelt hat. Ich kann zahllose technische Unterlagen vorlegen, die beweisen, daß Simulacren oft solche Dinge tun... Die Geschichte der CIA-Unternehmungen ist voll von solchen Pannen, wo in Situationen, in denen es darauf ankam, etwas schiefging.

Es wird dem Ankläger obliegen, den Beweis zu führen, daß ich dem Simulacrum die Instruktionen gegeben habe.

Chuck erreichte Nat Wilders Tür, öffnete sie und ging, immer noch tief in Gedanken versunken, hinein.

Vielleicht ist es eine gute Idee; vielleicht auch nicht. Aber bestimmt ist sie des Nachdenkens wert – schon aus moralischen Gründen. Wenn nicht gar aus rein praktischen. Jedenfalls handelte es sich um genau jene Art von Idee, die einen nicht so schnell wieder losließ, wenn man sie erst einmal gehabt hatte. Es war, als hätte eine fixe Idee von ihm Besitz ergriffen, die nun in ihm blieb, ohne sich wieder vertreiben zu lassen.

Es war nicht einmal theoretisch das, was man ein »perfektes Verbrechen« nannte. Ein riesengroßer Verdacht würde auf ihn fallen. Der Staatsanwalt – oder wer dafür zuständig war, solche Dinge zu bearbeiten – würde ziemlich schnell vermuten, was passiert war. Das galt auch für die Journalisten, unter denen sich die gerissensten Kanaillen der USA befanden. Aber... etwas zu vermuten und etwas beweisen zu können, waren zwei verschiedene Dinge.

Außerdem konnte er sich bis zu einem bestimmten Grad hinter dem STRENG GEHEIM-Vorhang verbergen, der die Aktivitäten des CIA fortwährend verschleierte.

Zwischen Terra und dem Alpha-System lagen mehr als drei Lichtjahre. Eine gewaltige Entfernung, und unter gewöhnlichen Umständen bestimmt zu groß, um ein Kapitalverbrechen zu begehen. Jedenfalls konnte man zahlreiche Ausfälle des elektromagnetischen Signals, das in den Hyperraum eintauchte und wieder daraus hervorkam, problemlos als gegebenen, konstanten Faktor annehmen. Ein Verteidiger konnte, wenn er gut arbeitete, schon allein auf dieser Grundlage einen verdammt guten Fall konstruieren.

Und Nat Wilder war ein solcher Anwalt.

5. Kapitel

An diesem Abend rief Chuck, nachdem er im Blue Fox Restaurant gegessen hatte, seinen Chef Jack Elwood in dessen Wohnung an.

»Ich möchte mir das Geschöpf, das du Dan Mageboom nennst, mal ansehen«, erklärte er vorsichtig.

Das Gesicht seines Chefs verzog sich auf dem kleinen Monitor zu einem Lächeln. »Okay, kein Problem – geh in das vergammelte Silo, in dem du rumhängst, dann schick ich Dan zu dir rüber. Er ist gerade bei uns und spült in der Küche das Geschirr ab. Was hat dich umgestimmt?«

»Kein besonderer Grund«, sagte Chuck und schaltete ab.

Er kehrte in sein Silo zurück – in der Nacht, jetzt, wo die mangelhafte alte Schwach-Beleuchtung angeschaltet war, sah der Raum noch niederdrückender aus als je zuvor – und setzte sich hin, um auf Dan zu warten.

Fast im gleichen Moment vernahm er eine Stimme auf dem Korridor; eine Männerstimme, die nach ihm fragte. Und dann formten sich in seinem Hirn die Gedanken des ganymedischen Schimmelschleims. »Mr. Rittersdorf, auf dem Korridor ist ein Herr, der nach Ihnen sucht. Öffnen Sie bitte die Tür und begrüßen Sie ihn.«

Chuck ging zur Tür und öffnete sie.

Im Korridor stand ein Mann in den mittleren Jahren. Er war unersetzt, hatte einen Bauch und trug einen altmodischen Anzug. »Sind Sie Rittersdorf?« fragte er mürrisch. »Herrgott, ist das 'n Laden! Voller bizar्र aussehender Nicht-T's. Was macht bloß ein Terraner hier?« Er wischte sich mit einem Taschentuch über das rote, schwitzende Gesicht. »Ich bin Bunny Hentman. Sie sind der Drehbuchautor, stimmt's? Oder hat man mich veräppelt?«

»Ich schreibe Programme für Simulacren«, sagte Chuck. Dahinter steckte natürlich Mary; sie wollte sichergehen, daß er genug verdiente, um ihre postmaritale Lage zu finanzieren.

»Wie kommt's, daß Sie mich nicht erkennen?« sagte Hentman gereizt. »Bin ich nicht weltberühmt? Oder sehen Sie vielleicht nicht fern?« Er paffte irritiert an seiner Zigarre. »Also, hier bin ich; hier bin ich. Wollen Sie nun für mich arbeiten oder nicht? Hören Sie, Rittersdorf – ich bin's nicht gewöhnt, um etwas bitteln zu müssen. Aber Ihr Zeug ist gut, das muß ich

zugeben. Wo ist Ihr Zimmer? Oder müssen wir hier draußen auf dem Korridor stehenbleiben?« Er musterte die halboffene Tür von Chucks Wohnung, dann marschierte er auf sie zu, ging hindurch und verschwand.

Chuck dachte schnell nach und folgte ihm. Es war offenbar nicht leicht, Hentman wieder loszuwerden. Allerdings hatte er durch seine Anwesenheit auch nichts zu verlieren. Sie würde ein guter Effektivitätstest des Dan Mageboom-Simulacrum sein.

»Sie wissen doch wohl«, sagte er zu Hentman, als er die Tür schloß, »daß ich nicht wild auf den Job bin.«

»Klar, klar«, sagte Hentman nickend. »Ich weiß; Sie sind ein Patriot! Sie arbeiten gern für den Schnüffelladen. Hören Sie zu.« Er deutete mit einem Finger auf Chuck. »Ich kann Ihnen das Dreifache dessen zahlen, was Sie von denen kriegen. Und Sie kriegen viel mehr Bewegungsfreiheit beim Schreiben. Natürlich habe ich das letzte Wort, wenn's um das geht, was ich verwende und wie ich es bringe.« Er sah sich entsetzt in Chucks Wohnzimmer um. »Ach, du Schreck! Erinnert mich an meine Kindheit in der Bronx. So sieht echte Armut aus. – Was ist passiert? Hat Ihre Frau Ihnen bei der Scheidungsklage das Fell über die Ohren gezogen?« Hentmans Augen funkelten voller List und Tücke. »Ja, es kann schon schlimm werden; ich weiß. Ich habe drei Scheidungen hinter mir; jedesmal haben sie mich ausgenommen wie eine Weihnachtsgans. Das Gesetz ist mit den Frauen. Ihre Frau ist zwar attraktiv, aber...« Er machte eine Geste. »Ich weiß nicht. Sie ist irgendwie kalt. Verstehen Sie, was ich meine? Sie ist so... zielbewußt. Ich beneide Sie nicht. Wenn man sich mit Frauen dieser Art einläßt, sollte man dafür sorgen, daß man in keine vertraglichen Verwicklungen gerät. Man sollte sichergehen, daß alles außergesetzlich bleibt. Sie wissen schon – auf Affären begrenzt.« Hentman musterte Chuck eingehend. »Aber Sie gehören zu denen, die unbedingt heiraten wollen, das sehe ich. Sie spielen fair. Eine Frau wie die Ihre kann einen schon fertigmachen. Und dann bleibt man so platt auf der Strecke, als wäre man von einer Planierraupe überfahren worden.«

Jemand kloppte an die Tür, und gleichzeitig sagten die Gedanken des ganymedischen Schimmelschleims: »Ein zweiter Besucher, Mr. Rittersdorf. Diesmal ein jüngerer Mann.«

»Entschuldigen Sie«, sagte Chuck zu Bunny Hentman. Er ging zur Tür und öffnete sie.

»Wer macht diese Telepathie-Nummer?« murmelte Hentman hinter ihm.

Ein junger, gutaussehender Mann mit neugierigem Gesicht und äußerst eleganter Kleidung im Harding Brothers-Stil sagte, als er Chuck gegenüberstand: »Mr. Rittersdorf? Ich bin Daniel Mageboom. Mr. Elwood bat mich, mal vorbeizuschauen.«

Es war ein tolles Fabrikat! Chuck wäre nie dahintergekommen. Und als er es sich klarmachte, verspürte er Erleichterung. »Sicher«, sagte er, »kommen Sie doch rein.« Er führte das Simulacrum in seine schäbige Unterkunft. »Mr. Mageboom«, sagte er, »dies ist der berühmte Fernsehkomiker Bunny Hentman. Der Japs-Japs-Bumm-Bumm-Hentman, der immer in einem Kaninchenkostüm rumwetzt, schiebt und mit den Löffeln schlackert.«

»Welche Ehre«, sagte Mageboom und streckte eine Hand aus. Die beiden begrüßten einander und musterten sich. »Ich habe Ihre Show schon oft gesehen. Sie ist wirklich zum Kreischen.«

»Yeah«, murmelte Bunny Hentman und warf Chuck einen säuerlichen Blick zu.

»Dan ist neu in unserem Büro«, sagte Chuck. »Ich sehe ihn selbst zum ersten Mal.« Und er fügte hinzu: »Ich werde ab jetzt mit ihm zusammenarbeiten.«

»Nix da«, sagte Hentman. »Sie werden von jetzt an für mich arbeiten, kapiert? Ich hab den Vertrag gleich mitgebracht; ich hab ihn von meinen Anwälten aufsetzen lassen.« Er griff stirnrunzelnd in die Manteltasche.

»Störe ich?« fragte Mageboom und machte behutsam einen Rückzieher. »Ich kann auch später noch mal vorbeikommen, Mr. Rittersdorf. Oder Chuck, wenn ich Sie so nennen darf.«

Hentman beäugte ihn. Dann faltete er achselzuckend den Vertrag auseinander. »Schauen Sie her. Sehen Sie sich an, was Sie kriegen.« Er deutete mit der Zigarre auf das Papier. »Kann der Spizzelladen Ihnen soviel zahlen? Ich bin der Meinung, es ist ebenso patriotisch, Amerika zum Lachen zu bringen. Es stärkt die Moral und bringt den Roten eine Niederlage bei. Es ist sogar viel patriotischer als das, was Sie tun; diese Simulacren sind doch ausnahmslos kalte Kisten – bei denen krieg ich immer das Zittern.«

»Ganz meine Meinung«, sagte Dan Mageboom. »Aber das Argument hat noch eine andere Seite, Mr. Hentman, falls ich einen Moment Ihrer Zeit stehlen darf, um es zu erklären. Mr. Rittersdorf – Chuck – geht einem Job nach, den kein anderer ausführen kann. Das Programmieren von Simulacren ist eine Kunst; ohne Programmierung durch einen Experten sind sie nichts anderes als Hüllen, und jeder, selbst ein Kind, kann sie von echten Menschen unterscheiden. Aber wenn sie richtig programmiert sind...« Er lächelte. »Sie haben noch nie einen von Chucks Simulacren in Aktion gesehen. Es ist unglaublich.« Und er fügte hinzu: »Mr. Petri leistet ebenfalls gute Arbeit. Manchmal ist er sogar noch besser.«

Es war ganz klar, daß Petri das Simulacrum programmiert hatte; er stellte seine Fähigkeiten natürlich gebührend heraus. Chuck konnte ein Grinsen nicht unterdrücken.

»Vielleicht sollte ich diesen Petri engagieren«, sagte Bunny Hentman finster. »Wenn er wirklich so gut ist.«

»Für Ihre Zwecke«, sagte Mageboom, »wäre Petri vielleicht besser. Ich weiß, welche Elemente in Chucks Manuskripten Ihnen gefallen, doch das Problem ist: Sie sind sprunghaft. Ich bezweifle, daß er das Tempo für eine komplette Komödie durchhalten kann, und das müßte er, um für Ihre Zwecke brauchbar zu sein. Als ein Bestandteil von vielen jedoch...«

»Halten Sie sich da raus«, sagte Hentman gereizt zu Mageboom. »Ich mag keine Dreierkonversationen«, sagte er zu Chuck. »Können wir nicht woanders hingehen?« Er ärgerte sich sichtlich über Dan Mageboom. Er schien allmählich zu wittern, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung war.

Erneut formten sich in Chucks Geist die Gedanken des Schimmelschleims. »Das großartige, herrliche Mädchen, an dem Ihnen eine fehlende Nippelvergrößerungsoperation aufgefallen ist, betritt gerade das Gebäude und sucht nach Ihnen, Mr. Rittersdorf. Ich habe ihr schon gesagt, daß sie heraufkommen soll.«

Bunny Hentman, der die Gedanken Lord Flieh-den-Geizens natürlich ebenfalls empfing, stöhnte verzweifelt auf. »Gibt es denn überhaupt keine Möglichkeit, daß wir uns unterhalten? Und wer zum Teufel ist das?« Er drehte sich zur Tür um und maß sie mit einem finsternen Blick.

»Miss Trieste wird sich nicht in Ihr Gespräch einmischen, Mr. Hentman«, sagte Dan Mageboom, und Chuck sah das Simula-

crum überrascht an, da es etwas über Joan wußte. Es lief jetzt per Fernsteuerung, das wurde ihm sofort klar. Es war ganz sicher keine Programmierung; Petri steuerte das Ding vom CIA-Gebäude in San Francisco aus.

Die Tür ging auf, und Joan Trieste, die diesmal einen grauen Pullover und ein Dirndl, keine Strümpfe, doch hochhackige Schuhe trug, stand da. »Störe ich, Chuck?« fragte sie. »Mr. Hentman«, fügte sie errötend hinzu, »ich habe Sie schon x-hundert Mal gesehen... Ich halte Sie für den größten lebenden Komödianten. Sie sind so toll wie Otto und die ganzen großen Oldtimer.« Mit glänzenden Augen ging sie auf Bunny Hentman zu, doch sie vermied es sorgfältig, ihn zu berühren. »Sind Sie ein Freund von Bunny Hentman?« fragte sie Chuck. »Ach, hätten Sie mir doch was davon erzählt.«

»Wir versuchen gerade«, stöhnte Hentman, »eine geschäftliche Angelegenheit zu klären. Also, ich frage Sie, wie machen wir es?« Er fing an, schwitzend in dem kleinen Wohnzimmer auf und ab zu gehen. »Ich geb's auf«, gab er bekannt. »Ich kann Sie nicht engagieren. Es steht außer Frage. Sie kennen zu viele Leute. Autoren sollen zurückgezogen wohnen und das Leben von Einsiedlern führen.«

Joan Trieste hatte die Tür nicht geschlossen; jetzt wogte der Schimmelschleim langsam durch den Eingang. »Mr. Rittersdorf«, fing Chuck seinen Gedanken auf, »ich muß eine dringende Angelegenheit mit Ihnen besprechen – allein. Können Sie bitte den Korridor durchqueren und einen Moment in meine Wohnung kommen?«

Hentman wandte ihm den Rücken zu, krümmte sich frustriert, ging ans Fenster und sah hinaus.

Verwirrt folgte Chuck dem Schimmelschleim durch den Korridor in dessen Wohnung.

»Schließen Sie die Tür und kommen Sie näher«, sagte der Schimmelschleim. »Ich möchte nicht, daß die anderen meine Gedanken auffangen.«

Chuck tat es.

»Dieser Mr. Dan Mageboom«, dachte der Schimmelschleim mit geringer Lautstärke, »ist kein menschliches Wesen. Er ist eine Konstruktion. Er hat keinerlei Persönlichkeit, sondern wird von einem Individuum ferngesteuert. Ich dachte, ich sollte Sie warnen, schließlich sind Sie ja mein Nachbar.«

»Danke«, sagte Chuck, »aber das weiß ich schon.« Doch jetzt fühlte er sich unbehaglich. Es konnte zu nichts Gute führen, wenn der Schimmelschleim seine Gedanken abhörte – angesichts der Richtung, die sie kürzlich eingeschlagen hatten. »Hören Sie«, begann er, doch der Schimmelschleim kam ihm zuvor.

»Ich habe das Material in Ihrem Geist bereits begutachtet«, informierte er ihn. »Die feindliche Einstellung Ihrer Frau gegenüber – und Ihre mordlüsternen Impulse. Jeder hat dann und wann solche Impulse, aber ich wäre der letzte, dem es zu stünde, sie mit jemandem zu diskutieren. Ein Telepath muß, wie ein Priester oder Arzt...«

»Lassen Sie uns nicht darüber reden«, sagte Chuck. Das Wissen des Schimmelschleims warf neues Licht auf seine Absichten; vielleicht war es unklug, sie weiterzuverfolgen. Wenn der Staatsanwalt Lord Flieh-den-Geiz in den Zeugenstand rief...

»Auf Ganymed«, erklärte der Schimmelschleim, »ist die Rache geheiligt. Falls Sie mir nicht glauben, lassen Sie Ihren Anwalt Nat Wilder für Sie nachschlagen. Ich mißbillige die Richtung Ihrer Vorurteile in keiner Weise. Sie sind unendlich bevorzugbarer als ihr vorheriger Selbstmordimpuls, der wider die Natur ist.«

Chuck machte Anstalten, die Wohnung des Schimmelschleims zu verlassen.

»Warten Sie«, sagte der Schimmelschleim. »Da ist noch etwas; als Gegenleistung für mein Schweigen hätte ich gern, daß Sie... mir einen Gefallen tun.«

Also hatte die Sache doch einen Haken. Es überraschte Chuck nicht; schließlich war Lord Flieh-den-Geiz ein Geschäftsgeschöpf.

»Ich bestehe darauf, Mr. Rittersdorf«, sagte der Schimmelschleim, »daß Sie den Job, den Mr. Hentman Ihnen anbietet, auf der Stelle annehmen.«

»Und was ist mit meinem Job beim CIA?« fragte Chuck.

»Den brauchen Sie nicht aufzugeben. Sie können beide Jobs ausfüllen.« Die Gedanken des Schimmelschleims wurden vertraulich. »Sie werden einfach als... äh... Doppelverdiener tätig sein.«

»Doppelverdiener? Wo haben Sie denn das Wort aufgeschnappt?«

»Ich bin Experte für die terranische Gesellschaftsordnung«, informierte ihn der Schimmelschleim. »So wie ich es sehe, können Sie den CIA-Job tagsüber erledigen – und den bei Bunny Hentman in der Nacht. Damit Sie es schaffen, werden Sie Drogen brauchen, thalamische Stimulanzien der Hexo-Aphetamin-Klasse, die auf Terra verboten sind. Ich kann sie jedoch besorgen. Ich habe Kontakt zu anderen Planeten, ich kann Drogen leicht beschaffen. Sie werden überhaupt keinen Schlaf mehr brauchen, sobald Ihr Hirnmetabolismus erst einmal stimuliert worden ist...«

»Ein sechzehnstündiger Arbeitstag! Da wäre ich ja besser dran, wenn ich Sie zur Polizei gehen ließe!«

»Nein«, stritt der Schimmelschleim ab. »Weil das Fazit dann nämlich so aussähe: Sie würden, in dem Bewußtsein, daß die Behörden schon im voraus Bescheid wissen, von dem Mord Abstand nehmen. Also würden Sie diese böse Frau nicht ausradieren. Sie würden Ihren Plan aufgeben und ihr das Weiterleben gestatten.«

»Woher wissen Sie, daß Mary eine ›böse Frau‹ ist?« fragte Chuck. Und was, dachte er, verstehen Sie überhaupt von terranischen Frauen?

»Ich habe aus Ihren Gedanken von der Mehrzahl der kleinen Sadismen erfahren, denen Mrs. Rittersdorf Sie im Laufe der Zeit ausgesetzt hat. Sie waren fraglos teuflisch, und zwar nach den Standards einer jeden Zivilisation. Deswegen sind Sie krank und können die Realität nicht mehr korrekt wahrnehmen. Nehmen Sie als Beispiel nur Ihren Widerstand gegen den erstrebenswerten Job, den Mr. Hentman Ihnen anbietet.«

Jemand klopfte an die Tür. Die Tür ging auf, und Bunny Hentman trat mit einem finsternen Blick ein. »Ich muß gehen. Wie lautet Ihre Antwort, Rittersdorf? Ja oder nein? Aber wenn Sie für mich arbeiten, dann allein. Bringen Sie bloß nicht diese gelatinösen nicht-terranischen Organismen mit. Kommen Sie bloß allein.«

Der Schimmelschleim strahlte den Gedanken ab: »Mr. Rittersdorf wird Ihr freundliches Arbeitsangebot annehmen, Mr. Hentman.«

»Was sind Sie denn?« fragte Bunny Hentman. »Sein Manager?«

»Ich bin Mr. Rittersdorfs Kollege«, erklärte der Schimmelschleim.

»Okay«, sagte Hentman und händigte Chuck den Vertrag aus. »Sie verpflichten sich hiermit zu einer achtwöchigen Tätigkeit. Sie schreiben ein 60-Minuten-Drehbuch pro Woche und nehmen an der einmal wöchentlich stattfindenden Autorenkonferenz teil. Ihr Honorar sind zweitausend TERPLAN-Lappen pro Woche. Okay?«

Es war mehr als okay. Es war doppelt soviel, wie er erwartet hatte. Chuck nahm die Vertragsformulare und unterschrieb sie, während der Schimmelschleim sie prüfte.

»Ich möchte als Zeugin unterschreiben«, sagte Joan Trieste. Auch sie war in die Wohnung gekommen und stand in der Nähe. Sie unterzeichnete als Zeugin die drei Vertragsexemplare, die dann an Bunny Hentman zurückgingen. Er stopfte sie in die Manteltasche. Dann fiel ihm ein, daß eins davon Chuck gehörte, und er zog es wieder heraus und gab es ihm.

»Prost!« sagte der Schimmelschleim. »Das verlangt nach einer Feier.«

»Nicht für mich«, sagte Bunny Hentman. »Ich muß gehen. Also, bis dann, Rittersdorf. Ich bleibe in Verbindung mit Ihnen. Lassen Sie sich ein Bildfon in die verrottete, charakterlose Bude einbauen, in der Sie wohnen. Oder ziehen Sie in ein besseres Silo.« Lord Flieh-den-Geizens Tür schloß sich hinter ihm.

»Dann feiern wir drei eben«, sagte der Schimmelschleim. »Ich kenne ein Lokal, wo auch Nicht-T's bedient werden. Alles geht auf mich; ich meine die Rechnung.«

»Prima«, sagte Chuck. Er wollte sowieso nicht allein bleiben; und wenn er in seiner Bude blieb, war dies nur eine weitere Chance für Mary, ihm auf die Pelle zu rücken.

Als sie die Tür öffneten, standen sie zu ihrer kollektiven Überraschung vor einem vertrauten, pausbäckigen jungen Mann, der im Korridor wartete. Es war Dan Mageboom.

»Verzeihung«, entschuldigte sich Chuck. »Ich hab Sie ganz vergessen.«

»Wir gehen feiern«, erklärte der Schimmelschleim Mageboom, als er aus seiner Wohnung sickerte. »Sie sind eingeladen, auch wenn es eine Tatsache ist, daß sie keinen Geist haben und nur eine leere Schote sind.« Joan Trieste maß zuerst Mageboom, dann Chuck mit einem neugierigen Blick.

Um ihr zu erklären, was Sache war, sagte Chuck: »Unser guter Mageboom ist ein CIA-Roboter, der von unserem Büro in

San Francisco gesteuert wird.« Zu Mageboom sagte er: »Wer ist dran? Petri?«

Mageboom sagte lächelnd: »Momentan laufe ich auf meinen autonomen Schaltkreisen, Mr. Rittersdorf. Mr. Petri hat sich ausgeschaltet, als Sie die Wohnung verließen. Finden Sie nicht auch, daß ich meine Arbeit gut mache? – Schauen Sie, Sie haben selbst gedacht, ich würde ferngesteuert, aber so ist es gar nicht.« Das Simulacrum schien sehr über sich selbst erfreut zu sein. »Ich kann sogar«, sagte es, »den ganzen Abend mit meinen Schaltkreisen bestreiten. Ich kann mit Ihnen in eine Bar gehen, trinken und feiern, und mich ebenso aufführen wie ein Nicht-Simulacrum, hier und da vielleicht sogar noch besser.«

Dies ist also, dachte Chuck, als sie zum Aufzug gingen, das Instrument, mit dessen Hilfe ich einen Vorteil über meine Frau erringe.

Der Schimmelschleim, der seine Gedanken auffing, warnte ihn: »Vergessen Sie nicht, daß Miss Trieste eine Angehörige der Ross-Polizei ist, Mr. Rittersdorf.«

Joan Trieste sagte: »Und ob ich das bin.« Sie hatte zwar die Gedanken des Schimmelschleims aufgefangen, aber nicht die Chucks. »Warum haben Sie das gerade gedacht?« fragte sie.

»Ich hatte das Gefühl«, sagte der Schimmelschleim zu ihr, »daß Sie aufgrund dieser Tatsache amouröse Aktivitäten von seiner Seite aus nicht ermuntern würden.«

Diese Erklärung schien sie zu befriedigen. »Ich glaube«, sagte sie zu dem Schimmelschleim, »daß Sie sich um Ihren eigenen Kram kümmern sollten. Das Dasein als Telepathen hat euch Ganymeder zu schrecklichen Wichtiguern gemacht.« Sie klang gereizt.

»Tut mir leid, Miss Trieste«, sagte der Schimmelschleim, »wenn ich Ihre Gelüste fehlinterpretiert habe. Verzeihen Sie mir.« Und an Chuck gewandt, dachte er: »Allem Anschein nach wird Miss Trieste amouröse Aktivitäten von Ihrer Seite her doch zu schätzen wissen.«

»Verflixt!« beschwerte sich Joan Trieste. »Kümmern Sie sich doch bitte um Ihren eigenen Kram! Lassen Sie das Thema ganz fallen, ja?« Sie war blaß geworden.

»Es ist schwierig«, dachte der Schimmelschleim verdrießlich, ohne sich an jemanden im besonderen zu richten, »terranische

Mädchen zufriedenzustellen.« Für den Rest des Weges zur Bar bemühte er sich mit Sorgfalt, an gar nichts zu denken.

Später, als sie in einer Nische saßen – der Schimmelschleim in einem gelben Häufchen auf dem imitierten Ledersitz –, sagte Joan Trieste: »Ich finde es herrlich, daß Sie für Bunny Hentman arbeiten werden, Chuck. Ich stelle es mir wirklich toll vor.«

Der Schimmelschleim dachte: »Mr. Rittersdorf, ich habe das Empfinden, daß Sie Ihrer Gattin unter allen Umständen, so dies möglich ist, verheimlichen sollten, daß Sie nun zwei Tätigkeiten nachgehen. Wenn Sie es erfährt, wird sie zweifellos höhere Unterhaltszahlungen und Alimente verlangen.«

»Stimmt«, stimmte Chuck ihm zu. Das war ein vernünftiger Rat.

»Da sie eh erfahren wird, daß Sie für Mr. Hentman arbeiten«, fuhr der Schimmelschleim fort, »sollten Sie diese Tatsache sehr schnell eingestehen, während Sie gleichzeitig vorgeben, Sie hätten Ihre Stelle beim CIA gekündigt. Bitten Sie Ihre Mitarbeiter beim CIA, und besonders Mr. Elwood, Ihren direkten Vorgesetzten, Sie zu decken.«

Chuck nickte.

»Das Resultat der Tatsache, daß Sie zwei Stellen zu gleicher Zeit innehaben«, führte der Schimmelschleim aus, »wird sein, daß Sie trotz der Unterhaltszahlungen und Alimente genug Geld haben werden, um bequem zu leben. Haben Sie daran schon mal gedacht?«

Um ehrlich zu sein, so weit hatte Chuck noch nicht vorausgedacht. Der Schimmelschleim war viel vorausschauender als er, deswegen spürte er leichten Verdruß.

»Sie sehen also«, sagte der Schimmelschleim, »wie deutlich ich mich für Ihre Interessen einsetze. Mein Drängen, Mr. Hentmans Angebot anzunehmen...«

»Ich finde es schrecklich, wie ihr Ganymeder mit dem Leben von Terranern spielt«, wandte Joan Trieste ein und warf dem Schimmelschleim einen Blick zu.

»Aber bedenken Sie doch nur«, sagte der Schimmelschleim weltmännisch, »daß ich Sie und Mr. Rittersdorf zusammengebracht habe. Was Sie beide anbetrifft, so sehe ich außerdem – auch wenn ich, zugegeben, kein Präkog bin – tolle und erfolgreiche beiderseitige Aktivitäten in sexueller Hinsicht voraus.«

»Halten Sie die Klappe«, sagte Joan aufgebracht.

Nach der Feier in der Bar verließ Chuck den Schimmel-schleim, schaffte sich Dan Mageboom vom Hals, hieß ein Jet-Taxi an und begleitete Joan Trieste in ihr Silo zurück.

Als die beiden zusammen auf dem Rücksitz des Taxis saßen, sagte Joan: »Ich bin froh, Lord Flieh-den-Geizens Nähe entwischt zu sein. Es ist schon ziemlich nervenaufreibend, wenn man weiß, daß er ständig die Gedanken anderer Leute liest. Aber es stimmt, daß er uns...« Sie brach ab, wiegte den Kopf und lauschte angestrengt. »Da war ein Unfall.« Sie gab dem Taxi sofort neue Instruktionen. »Ich werde gebraucht. Es hat einen Todesfall gegeben.«

Als sie auf der Szenerie erschienen, fanden sie einen abgestürzten Jet-Gleiter. Während der Landung hatte sein Rotor irgendwie versagt; er war gegen eine Hauswand gekracht und hatte die Passagiere herausgeschleudert. Unter einer hastig improvisierten Decke aus Mänteln und Pullovern lag ein bleicher, älterer Mann, der keinen Laut mehr von sich gab. Der Einsatzleiter der Polizei winkte die Leute beiseite. Chuck erkannte, daß der ältere Mann der Todesfall war.

Joan begab sich auf der Stelle zu ihm, und Chuck begleitete sie, da die Polizisten ihn nicht davon abhielten. Eine Ambulanz war schon zur Stelle; sie summte ungeduldig und war darauf bedacht, den Flug zum Ross-Hospital zu machen.

Joan beugte sich über den Toten und musterte ihn. »Es ist drei Minuten her«, sagte sie halb zu sich selbst und halb zu Chuck. »In Ordnung. Warte eine Minute. Ich schicke ihn in fünf Minuten zurück.« Sie untersuchte die Brieftasche des Toten, die ein Polizist ihr gegeben hatte. »Mr. Earl B. Ackers«, murmelte sie und schloß die Augen. »Es wird nur Mr. Ackers betreffen«, sagte sie zu Chuck. »Zumindest hoffe ich es. Aber man kann sich dessen nie sicher sein...« Ihr Gesicht verzog sich und blies sich auf, als sie sich konzentrierte. »Gehen Sie lieber ein Stück zurück«, sagte sie zu Chuck, »damit Sie nicht betroffen werden.«

Chuck stand auf und ging weiter. Er schlenderte durch die kalte Nachtluft, rauchte eine Zigarette und lauschte dem Gequake der Polizei-Funkgeräte. Eine Menge hatte sich versammelt, und der Verkehr, den die Polizisten regelten, bewegte sich träge voran.

Mit was für einem seltsamen Mädchen war er doch in Kontakt gekommen. Eine Angehörige der Polizei, die auch noch Psi-

Kräfte hatte... Ich frage mich, dachte er, was sie wohl täte, wenn sie wüßte, was ich mit dem Daniel Mageboom-Simulacrum vorhave. Vielleicht hat Lord Flieh-den-Geiz doch recht, es wäre eine Katastrophe, wenn sie es wüßte.

Joan winkte ihm zu und rief: »Kommen Sie her.«

Er ging schnell zu ihr hinüber.

Der ältere Mann unter den improvisierten Decken atmete wieder; sein Brustkorb hob und senkte sich leicht, und auf seinen Lippen bildeten sich kleine Speichelbläschen.

»Er ist vier Minuten in der Zeit zurück«, sagte Joan. »Er lebt zwar wieder, befindet sich aber in der Zeit nach dem Unfall. Mehr konnte ich nicht tun.« Sie nickte den Hospital-Simulacren zu. Sie kamen sofort näher und beugten sich über den wieder lebenden Verletzten. Das Senior-Simulacrum studierte die Anatomie des Mannes mit einer Art Röntgen-Scanner und suchte den Ort der schlimmsten Verletzung. Dann wandte es sich zu seinem Begleiter um. Die Simulacren tauschten Gedanken aus, dann öffnete das Junior-Mitglied des Teams seine metallene Seite und holte einen Pappkarton heraus, den es schnell aufriß.

Der Karton enthielt eine künstliche Milz. Im Scheinwerferlicht der Polizei wagen sah Chuck eine auf den weggeworfenen Karton gestempelte Beschriftung. Und nun fingen die Simulacren an Ort und Stelle an zu operieren. Das eine nahm eine örtliche Betäubung vor, während das andere, das eine komplizierte chirurgische Hand einsetzte, anfing, sich durch die Dermalwand der Bauchhöhle des Unfallopfers zu schneiden.

»Wir können gehen«, sagte Joan und holte Chuck wieder aus seiner starren Betrachtung der arbeitenden Simulacren. »Meine Arbeit ist getan.« Mit den Händen in den Manteltaschen ging sie, schlank und hager, wie sie war, zum Jet-Taxi zurück, trat ein und nahm Platz, um auf Chuck zu warten. Sie sah müde aus.

Als sie sich von der Unfallstelle entfernten, sagte Chuck: »Jetzt habe ich zum ersten Mal medizinische Simulacren in Aktion gesehen.« Es war beeindruckend gewesen; es machte ihm noch bewußter, welch enorme Fähigkeiten in die Pseudomen-schen eingebaut waren, die General Dynamics entwickelte und konstruierte. Natürlich hatte er die CIA-Simulacren unzählige Male gesehen, aber etwas wie dies noch nie. Ihre Tätigkeit war in einem grundlegenden Sinn anders. Für sie bestand der Feind

nicht nur aus irgendeiner Gruppierung menschlicher Wesen mit einer anderen politischen Zielsetzung; ihr Feind war der Tod.

Doch beim Simulacrum Daniel Mageboom würde es das genaue Gegenteil sein; statt ihn zu bekämpfen, würde es den Tod herbeizwingen.

Nach dem, was Chuck gerade gesehen hatte, konnte er Joan Trieste natürlich unmöglich sagen, was er plante. Bedeutete dieser Fall nicht auch, daß er sie praktisch nicht mehr sehen durfte? Es erschien ihm beinahe selbstzerstörerisch, einen Mord in Szene zu setzen, während er gleichzeitig mit der Angestellten einer Polizeiagentur verkehrte. Wollte er etwa geschnappt werden? War dies ein unterschwelliger selbstmörderischer Impuls?

»Einen halben Lappen für Ihre Gedanken«, sagte Joan.

»Pardon?« Er blinzelte.

»Ich bin nicht Lord Flieh-den-Geiz; ich kann Ihre Gedanken nicht lesen. Sie wirken so ernsthaft. Ich nehme an, es liegt an den Schwierigkeiten in Ihrer Ehe. Ich fände es schön, wenn ich Sie aufheitern könnte.« Sie dachte nach. »Wenn wir mein Silo erreicht haben, kommen Sie mit rein, und dann...« Urplötzlich errötete sie; ihr fiel offenbar ein, was der Schimmelschleim gesagt hatte. »Nur auf einen Drink«, sagte sie steif.

»Sehr gern«, sagte Chuck, dem ebenfalls einfiel, was Lord Flieh-den-Geiz vorhergesehen hatte.

»Hören Sie«, sagte Joan. »Bloß weil dieser ganymedische Gschaftlhuber sein Pseudopodium – oder wie er es nennt – in unser Leben gesteckt hat, bedeutet das nicht...« Sie brach gereizt ab, und ihre Augen funkelten lebhaft. »Verflucht soll er sein. Wissen Sie, er könnte potentiell sehr gefährlich werden. Ganymeder sind so ehrgeizig... Wissen Sie noch, unter welchen Bedingungen sie in den terranisch-alphanischen Krieg eingetreten sind? Sie sind alle gleich – eine Million Eisen im Feuer, und ständig darauf aus, Möglichkeiten auszubaldowern.« Sie legte die Stirn in Falten. »Vielleicht sollten Sie aus dem Silo ausziehen, Chuck. Weg von ihm.«

Dazu ist es ein bißchen zu spät, dachte Chuck ernüchtert.

Sie erreichten Joans Silo. Chuck sah, daß es sich dabei um ein modernes, erfreuliches Gebäude handelte. Es war mit äußerst einfachen Mitteln gestaltet und lag – wie alle neuen Silos – zum größten Teil unter der Erde. Statt sich in die Lüfte zu erheben, drang es nach unten vor.

»Ich wohne im sechzehnten Stock«, sagte Joan, als sie nach unten fuhren. »Man lebt dort ungefähr so wie in einem Bergwerk. – Pech, wenn man an Klaustrophobie leidet...« Einen Augenblick später, vor der Tür, holte sie ihren Schlüssel hervor, schob ihn ins Schloß und fügte philosophisch hinzu: »Allerdings ist es stark gepanzert, für den Fall, daß die Alphaner noch mal angreifen. Zwischen mir und der Atombombe liegen fünfzehn Ebenen.« Sie öffnete die Tür. Die Lampen gingen an und beleuchteten sie weich und nebelhaft.

Ein heller Lichtstrahl zuckte plötzlich auf und erlosch wieder. Chuck war zunächst geblendet, doch dann sah er mitten im Zimmer einen Mann stehen, der eine Kamera in den Händen hielt; einen Mann, den er erkannte. Und verabscheute.

»Hallo, Chuck«, sagte Bob Alfson.

»Wer ist das?« fragte Joan. »Und warum hat er uns fotografiert?«

»Immer die Ruhe bewahren, Miss Trieste«, sagte Alfson. »Ich bin der Anwalt der Gattin Ihres Geliebten. Wir brauchen einen Beweis für den Prozeß, der übrigens...« Er sah Chuck an. »Er ist für nächsten Montag zehn Uhr in Richter Brizzolaras Sitzungssaal anberaumt worden.« Er lächelte. »Wir haben die Sache beschleunigt; Ihre Gattin möchte alles so schnell wie möglich hinter sich haben.«

»Verschwinden Sie aus dieser Wohnung«, sagte Chuck.

Alfson ging zur Tür und sagte: »Aber gern. Der Film, den ich verwendet habe... Ich bin sicher, er ist Ihnen beim CIA schon mal begegnet. Er ist teuer, aber hilfreich.« Und er erklärte Chuck und Joan: »Ich habe nur eine Agfom-Zeitaufnahme gemacht. Bringt das in Ihnen was zum Klingen? In dieser Kamera habe ich nicht nur die Aufzeichnung dessen, was sie gerade getan haben, sondern auch das, was sich in der nächsten halben Stunde hier abspielen wird. Ich glaube, dafür wird sich Richter Brizzolara weitaus mehr interessieren.«

»Hier wird sich während der nächsten halben Stunde gar nichts abspielen«, sagte Chuck, »weil ich nämlich gehen werde.« Er drückte sich an dem Anwalt vorbei in den Korridor. Er mußte so schnell wie möglich von hier verschwinden.

»Ich glaube, da irren Sie sich«, sagte Alfson. »Ich glaube, daß etwas von Wert auf diesem Film sein wird. Aber was sollte es Sie kümmern? Es ist doch nur ein technisches Instrument, mit dem Mary ein Urteil erwirken kann; die formelle Präsentati-

on des Beweises muß schließlich auch noch erfolgen. Ich sehe überhaupt nicht, was Ihnen daran weh tut.«

Verblüfft sagte Chuck: »Ihr Eindringen in die Privatsphäre...«

»Sie wissen doch selbst, daß es in den letzten fünfzehn Jahren keinerlei Privatsphäre mehr für irgend jemanden gegeben hat«, sagte Alfson. »Sie arbeiten für einen Geheimdienst; also verarschen Sie mich nicht, Rittersdorf.« Er schlenderte auf den Korridor hinaus, ging an Chuck vorbei und steuerte ohne Eile zum Aufzug. »Wenn Sie einen Aufzug haben wollen...«

»Nein«, sagte Chuck. Er schaute dem Anwalt nach, bis er außer Sichtweite war.

»Jetzt können Sie auch reinkommen«, sagte Joan. »Er hat es doch sowieso auf dem Film.« Sie hielt die Tür für ihn auf, und schließlich trat Chuck zögernd ein. »Was er getan hat, ist natürlich illegal. Aber ich nehme an, in Gerichtsfällen geht es immer so vor sich.« Joan ging in die Küche und machte ihnen ein paar Drinks. Chuck hörte das Klimpern von Gläsern. »Wie wär's mit einem Merkurabsacker? Ich habe eine ganze Flasche...«

»Mir egal«, sagte Chuck sauer.

Joan brachte ihm seinen Drink. Er nahm ihn ihr nachdenklich ab.

Das zahle ich ihr heim, dachte er. Jetzt ist es entschieden. Ich werde um mein Leben kämpfen.

»Sie schauen so grimmig drein«, sagte Joan. »Es hat Sie wohl echt wütend gemacht, dieser Kerl mit seiner Zeitkamera, wie? Schnüffelt einfach in unserem Leben rum. Zuerst Lord Fliehd-Geiz, und dann, gerade als wir...«

»Es ist immer noch möglich«, sagte Chuck, »etwas im geheimen zu tun. Wovon keiner je was erfährt.«

»Zum Beispiel?«

Chuck sagte nichts. Er nippte an seinem Drink.

6. Kapitel

Die Katzen sprangen aus kopfhohen Regalen nach unten – drei alte, orangefarbene Kater und eine gesprengelte Manx. Dann folgten mehrere Halbsiamesen mit wuscheligen Köpfen, ein junger, flotter schwarzer Kater und – mit großen Schwierigkeiten – ein trächtiges, geschecktes Weibchen. Die Katzen, zu denen sich ein kleiner Hund gesellte, versammelten sich um Ignatz Ledeburs Beine und behinderten sein Fortkommen, als er den Versuch unternahm, die Hütte zu verlassen.

Vor ihm lagen die Überreste einer toten Ratte. Der Hund, ein jagdeifriger Terrier, hatte sie geschnappt, und die Katzen hatten sich an ihr sattgefressen. Ignatz hatte sie im Morgengrauen knurren hören. Die Ratte, die es wahrscheinlich auf die Abfälle abgesehen hatte, die zu beiden Seiten der einzigen Hüttentür aufgestapelt waren, tat ihm leid. Schließlich hatten Ratten das gleiche Lebensrecht wie Menschen. Aber natürlich kapierte der Hund dies nicht; der Tötungsinstinkt war in seinen schwachen Leib einprogrammiert. Also konnte man es ihm, rein moralisch gesehen, nicht verübeln. Außerdem hatte er Angst vor Ratten. Im Gegensatz zu ihren irdischen Artgenossen verfügten die einheimischen Ratten nämlich über geschickte Hände und konnten primitive Waffen bauen – was sie auch taten. Sie waren ganz schön gerissen.

Vor Ignatz standen die rostigen Überreste eines autonomen Traktors, der schon lange nicht mehr funktionierte. Man hatte ihn vor mehreren Jahren mit der vagen Vorstellung hier abgestellt, ihn zu reparieren. Inzwischen diente er Ignatzens fünfzehn (oder waren es sechzehn?) Kindern als Spielzeug, indem sie die Überreste seines Kommunikationsnetzes dazu verwendeten, um sich mit ihm zu unterhalten.

Das, wonach Ignatz suchte, fand er nicht – einen leeren Milchkarton aus Plastik, mit dem er das morgendliche Feuer anzachen konnte. Also würde er ein Brett zerlegen müssen. Er machte sich daran, den neben seiner Hütte liegenden Abfallbretterstapel zu durchsuchen und hielt dabei nach einem Brett Ausschau, das dünn genug war, um zu zerbrechen, wenn man es gegen den Verandaboden der Hütte lehnte und mit einem Sprung darauf trat.

Die Morgenluft war kalt, und er zitterte und wünschte sich, er hätte seine Wolljacke nicht verloren. Er hatte sich auf einer sei-

ner langen Wanderungen zur Ruhe niedergelegt und sie als Kissen unter den Kopf getan. Als er wieder wach geworden war, hatte er sie vergessen und liegengelassen. Ade, Jacke. Natürlich konnte er sich nicht an den genauen Platz erinnern; er wußte nur, daß es in der ungefähren Richtung nach Adolfville gewesen war, etwa zehn Tagesmärsche entfernt.

Aus einer in der Nähe befindlichen Hütte tauchte eine Frau auf – sie war mal kurz die seine gewesen, aber er war ihrer müde geworden, nachdem sie ihm zwei Kinder geboren hatte – und schrie aufgebracht einen großen weißen Ziegenbock an, der in ihren Gemüsegarten eingedrungen war. Der Ziegenbock fraß genüßlich weiter. Als die Frau ihn fast erreicht hatte, bockte er, trat mit den Hinterläufen aus und machte sich davon, wobei die Salatblätter noch immer aus seinem Maul hingen. Eine von seinen Aktivitäten aufgeschreckte Entenschar quakte in verschiedenen Stadien der Panik und zerstreute sich schnell. Ignatz lachte. Enten nahmen immer alles so ernst.

Nachdem er ein Brett für das Feuer zerkleinert hatte, kehrte er in die Hütte zurück. Die Katzen folgten ihm auf dem Fuße. Ignatz schlug ihnen die Tür vor der Nase zu, doch einem Kätzchen gelang es, sich an ihm vorbei- und hineinzuschleichen. Ignatz kniete sich vor den eisernen Müllverbrenner und fing an, Feuer zu machen.

Elsie, seine gegenwärtige Gattin, lag unter einem Deckenstapel auf dem Küchentisch. Sie würde erst aufstehen, wenn das Feuer brannte und der Kaffee fertig war. Er nahm es ihr nicht übel.

An einem kalten Morgen wie diesem stand niemand gern auf: Es dauerte immer eine geraume Weile, bis Gandhitown sich rührte – wenn man von jenen Hebs absah, die die ganze Nacht herumgewandert waren.

Ein kleines, nacktes Kind tauchte aus dem einzigen Schlafraum der Hütte auf. Es blieb daumenlutschend stehen und schaute Ignatz stumm beim Feuermachen zu.

Hinter dem Kind quäkte der Lärm eines Fernsehers. Der Ton war da, nicht aber das Bild. Die Kinder konnten nichts sehen, sondern nur hören. Ich sollte es reparieren, dachte Ignatz. Aber er verspürte kein Gefühl der Eile. Bevor der Sendeturm in Da Vinci Heights den Betrieb aufgenommen hatte, war das Leben einfacher gewesen.

Als er Kaffee machen wollte, stellte er fest, daß er den Kessel nicht finden konnte. Um keine Zeit zum Suchen zu verschwenden, erhitzte er eine Pfanne voll Wasser über dem Propankocher, und als es kochte, schüttete er eine große, unabgemessene Handvoll Bohnen hinein. Der warme, aromatische Duft breitete sich gerade in der Hütte aus, als er bemerkte, daß ihn eine Vision überkam.

Ignatz blieb starr stehen. Dem Kätzchen, das sich in die Hütte hatte schleichen können, war es inzwischen gelungen, ins Spülbecken zu klettern, wo es einen Essensrest vom Vorabend fand. Es fraß voller Gier, und die Geräusche, die es dabei erzeugte, mischten sich ebenso wie sein Anblick mit anderen Geräuschen und Anblicken. Und die Vision wurde stärker.

»Ich möchte Haferflocken zum Frühstück«, sagte das nackte Kind an der Schlafzimmertür.

Ignatz Ledebur antwortete nicht. Die Vision hielt ihn jetzt in einem anderen Land fest. Oder vielmehr in einem Land, das so real war, daß es keinen Platz hatte; es radierte die räumliche Dimension aus, war weder hier noch dort. Und in zeitlichen Begriffen...

Es schien immer schon existiert zu haben, wenn er dafür auch keine Gewißheit hatte. Vielleicht existierte das, was er sah, zeitlich überhaupt nicht. Vielleicht hatte es keinen Beginn, und was er auch tat – es würde niemals enden, weil es einfach zu groß war. Es hatte sich möglicherweise völlig von der Zeit losgerissen.

»He«, murmelte Elsie schlaftrunken. »Wo bleibt mein Kaffee?«

»Warte«, sagte Ignatz.

»Warte? Ich kann ihn doch riechen, verflucht noch mal. Wo ist er also?« Sie rappelte sich in eine sitzende Stellung auf und warf die Decken beiseite. Ihr Körper war unbedeckt, ihre Brüste hingen herunter. »Ich fühle mich scheußlich. Ich glaube, ich muß mich übergeben. Ich nehme an, deine Rotznasen sind im Bad?« Sie rutschte vom Tisch herunter und ging unsicher durch den Raum. »Warum stehst du so da rum?« fragte sie und blieb mit einem mißtrauischen Blick vor der Badezimmertür stehen.

»Laß mich allein«, sagte Ignatz.

»Laß mich allein? Du hast sie wohl nicht alle! Es war doch deine Idee, daß ich zu dir ziehe. Ich habe Frank nie verlassen

wollen.« Sie ging ins Bad und knallte die Tür hinter sich zu. Die Tür sprang wieder auf, und sie drückte sie erneut zu; diesmal hielt sie sie mit einem Fuß geschlossen.

Die Vision hatte nun geendet. Ignatz wandte sich enttäuscht um, ging mit der Kaffeepfanne zum Tisch, schubste die Decken auf den Boden, stellte zwei Becher hin, die vom letzten Abendessen übriggeblieben waren, und füllte sie mit dem heißen Kaffee aus der Pfanne. Gequollene Bohnen trieben an der Oberfläche jedes Bechers.

Elsie fragte aus dem Bad: »Was war denn los? Schon wieder einer von deinen sogenannten Trancezuständen? Du hast etwas gesehen – Gott etwa?« Ihre Häme war gewaltig. »Ich muß nicht nur mit einem Heb zusammenleben, sondern auch noch mit einem solchen, der Visionen hat, wie ein Schizo. Bist du nun ein Heb oder ein Schizo? *Riechen* tust du jedenfalls wie in Heb. Denk mal darüber nach.« Sie bediente die Spülung und verließ das Bad. »Du bist so empfindlich wie ein Mani. Das kann ich am wenigsten an dir leiden – deine ewige Empfindlichkeit.« Sie entdeckte ihren Kaffee und trank. »Da sind ja gar keine Bohnen drin!« schrie sie ihn wütend an. »Du hast den Topf schon wieder verbummelt!«

Jetzt, wo die Vision von ihm gegangen war, empfand Ignatz es als schwierig, sich daran zu erinnern, von welcher Art sie gewesen war. Das war das Problem mit den Visionen. *Auf welche Weise bezogen sie sich auf die alltägliche Welt?* Danach fragte er sich immer.

»Ich habe ein Ungeheuer gesehen«, sagte er. »Es trat auf Gandhitown und zermatschte es mit einem Schritt. Gandhitown war nicht mehr; nur ein Loch blieb übrig.« Er fühlte sich traurig. Er liebte Gandhitown mehr als jeden anderen Fleck auf dem Mond. Und dann verspürte er Angst, viel mehr Angst als je zuvor in seinem Leben. Aber dennoch gab es nichts, was er tun konnte. Es gab keine Möglichkeit, das Ungeheuer zu stoppen. Es würde kommen und sich alle schnappen – selbst die mächtigen Manis mit ihren cleveren Ideen und ihrem pausenlosen Aktivismus. Selbst die Paras, die sich gegen alles zu verteidigen versuchten, das vorhanden oder nicht vorhanden war.

Aber die Vision hatte mehr bedeutet als nur das.

Hinter dem Ungeheuer war eine ruchlose Seele gewesen.

Er hatte sie gesehen, als sie wie in glänzender Rotzeknubbel über die Welt gekrochen war; sie hatte alles zerfallen lassen, was sie berührt hatte, sogar den nackten Boden und die dürren Pflanzen und Bäume. Eine Tassenfüllung dieser ruchlosen Seele konnte ein ganzes Universum verderben. Und sie gehörte zu einer tatkräftigen Person. Zu einem Lebewesen, das etwas wollte.

Also kamen zwei böse Dinge auf sie zu: Das Ungeheuer, das Gandhitown zermalmte, und dahinter die ruchlose Seele. Sie waren teilbar, und beide würden am Ende ihren eigenen Weg gehen. Das Ungeheuer war weiblich, die ruchlose Seele männlich. Und... Ignatz schloß die Augen. Dies war der Teil der Vision, der ihn entsetzte. Die beiden würden einen schrecklichen Kampf austragen. Aber es war keine Schlacht zwischen Gut und Böse; es war ein unsichtbarer, leerer Kampf im Sumpf, zwischen zwei völlig vergifteten Entitäten, von denen jede so lasterhaft war wie die andere.

Die Schlacht, die möglicherweise zum Tode einer der beiden Entitäten führte, würde auf dieser Welt stattfinden. Sie waren hierher unterwegs, um das hier willentlich als Schlachtfeld zu verwenden und ihren zeitlosen Krieg auszufechten.

»Mach 'n paar Eier«, sagte Elsie.

Ignatz warf zögernd einen Blick auf den Müll neben dem Spülbecken und hielt nach einem Eierkarton Ausschau.

»Du mußt noch die Bratpfanne von gestern abend spülen«, sagte Elsie. »Ich hab sie im Spülbecken stehen lassen.«

»Okay.« Ignatz ließ kaltes Wasser einlaufen; mit einer aufgerollten Masse Zeitungspapier schrubpte er die verkrustete Oberfläche der Bratpfanne.

Ich frage mich, dachte er, ob ich das Ergebnis dieses Kampfes beeinflussen kann. Würde die Präsenz des Guten inmitten dieser Sache etwas bewirken?

Er konnte all seine spirituellen Fähigkeiten konzentrieren und einen Versuch machen. Nicht nur zum Nutzen des Mondes und dem der Clans, sondern auch für die beiden scheußlichen Entitäten. Vielleicht, um ihre Last auszugleichen.

Es war eine Vorstellung, die einen nachdenklich machte, und als er die Bratpfanne scheuerte, fuhr er schweigend damit fort, sie weiterzuentwickeln. Es hatte keinen Sinn, Elsie etwas davon zu sagen; sie würde nur erwidern, daß er sich zum Teufel scheren solle. Sie kannte seine insofernen Kräfte nicht, da er sie ihr

nie offenbart hatte. Wenn Ignatz in der richtigen Stimmung war, konnte er durch Wände gehen, die Gedanken anderer Menschen lesen, Krankheiten heilen, böse Menschen krank machen, das Wetter beeinflussen und die Ernte faulen lassen – er konnte fast alles tun, wenn er in der richtigen Stimmung war. Es lag an seiner Frömmigkeit.

Sogar die mißtrauischen Paras erkannten den Heiligen in ihm. Jeder auf dem Mond tat es, sogar die geschäftigen und frechen Manis – wenn sie sich während der Arbeit die Zeit zum Aufschauen und ihn zur Kenntnis nahmen.

Wenn jemand den Mond vor den beiden zweifelhaften Organismen retten kann, die sich uns nähern, machte Ignatz sich klar, dann ich. Es ist meine Bestimmung.

»Es ist keine Welt, es ist nur ein Mond«, sagte Elsie mit kalter Geringschätzung. Sie stand neben den Müllverbrenner und zog die Kleider an, die sie am Abend zuvor getragen hatte. Sie trug sie jetzt seit einer Woche, und Ignatz fiel – nicht ohne eine Spur von Wohlbehagen – auf, daß sie sich alle Mühe gab, auf dem Weg, eine Heb zu werden, voranzukommen. Es würde nicht mehr viel erfordern.

Und es war eine gute Sache, ein Heb zu sein. Weil die Hebs den Reinen Weg gefunden und sich des Unnötigen entledigt hatten.

Er öffnete die HüttenTür und trat wieder in den kalten Morgen hinaus.

»Wo gehst du hin?« kreischte Elsie hinter ihm her.

»Zur Konferenz«, sagte Ignatz. Er zog die Tür hinter sich zu und machte sich, die Katzen im Schlepptau, auf den Weg, um Omar Diamond zu finden, seinen Schizo-Kollegen. Mit Hilfe seiner psionischen, übernatürlichen Kräfte teleportierte Ignatz von hier nach da über den Mond hinweg, bis er Omar endlich fand. Er saß im Rat von Adolfville mit den Vertretern der einzelnen Clans zusammen. Ignatz levitierte zum sechsten Stock des großen Steingebäudes hinauf, bumste gegen das Fenster und klopfte, bis man ihn bemerkte und kam, um ihm zu öffnen.

»Großer Gott, Ledebur«, sagte Howard Straw, der Mani-Delegierte. »Sie riechen wie ein Ziegenbock. Zwei Hebs zugleich in einem Raum! Kotz!« Er wandte allen anderen den Rücken zu, ging zurück, starrte Löcher in die Luft und kämpfte darum, seine Mani-Verärgerung zurückzuhalten.

Gabriel Baines, der Vertreter der Paras, sagte zu Ignatz: »Was ist der Zweck dieses Eindringens? Wir halten hier eine Sitzung ab.«

Ignatz Ledebur kommunizierte schweigend mit Omar Diamond und berichtete ihm von der Dringlichkeit ihres Vorgehens. Diamond hörte ihn, stimmte zu und kombinierte schlagartig ihre Fähigkeiten. Zu zweit verließen sie den Sitzungssaal. Ignatz und Diamond begaben sich zusammen über einen mit Gras bewachsenen Platz, auf dem Pilze wuchsen. Eine Zeitlang sagte keiner von ihnen etwas. Sie unterhielten sich, indem sie über die Pilze traten.

Schließlich sagte Diamond: »Wir waren schon dabei, die Invasion zu diskutieren.«

»Sie werden in Gandhitown landen«, sagte Ignatz. »Ich hatte eine Vision. Die Ankömmlinge werden...«

»Ja, ja«, sagte Diamond gereizt. »Wir wissen, daß sie die Macht der Unterwelt haben. Ich habe die Delegierten mit dieser Tatsache bekannt gemacht. Chronische Kräfte können nichts Gutes bringen, weil sie schwer sind. Wie die dingliche Animae, die sie sind, werden sie in der Erde versinken und im Leib des Planeten steckenbleiben.«

»Des Mondes«, sagte Ignatz und kicherte.

»Na, dann des Mondes.« Diamond schloß die Augen und ging ohne zu stolpern weiter, auch wenn er nicht mehr sehen konnte, wohin sie traten. Ignatz wurde klar, daß er sich zeitweilig in eine bewußte Katatonie zurückgezogen hatte. Dazu waren alle Schizos fähig; deshalb sagte er nichts und wartete ab. Als Omar Diamond stehenblieb, murmelte er etwas, das Ignatz nicht verstand.

Ignatz seufzte und nahm auf dem Boden Platz. Omar Diamond blieb in Trance neben ihm stehen. Alles war still, abgesehen vom leisen Rascheln der Bäume, die sich am Ende der Wiese erhoben.

Diamond sagte urplötzlich: »Vereinigen Sie Ihre Kräfte mit den meinen, dann werden wir die Invasion so klar vor uns sehen, als...« Seine Worte wurden erneut zu einem geheimnisvollen Murmeln. Ignatz – auch Heilige konnten Verärgerung verspüren – seufzte erneut. »Nehmen Sie Verbindung mit Sarah Apostoles auf«, sagte Diamond. »Zu dritt könnten wir einen Ausblick auf den Gegner gewinnen, der so real ist wie der tat-

sächliche. Wir werden den Feind und seine Ankunft kontrollieren.«

Ignatz sandte eine Geisteswelle aus und berührte Sarah Apostoles, die in ihrer Hütte in Gandhitown schlief. Er spürte, wie sie erwachte, sich rührte, etwas murmelte und stöhnte, als sie aus der Koje stieg und auf die Beine kam.

Er und Omar warteten geduldig, und plötzlich tauchte Sarah auf. Sie trug einen Herrenmantel, Herrenhosen und Tennis-schuhe. »Ich hatte gestern nacht einen Traum«, sagte sie. »Gewisse Kreaturen schwebten in der Nähe umher und trafen Vorbereitungen, sich zu zeigen.« Ihr rundes Gesicht zeigte Kummerfalten und nagende, ätzende Furcht. Es verlieh ihr ein häßliches, verkniffenes Aussehen, was Ignatz leid tat. Sarah war in Zeiten großer Anspannung noch nie in der Lage gewesen, die destruktiven Emotionen ihres Wesens zu läutern. Sie war an den Soma und dessen Unpäßlichkeiten gekettet.

»Setz dich hin«, verlangte Ignatz.

»Wir werden sie jetzt erscheinen lassen«, sagte Diamond. »Und zwar hier, auf der Stelle. – Fangt an.« Er zog den Kopf ein. Die beiden Hebs taten es ihm gleich, und zusammen bemühten sie ihre gemeinsam verstärkten visionären Kräfte. Sie mühten sich alle ab – während das, was sie ins Auge faßten, in der Umgebung wie ein Keim des Bösen erblühte.

»Da haben wir's«, sagte Ignatz und öffnete die Augen. Sarah und Diamond taten es ebenfalls. Sie sahen zum Himmel hinauf – und erblickten ein fremdes Schiff, das mit dem Heck zuerst nach unten sank. Sie waren erfolgreich gewesen.

Wehende Rauchfahnen aus dem Schiffsheck trafen hundert Meter rechts von ihnen den Boden. Es war ein großes Schiff, erkannte Ignatz, das größte, das er je gesehen hatte. Er verspürte auch Angst, aber wie immer gelang es ihm, sie zu beherrschen. Viele Jahre waren vergangen, seit Phobien eine Sache für ihn gewesen waren, mit denen er hatte fertig werden müssen. Doch Sarah blickte sichtlich entsetzt drein, als sie das Schiff zitternd zum Halten kommen, die Luke aufgehen und die Insassen sich darauf vorbereiten sah, aus dem großen Röhrenorganismus aus Metall und Kunststoff zu steigen.

»Sie sollen auf uns zukommen«, sagte Omar Diamond, dessen Augen nun wieder fest geschlossen waren. »Sie sollen unsere Existenz wahrnehmen. Wir werden sie zwingen, uns zur Kenntnis zu nehmen und uns die Ehre zu erweisen.« Ignatz

gesellte sich sofort zu ihm, und nach einer kurzen Pause folgte ihm auch die verängstigte Sarah Apostoles – jedenfalls soweit, wie es ihr möglich war.

In der Schiffsluke tauchte eine Rampe auf. Zwei Gestalten erschienen, die Stufe für Stufe dem Boden entgegenkletterten.

»Sollen wir Wunder wirken?« fragte Ignatz Diamond hoffnungsvoll.

Diamond beäugte ihn und sagte zweifelnd: »Zum Beispiel? Ich arbeite im allgemeinen nicht mit Zauberei.«

»Ignatz und ich könnten es zusammen fertigbringen«, sagte Sarah. Dann sagte sie zu Ignatz: »Warum zeigen wir ihnen nicht das Gespenst der Weltenspinne, wie sie ihr Netz der Bestimmung für alles Leben spinnt?«

»Einverstanden«, sagte Ignatz und konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf die Plackerei des Rufens der Weltenspinne... oder wie Elsie sagen würde, der *Mondspinne*.

Vor den beiden Gestalten, die aus dem Schiff kamen, tauchte eine glitzernde Kombination aus Netzsträngen auf, eine eilig errichtete Struktur der niemals pausierenden Spinnenschlingen. Sie blockierte ihren Weg. Die Gestalten erstarrten.

Eine von ihnen sagte etwas Unaussprechliches. Sarah lachte.

»Wenn du dich über sie amüsierst«, sagte Diamond in ernstem Tonfall, »werden wir die Macht verlieren, mit denen wir sie festhalten.«

»Verzeihung«, sagte Sarah, immer noch lachend. Aber es war schon zu spät; der Haufen aus schimmernden Netzfragmenten löste sich auf. Und Ignatz sah zu seinem Entsetzen, daß das gleiche auch mit Sarah und Omar Diamond geschah. Er fand sich allein auf dem Boden sitzend wieder. Ihr Triumvirat war in einem einzigen Augenblick der Schwäche ausradiert worden. Nicht einmal er saß noch auf der grünen Wiese; er befand sich wieder auf einem Müllberg in seinem Vorgärtchen im Zentrum von Gandhitown.

Die eindringenden Makro-Organismen hatten nun wieder die Kontrolle über ihre Handlungen. Es war ihnen gelungen, ihre eigenen Pläne wiederaufzunehmen.

Ignatz stand auf und ging auf die beiden Gestalten aus dem Schiff zu, die jetzt dastanden und unsichere Blicke um sich warfen. Neben seinen Beinen tummelten sich die Katzen und rannten einher. Ignatz strauchelte und wäre beinahe hingefallen. Sich selbst verwünschend schob er die Katzen beiseite

und versuchte, ein gewisses Gleichgewicht wiederzuerlangen – er mußte sich den Invasoren würdevoll nähern. Aber es war unmöglich. Denn hinter ihm hatte sich nun die Hüttentür geöffnet, und Elsie kam heraus. Sie versautete sogar noch seinen allerletzten Versuch.

»Wer sind *die* denn?« rief sie.

Ignatz sagte gereizt: »Weiß *ich* doch nicht. Aber ich werde es schon rauskriegen.«

»Sag ihnen, sie sollen sich zum Teufel scheren«, sagte Elsie und stemmte die Hände in die Hüften. Sie war mehrere Jahre lang eine Mani gewesen und hatte die arrogante Feindseligkeit, die sie in Da Vinci Heights gelernt hatte, beibehalten. Ohne zu wissen, womit sie es zu tun hatte, bereitete sie sich schon auf eine Auseinandersetzung vor... Vielleicht, dachte Ignatz, mit einem Flaschenöffner und einer Kasserole. Der Gedanke amüsierte ihn so, daß er lachen mußte; und als er einmal angefangen hatte, konnte er nicht mehr aufhören. In diesem Zustand trat er vor das Angesicht der beiden Invasoren.

»Was ist denn so komisch?« fragte einer von ihnen; es war eine Frau.

Ignatz wischte sich die Tränen aus den Augen und sagte: »Wissen Sie noch, daß sie *zweimal* gelandet sind? Wissen Sie noch von der Weltenspinne? Sie wissen's *nicht*.« Mann, war das komisch; die Invasoren *erinnerten* sich nicht mal an die Bemühungen des übernatürlich begabten Heilgencios. Für sie war gar nichts passiert. Sie hatten nicht mal ein Trugbild gesehen, und dennoch hatten Ignatz Ledebur, Sarah Apostoles und der Schizo Omar Diamond alle möglichen Anstrengungen in die Sache investiert. Ignatz lachte und lachte, und dann gesellten sich ein dritter und ein vierter Invasor zu den beiden ersten.

Einer von ihnen, ein Mann, sah sich seufzend um. »Herrgott, ist das ein heruntergekommenes Kaff. Glaubt ihr, hier sieht es überall so aus?«

»Aber Sie können uns helfen«, sagte Ignatz. Er kriegte sich schließlich wieder unter Kontrolle und deutete auf die rostende Karosserie des autonomen Traktors, auf dem die Kinder spielten. »Könnten Sie sich vielleicht dazu durchringen, mir ein bißchen bei der Reparatur meiner landwirtschaftlichen Ausrüstung zur Hand gehen? Wenn ich ein bißchen Hilfe hätte...«

»Na, klar doch«, sagte einer der Männer. »Wir helfen dabei, den Ort hier *aufzuräumen*.« Er rümpfte angeekelt die Nase;

allem Anschein nach hatte er etwas gerochen oder gesehen, das ihm mißfiel.

»Kommen Sie rein«, sagte Ignatz. »Trinken Sie einen Kaffee.« Er wandte sich zur Hütte um, und nach einer kurzen Pause folgten ihm zögernd die Männer und die Frau. »Ich muß mich für unsere beschränkten Räumlichkeiten entschuldigen«, sagte Ignatz, »und für den Zustand mei...« Er schob die Tür auf, und diesmal gelang es dem größten Teil der Katzen, wieder in die Hütte zu schlüpfen. Ignatz bückte sich, packte eine nach der anderen und warf sie hinaus. Die vier Invasoren traten unsicher ein, standen da und sahen sich ziemlich unglücklich um. »Setzen Sie sich«, sagte Elsie und raffte ein Minimum an Freundlichkeit zusammen. Sie stellte den Teekessel auf den Ofen und zündete den Brenner an. »Machen Sie die Bank da frei«, wies sie die Besucher an. »Werfen Sie das Zeug irgendwohin, auf den Boden, wenn Sie wollen.« Die vier Invasoren schoben – mit sichtlichem Widerwillen – vorsichtig einen Stapel erdiger Kinderkleidung auf den Boden und nahmen Platz. Jeder von ihnen zeigte einen leicht fassungslosen Ausdruck, und Ignatz fragte sich, warum.

Die Frau sagte stockend: »Könnten Sie... Ihr Heim nicht mal saubermachen? Ich meine, wie leben Sie in solchen...« Sie machte eine Geste, konnte offenbar nicht weitersprechen.

Ignatz fühlte sich reumütig. Aber schließlich... gab es so viele wichtigere Dinge, und man hatte so wenig Zeit. Weder er noch Elsie schienen je eine Gelegenheit zu haben, die Sachen in Ordnung zu bringen. Natürlich war es falsch, die Hütte so herunterkommen zu lassen, aber... Er zuckte die Achseln. Irgendwann würde es vielleicht doch noch klappen. Vielleicht konnten die Invasoren ihm dabei helfen. Vielleicht hatten sie ein Arbeits-Simulacrum, das aushelfen konnte. Die Manis hatten welche, aber sie knöpften einem zuviel dafür ab. Vielleicht konnten die Invasoren ihm ein Arbeits-Simulacrum *gratis* leihen.

Eine Ratte kam aus dem Loch hinter dem Kühlschrank und fegte über den Boden. Die Invasorenfrau schloß die Augen und stöhnte, als sie die primitive kleine Waffe sah, die sie bei sich trug.

Ignatz kicherte, als er den Kaffee aufbrühte. Nun, niemand hatte sie gebeten, nach Gandhitown zu kommen; wenn es ihnen hier nicht paßte, konnten sie ja gehen.

Ein paar Kinder kamen aus dem Schlafzimmer und gafften die vier Invasoren schweigend an. Die Invasoren saßen steif da, sie sagten nichts, warteten mit schmerzerfüllten Mienen auf ihren Kaffee und ignorierten den geistlos starrenden Blick der Kinder.

Im großen Sitzungssaal von Adolfville sagte Jacob Simion, der Vertreter der Hebs, ganz plötzlich: »Sie sind gelandet. In Gandhitown. Sie sind bei Ignatz Ledebur.«

Howard Straw sagte aufgebracht: »Während wir hier sitzen und reden! Jetzt reicht's mir aber! Wir vertun nur unsere Zeit! Radieren wir sie aus. Sie haben auf unserer Welt nichts zu suchen, meint ihr nicht auch?« Damit sprach er besonders Gabriel Baines an.

»Ich stimme zu«, sagte Baines und entfernte sich ein weiteres Stück vom Delegierten der Manis. »Woher wissen Sie davon?« fragte er Jacob Simion.

Der Heb kicherte. »Haben Sie sie denn nicht hier im Raum gesehen? Die Astralkörper? Ignatz war bei uns. – Sie erinnern sich nicht daran, er kam rein und nahm Omar Diamond mit, aber Sie haben es vergessen, weil es nie passiert ist. Die Invasoren haben es ungeschehen gemacht, weil sie die drei in einen und zwei geteilt haben.«

Der Dep starrte hoffnungslos zu Boden und sagte: »Es ist also schon zu spät; sie sind gelandet.«

Howard Straw stieß ein bellendes, kaltes Lachen aus. »Aber nur in Gandhitown. Wen kümmert das schon? Man hätte die Stadt sowieso *hinwegfegen* müssen. Ich persönlich würde mich freuen, wenn sie sie pulverisiert hätten – sie ist ein Schandfleck, und jeder, der dort lebt, ist eh nichts wert.«

Wie von einem Schlag getroffen sank Jacob Simion zurück und murmelte: »Wenigstens sind wir Hebs nicht grausam.« Er blinzelte hilflos seine Tränen beiseite, woraufhin Howard Straw ätzend grinste und Gabriel Baines anstupste.

»Haben Sie schwere Waffen in Da Vinci Heights?« fragte Gabriel Baines. Dann hatte er die dumpfe Vorahnung, daß die Manis wirklich bereit waren, Gandhitown abzuschreiben. Möglicherweise hatten sie überhaupt nicht die Absicht, Widerstand zu leisten, solange ihre eigene Siedlung nicht in Gefahr geriet. Sie würden den Erfindungsreichtum ihres hyperaktiven Geistes der allgemeinen Verteidigung gar nicht ausborgen.

Gabriel Baines' uraltes Mißtrauen gegenüber Straw fand jetzt eine neue Rechtfertigung.

Anne Golding runzelte vor Besorgnis die Stirn und sagte: »Wir können Gandhitown doch nicht den Bach runtergehen lassen.«

»Den Bach runtergehen lassen«, echote Straw. »Wie passend! Aber ja, genau das können wir. Hört zu: *Wir haben die Waffen*. Sie sind noch nie eingesetzt worden, aber sie können die Flotte der Invasoren ausradieren. Wir werden sie ausprobieren, wenn uns danach ist.« Er sah die anderen Delegierten über den Tisch hinweg an und erfreute sich an der Macht seiner Position und seiner Überlegenheit. Sie waren alleamt von ihm abhängig.

»Ich wußte, daß Sie sich so aufführen würden, sobald die Krise akut wird«, sagte Gabriel Baines verbittert. Gott, wie er die Manis haßte. Wie moralisch unzuverlässig sie waren; wie egozentrisch und hochnäsig. Sie konnten einfach nicht für das Allgemeinwohl tätig werden. Sein diesbezüglicher Gedanke führte dazu, daß er sich auf der Stelle ein Versprechen gab: Wenn sich ihm je die Gelegenheit bot, es Straw heimzuzahlen, er würde sie ergreifen. Hundertprozentig. Ihm wurde sogar klar, daß er es der ganzen Mani-Bande heimzahlen würde, wenn sich je die Gelegenheit dazu bieten sollte. Es war eine Hoffnung, für die zu leben sich lohnte. Momentan waren die Manis zwar im Vorteil, aber das würde nicht immer so bleiben.

Es wäre gewiß von Vorteil, dachte Gabriel Baines, zu den Invasoren zu gehen und mit ihnen im Namen von Adolfville einen Pakt zu schließen; die Invasoren und wir gegen Da Vinci Heights. Je länger er darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm die Idee. Annette Golding sah ihn an und sagte: »Hast du irgendeinen Vorschlag für uns, Gabe? Du siehst so aus, als wäre dir gerade was Passendes eingefallen.« Wie alle Polys hatte sie zutreffende Wahrnehmungen; sie hatte den wechselnden Ausdruck auf seinem Gesicht korrekt interpretiert.

Gabe entschloß sich, zu lügen. »Ich glaube«, sagte er laut, »wir können Gandhitown opfern. Wir werden ihnen den Ort wohl überlassen müssen. Wir müssen sie das Gebiet kolonisieren lassen, oder was sie damit vorhaben, auch wenn es uns vielleicht nicht gefällt. Aber...« Er zuckte die Achseln. Was konnten sie sonst schon tun?

Jacob Simion stammelte elend: »W-wir s-sind euch doch nur deswegen egal, weil w-wir nicht so reinlich sind wie ihr. Ich ge-

he nach Gandhitown zurück und bleibe bei meinem Clan. Wenn er untergeht, gehe ich eben mit ihm unter.« Er stand auf und schob seinen Stuhl mit einem mißtönenden Kratzlaut zurück. »Betrüger«, fügte er hinzu, als er auf Heb-Art zur Tür schlurfte. Die restlichen Delegierten sahen seinem Aufbruch zu und dokumentierten dabei unterschiedliche Arten der Unentschlossenheit. Annette Golding, die sich ganz allgemein um alles und jeden scherte, machte keinen ängstlichen Eindruck.

Und doch – flüchtig – verspürte Gabriel Baines Trauer. Weil dort nämlich stellvertretend für sie alle ihr potentielles Schicksal hinausmarschierte. Hin und wieder erwischte es auch einen reinen Para, Poly, Schizo oder gar Mani, und dann wurde er auf unheimliche Weise, in unmeßbaren Schritten, zu einem Heb. So konnte es immer noch kommen. Jederzeit.

Aber jetzt, wurde Baines klar, *gibt es keinen Ort mehr, an den wir uns flüchten können*, wenn es irgendeinem von uns passiert. Was machte ein Heb ohne Gandhitown? Eine gute Frage. Sie machte ihm angst.

Laut sagte er: »Warten Sie.«

Jacob Simions schlurfende, unrasierte, schlampige Gestalt blieb an der Tür stehen. In den eingesunkenen Heb-Augen zeigte sich ein Anflug von Hoffnung.

»Kommen Sie zurück«, sagte Gabriel Baines. Er wandte sich an die anderen – besonders an den arroganten Straw – und sagte: »Wir müssen einmütig handeln. – Heute ist es Gandhitown, morgen ist es Hamlet Hamlet. Oder *wir* werden es sein; oder die Schizos. Die Invasoren werden uns Stück für Stück einsacken. Bis nur noch Da Vinci Heights übrig ist.« Die Wut, die er Straw gegenüber empfand, ließ seine Stimme mit galliger Rauheit knirschen; er erkannte sich selbst kaum wieder. »Ich stimme offiziell dafür, daß wir all unsere Reserven einsetzen und uns bemühen, Gandhitown zurückzuerobern. Wir sollten unseren Standpunkt jetzt festlegen.« Inmitten der Müllhalden, des tierischen Dungs und der rostenden Maschinen, dachte er und krümmte sich.

Nach einer Pause sagte Annette: »Ich unterstütze den Antrag.«

Man stimmte ab. Nur Howard Straw stimmte dagegen. Also war der Antrag angenommen.

»Straw«, sagte Annette schroff, »Sie sind angewiesen, die Wunderwaffen zu produzieren, von denen Sie geredet haben.

Da ihr Manis so militant seid, lassen wir euch den Angriff zur Rückeroberung Gandhitowns anführen.« Zu Gabriel Baines sagte sie: »Und ihr Paras werdet ihn organisieren.« Jetzt, wo alles entschieden war, wirkte sie gelassen.

Ingrid Hibbler sagte leise zu Straw: »Ich würde gern darauf hinweisen, daß der Krieg, wenn er in der Nähe von Gandhitown und in der Stadt selbst geführt wird, die anderen Orte nicht schädigt. Haben Sie darüber nachgedacht?«

»Schon die Vorstellung, in Gandhitown zu kämpfen...«, murmelte Straw. »Es bedeutet knietiefes Waten in...« Er brach ab. Dann sagte er zu Jacob Simion und Omar Diamond: »Wir werden sämtliche Schizo- und Heb-Heiligen, Visionäre, Wundertäter und alle einfachen Psis brauchen, die wir kriegen können. Können Ihre Siedlungen sie bereit- und in unsere Dienste stellen?«

»Ich glaube schon«, sagte Diamond. Simion nickte.

»Mit den Wunderwaffen aus Da Vinci Heights und den Talenten der Heb- und Schizo-Heiligen«, sagte Annette, »sollten wir in der Lage sein, mehr als Pseudowiderstand zu bieten.«

»Wenn wir die vollständigen Namen der Invasoren kriegen könnten«, sagte Miss Hibbler, »können wir numerologische Karten von ihnen anlegen, um ihre Schwachpunkte abzuchecken. Und wenn wir ihre exakten Geburtstage hätten...«

»Ich glaube«, wandte Annette ein, »daß die Waffen der Manis und das Organisationstalent der Paras zusammen mit den Heb- und Schizo-Übernaturlichen etwas nützlicher sind.«

»Vielen Dank«, sagte Jacob Simion, »daß Sie Gandhitown nicht opfern wollen.« Er sah Gabriel Baines mit stummer Werthschätzung an.

Zum ersten Mal seit Monaten, vielleicht sogar seit Jahren, spürte Baines, wie seine Abwehrhaltung dahinschmolz. Er erfreute sich – sehr kurz – eines entspannten, fast schon euphorischen Gefühls. Da war jemand, der ihn gut leiden konnte. Selbst wenn es ein Heb war; es bedeutete ihm viel.

Es erinnerte ihn an seine Kindheit. Bevor er die Para-Lösung gefunden hatte.

7. Kapitel

Als sie über die verdreckte, voller Müllberge liegende Hauptstraße Gandhitowns gingen, sagte Dr. Mary Rittersdorf: »So was habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Klinisch gesehen ist es Irrsinn. Diese Leute müssen ausnahmslos Hebephreniker sein. Sie sind entsetzlich verblödet.« In ihrem Inneren schrie etwas: *Hau ab, laß dich nie wieder hier blicken.* Sie wollte nach Terra zurück, zu ihrem Beruf und ihrer Ehe, und alles vergessen, was sie hier gesehen hatte.

Und die Vorstellung, an diesen Leuten eine Psychotherapie vorzunehmen...

Sie schüttelte sich. Hier würden selbst Drogentherapien und Elektroschocks wenig nützen. Hier befanden sie sich am Arsch der geistigen Krankheit; es war der Punkt, von dem es keine Rückkehr mehr gab.

Neben ihr sagte Dan Mageboom, der junge CIA-Agent: »Dann lautet Ihre Diagnose also auf Hebephrenie? Kann ich das offiziell weitergeben?« Er nahm ihren Arm und half ihr über die Reste eines großen tierischen Kadavers hinweg, dessen Rippen in der mittäglichen Sonne wie die Zinken einer Riesengabel in die Luft ragten.

»Ja«, sagte Mary, »es ist ganz klar. Haben Sie die Reste der toten Ratte gesehen, die auf dem Hüttenboden verstreut waren? Mir ist schlecht; mir ist richtig übel geworden. In solchen Verhältnissen lebt heutzutage kein Mensch mehr, nicht mal in Indien oder China. Es ist wie eine Reise in die Zeit, die einen viertausend Jahre zurückbringt: Der Sinanthropus und der Neanderthaler haben wahrscheinlich so gelebt. Allerdings ohne die rostigen Maschinen.«

»Im Schiff«, sagte Mageboom, »können wir einen Schluck trinken.«

»Auch ein Drink wird mir nicht helfen«, sagte Mary. »Wissen Sie, woran mich dieser ekelhafte Ort erinnert? An das abscheuliche alte Silo, in das mein Mann gezogen ist, nachdem wir uns trennten.«

Mageboom zuckte neben ihr zusammen und blinzelte.

»Sie wissen doch, daß ich verheiratet war«, sagte Mary. »Ich habe es Ihnen doch erzählt.« Sie fragte sich, wieso ihre Bemerkung ihn so überraschte; während der Reise hatte sie ihre

ehelichen Probleme freimütig mit ihm diskutiert, und er hatte sich als ausgezeichneter Zuhörer erwiesen.

»Ich kann nicht glauben, daß Ihr Vergleich stimmt«, sagte Mageboom. »Die hiesigen Umstände sind Symptome einer Gruppenpsychose. Ihr Gatte hat nie so gelebt – er war doch geistig nicht in Unordnung.« Er sah sie an.

Mary blieb stehen und sagte: »Woher wissen Sie das? Sie haben ihn doch nie gesehen. Chuck war – und ist – krank. Es stimmt, was ich sage; er hat einen leichten Anflug von Hebephrenie... Er hat sich stets vor sozio-sexuellen Verpflichtungen gedrückt. Ich habe Ihnen doch all meine Versuche geschildert, ihn dazu zu bewegen, sich eine Stellung zu suchen, die ihm ein gerechtes Einkommen sichert.« Aber natürlich war Mageboom selbst ein Angestellter des CIA; schon aus diesem Grund konnte sie von ihm in dieser Hinsicht keine Sympathie erwarten. Vielleicht war es besser, das ganze Thema fallenzulassen. Die Sachlage war deprimierend genug, da brauchte sie nicht auch noch ihr Leben mit Chuck wiederzukäuen.

Rechts und links von ihnen gafften die Hebs – so nannten sie sich, ohne zu ahnen, daß das Wort von der Diagnose Hebephrenie abgeleitet war – sie mit nichtssagender Blödheit an und grinsten verständnislos. Sie zeigten nicht einmal echte Neugier. Ein weißer Ziegenbock wanderte vor ihnen her. Mary und Dan Mageboom blieben, da keiner von ihnen Erfahrung mit Ziegenböcken hatte, unsicher stehen, bis das Tier weiterging.

Wenigstens, dachte Mary, sind die Leute harmlos. Hebephreniker waren zwar in sämtlichen Stadien der Verfalls unfähig, Aggressionen auszuleben, aber es gab noch andere, weitaus bedenklichere Verwirrtheitssyndrome, auf die man achten mußte. Es war unausweichlich, daß sie sich in Kürze allmählich zeigten. Sie dachte besonders an die Manisch-Depressiven, die in der manischen Phase ziemlich destruktiv werden konnten.

Doch es gab sogar noch eine düsterere Kategorie, gegen die selbst sie sich stählte. Die Destruktivität der Manischen war auf einen Impuls begrenzt; im schlimmsten Fall wies er einen kollerartigen Aspekt auf, der zu zeitweiligen Zerstörungsorgien und zu Gewalt führte, bis er schließlich wieder abflaute. Bei einem schlauen Paranoiker konnte man jedoch mit systematischer und permanenter Feindseligkeit rechnen; sie würden sich im Lauf der Zeit nicht abschwächen, sondern – im Gegen-

teil – noch schlimmer werden. Der Charakter eines Paranoikers war analytisch und berechnend; er hatte gute Gründe für seine Handlungen und paßte jeden Schritt der Intrige an. Die Feindseligkeit des Paranoikers war vielleicht weniger auffallend gewalttätig... aber auf lange Sicht warf ihre Beständigkeit, so weit es die Therapie betraf, tiefere Implikationen auf. Denn für fortgeschrittene Paranoide war Heilung – oder auch nur temporäre Selbsterkenntnis – praktisch unmöglich. Wie der Hebephreniker hatte der Paranoiker eine dauerhafte und permanente schlechte Anpassung gefunden.

Doch im Gegensatz zum Manisch-Depressiven, zum Hebephreniker, oder gewöhnlichen katatonisch Schizophrenen wirkte der Paranoiker normal. Das formale Muster seines logischen Denkvermögens schien ungestört zu sein. Doch darunter litt der Paranoiker an der größten mentalen Entstellung, die für ein menschliches Wesen möglich war. Er brachte kein Verständnis auf und konnte sich nicht in die Rolle eines anderen hineindenken. Also existierten andere für ihn erst gar nicht – ausgenommen als sich bewegende Gegenstände, die sein Wohlbefinden entweder beeinflußten oder nicht. Es war jahrzehntelang schick gewesen, die Behauptung aufzustellen, Paranoiker seien lebensunfähig. Doch dies entsprach nicht der Wahrheit. Paranoiker erfuhren die Liebe voll und ganz; sowohl die, die ihnen von anderen gegeben wurde, als auch jene, die sie für andere empfanden. Doch die Sache hatte noch einen kleinen Haken: Der Paranoiker empfand sie als unterschiedliche Formen des Hasses.

»Laut meiner Theorie«, sagte Mary zu Dan Mageboom, »müßten die verschiedenen Untertypen der Geisteskrankheit auf dieser Welt wie in einem altmodischen Kastensystem funktionieren. Diese Leute hier – die Hebephreniker wären demnach das Äquivalent zu den Unberührbaren. Und die Manischen gäben die Kriegerkaste ab, weil sie keine Angst kennen. Sie würden zur Oberklasse gehören.«

»Samurai«, sagte Mageboom. »Wie in Japan.«

»Ja.« Mary nickte. »Die Paranoiden – also die paranoiden Schizophrenen – werden als Staatsmänner funktionieren. Sie werden die politische Ideologie und soziale Programme entwickeln, weil sie den besten Überblick über die Welt haben. Die einfachen Schizophrenen...«, sie dachte nach, »... entsprechen der Dichterkaste, obwohl einige von ihnen sicher religiöse

Visionäre sind – wie auch ein paar von den Hebs. Die Hebs müßten jedoch eher asketische Heilige hervorbringen, die Schizophrenen Dogmatiker. Und die, die an polymorpher Schizophrenie Simplex leiden, müssen die kreativen Angehörigen der Gesellschaft sein; die, die neue Ideen hervorbringen.« Sie machte einen Versuch, aufzuzählen, welche Kategorien es vielleicht sonst noch gab. »Es könnte auch welche mit übervalenten Vorstellungen geben, psychisch Verwirrte, die fortgeschrittene Formen milder obsessiv-kompulsiver Neurosen darstellen, sogenannte dienzephalische Störungen. Diese Leute wären dann die Angestellten und Büromenschen der Gesellschaft; ritualistische Funktionäre, die keine eigenen Ideen haben. Ihr Konservativismus würde den Radikalismus der polymorphe Schizophrenen im Gleichgewicht halten und der Gesellschaft Stabilität verleihen.«

»Man könnte fast glauben, daß die ganze Geschichte funktioniert.« Mageboom machte eine Geste. »Wie würde sich diese Gesellschaft von der unseren auf Terra unterscheiden?«

Mary dachte eine Weile über die Frage nach. Es war eine gute Frage.

»Keine Antwort?« fragte Mageboom.

»Ich habe keine Antwort. Natürlich würde den Paranoikern die Leitung zufallen. In Sachen Initiative, Intelligenz und simpler angeborener Fähigkeiten stellen sie überlegene Individuen dar. Natürlich hätten sie Probleme, die Manischen von einem Staatsstreich abzuhalten... Es müßte Spannungen zwischen den beiden Klassen geben. Aber wenn die Paranoiden die Ideologie festlegen, wäre das dominierende emotionale Thema der Haß. Haß, der in zwei Richtungen geht – die Leitung würde jeden hassen, der sich nicht in ihrer Enklave aufhält. Sie wäre fest davon überzeugt, daß man sie gerade deswegen haßt. Also würde ihre sogenannte Außenpolitik im Aufbau von Popanzen bestehen, auf die man den Haß ableitet, der sich angeblich gegen sie richtet. Dies würde die gesamte Gesellschaft in einen illusionären Kampf verwickeln, einen Kampf gegen nicht existierende Gegner, in dem man über nichts siegt.«

»Warum ist das so schlecht?«

»Weil«, sagte Mary, »die Resultate die gleichen wären, egal was dabei herauskäme. Totale Isolation für diese Leute. Das wäre der ultimate Effekt ihrer gesamten Gruppenaktivität: Sie

würden sich fortwährend selbst von allen anderen lebenden Wesen abschneiden.«

»Ist das so schlecht? Unabhängig zu sein...«

»Nein«, sagte Mary. »Es wäre keine Unabhängigkeit. Es wäre etwas völlig anderes; etwas, das Sie und ich uns nicht einmal vorstellen können. Erinnern Sie sich noch an die Experimente, die man mit Menschen in absoluter Isolation gemacht hat? Damals, Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, als die Raumfahrt in Angriff genommen wurde, faßte man die Möglichkeit in Betracht, ein Mensch müsse vielleicht tage- und wochenlang allein unterwegs sein, mit immer weniger Stimuli... Erinnern Sie sich noch an die Ergebnisse, die man erzielte, als man einen Mann in eine Kammer setzte, in der ihn keinerlei Stimuli erreichten?«

»Natürlich«, sagte Mageboom. »Es war das, was man heute *Matschbirne* nennt. Das Resultat des Stimulus-Entzugs besteht aus akuter Halluzinose.«

Mary nickte. »Aus Halluzinationen, die auf das Gehör, die Augen, den Tast- und den Geruchssinn einwirken und die nicht vorhandene Stimuli ersetzen. Die Stärke dieser Halluzinationen können die der Realität übertreffen; in ihrer Lebendigkeit und Durchschlagskraft besteht der Effekt, den sie hervorrufen... beispielsweise in einem Zustand, in dem man nur noch Entsetzen verspürt. Drogeninduzierte Halluzinationen können Terror-Zustände hervorbringen, die keine Erfahrung in der wahren Welt erzeugen kann.«

»Wieso?«

»Weil sie eine absolute Beschaffenheit aufweisen. Sie werden im Inneren des Systems der Sinnesorgane erzeugt und bewirken eine Rückkopplung, die nicht von einem entfernten Punkt ausgeht, sondern aus dem Nervensystem des Betroffenen kommt. Er kann daraus keine Objektivität erringen. Und das weiß er. Ein Rückzug ist unmöglich.«

»Und wie wirkt sich das hier aus? Sie machen den Eindruck, als wüßten Sie es noch nicht.«

»Ich kann es Ihnen sagen, aber es ist nicht einfach. Erstens weiß ich noch nicht, wie weit sich diese Gesellschaftsordnung längs der Linien der Selbstisolation und der Individuen, aus denen sie besteht, entwickelt hat. Doch das werden wir bald daran erkennen, wie sie sich uns gegenüber verhält. Die Hebs, die wir hier sehen...« Sie deutete auf die zu beiden Seiten der verschmutzten Straße befindlichen Bruchbuden. »Ihr Verhalten

ist kein Kriterium. Aber wenn uns die ersten Paranoiker oder Manischen über den Weg laufen... Ich will es mal so ausdrücken: Ihre Weltsicht wird unzweifelhaft von einer Komponente geprägt, der irgendein halluzinatorisches Maßsystem und irgendwelche psychischen Projektion unterliegen. Anders ausgedrückt, wir werden davon ausgehen müssen, daß sie bereits teilweise halluzinieren, auch wenn sie noch einen gewissen objektiven Realitätssinn haben. Unsere Anwesenheit wird die Halluzinationsneigung beschleunigen; darauf müssen wir gefaßt sein, und dagegen müssen wir uns wappnen. Die Halluzinationen werden eine Form annehmen, in der sie in uns gräßliche Elemente der Bedrohung sehen. Sie werden in uns und dem Schiff im wahrsten Sinne des Wortes eine Bedrohung sehen... Das heißt, sie werden es nicht nur so *interpretieren*. Sie werden in uns zweifellos den Voraustrupp einer Invasionsstreitmacht sehen, die ihre Gesellschaft unterwerfen und sie zu einem Satelliten machen will.«

»Aber das stimmt doch auch. Wir haben vor, ihnen die Leitung zu entreißen und sie wieder zu dem zu machen, was sie vor fünfundzwanzig Jahren waren: Zwangsweise eingelieferte Patienten eines Irrenhauses – mit anderen Worten, Gefangene.«

Es war ein guter Einwand. Aber noch nicht gut genug. »Es gibt einen Unterschied, den Sie nicht anführen. Er ist zwar nur geringfügig, aber lebenswichtig. Wir werden den Versuch machen, diese Menschen zu therapieren. Wir werden versuchen, Ihnen genau die Position zuzuweisen, die sie jetzt schon, durch Zufall, aus Versehen, innehaben. Falls unser Programm erfolgreich ist, werden sie sich am Ende selbst regieren, und zwar als gesetzlich anerkannte Siedler dieses Mondes. Zuerst werden es nur ein paar von Ihnen sein, doch dann immer mehr. Es ist keine Form der Gefangenschaft – *selbst wenn sie es vielleicht dafür halten*. In dem Augenblick, wo auf diesem Mond jeder frei von Psychosen und in der Lage ist, die Wirklichkeit unverzerrt zu sehen...«

»Halten Sie es für möglich, die Leute dazu zu bewegen, ihren Patientenstatus freiwillig wieder anzunehmen?«

»Nein«, sagte Mary. »Wir werden sie dazu zwingen müssen. Wir werden – mit der möglichen Ausnahme einiger Hebs – für einen ganzen Planeten Garantiescheine ausstellen müssen.« Sie korrigierte sich. »Beziehungsweise für einen ganzen Mond.«

»Denken Sie mal«, sagte Mageboom. »Wenn Sie das Wort nicht in ›Mond‹ geändert hätten, hätte ich Gründe gehabt, sogar Sie einzuliefern.«

Mary schaute ihn überrascht an. Er sah nicht so aus, als mache er einen Witz; sein jungenhaftes Gesicht wirkte verbissen.

»Ich habe mich nur versprochen«, sagte sie.

»Nur versprochen«, sagte er. »Aber in aufschlußreicher Form. Es ist symptomatisch.« Er lächelte, doch sein Lächeln war kalt und führte dazu, daß sie sich unbehaglich fühlte und sich nervös schütteln mußte. Was hatte Mageboom gegen sie? Oder... litt sie vielleicht selbst unter leichtem Verfolgungswahn? Vielleicht war es das... Doch sie spürte, daß der Mann, den sie kaum kannte, eine gewaltige Feindseligkeit ausstrahlte.

Sie hatte diese Feindseligkeit auch während der Reise gespürt. Es war komisch, aber sie war schon von Anfang an vorhanden gewesen; sie hatte sich in dem Moment gezeigt, als sie einander kennengelernt hatten.

Chuck Rittersdorf legte Daniel Mageboom in Homeostase, klinkte sich aus dem Schaltkreis aus, erhob sich steif aus seinem Sitz vor dem Kontrollbord und steckte sich eine Zigarette an. Es war neun Uhr morgens örtlicher Zeit.

Auf Alpha III M2 würde sich das Simulacrum nun um seine Aufgaben kümmern und aufpassende Weise funktionieren; falls es zu einer Krisensituation kam, konnte Petri es übernehmen. Bis dahin würde Chuck sich um seine privaten Probleme kümmern. Es war an der Zeit, das erste Manuskript für den Fernsehkomiker Bunny Hentman zu verfassen, seinen zweiten Arbeitgeber.

Inzwischen hatte er einen Stapel Drogen bekommen. Der Schimmelschleim vom Ganymed hatte sie ihm hingelegt, als er an diesem Morgen sein Silo verlassen hatte. Er konnte also problemlos die ganze Nacht durcharbeiten.

Doch zuerst war da die Kleinigkeit eines Abendessens.

Die Sache war es ihm wert, vor der öffentlichen Bildfonzelle in der Lobby des CIA-Gebäudes stehenzubleiben und sich mit Joan Triestes Silo verbinden zu lassen.

»Hallo«, sagte sie, als sie sah, wer sie anrief. »Hören Sie, Mr. Hentman hat bei mir angerufen. Er hat versucht, Sie zu erreichen. Sie sollten sich lieber bei ihm melden. Er hat gesagt, er hätte Sie im ganzen CIA-Gebäude in S. F. zu erreichen ver-

sucht, aber man hat ihm gesagt, man hätte nie von Ihnen gehört.«

»Das ist so üblich«, sagte Chuck. »Okay, ich rufe ihn an.« Dann fragte er sie wegen des Abendessens.

»Nach dem, was Mr. Hentman mir erzählt hat«, erwiderte sie, »werden Sie wohl kaum in der Lage sein, mit mir essen zu gehen. Er hat eine Idee, die Sie sich anhören sollen. Er hat gesagt, wenn Sie sie hören, fallen Sie tot um.«

»Das wäre allerdings eine Überraschung«, sagte Chuck. Er verspürte ein Gefühl der Resignation; es sah so aus, als würde seine ganze Beziehung zu Hentman auf diese Weise ablaufen.

Er vergaß zeitweise alle weiteren Bemühungen in Bezug auf Joan und rief die Nummer an, die Hentmans Organisation ihm gegeben hatte.

»Rittersdorf!« rief Hentman aus, sobald die Verbindung hergestellt war. »Wo stecken Sie? Kommen Sie sofort her; ich bin in meiner Wohnung in Florida. Nehmen Sie eine Express-Rakete; ich zahle das Fahrgeld. Hören Sie, Rittersdorf; Sie stehen jetzt vor Ihrer großen Prüfung. Wenn Sie sie abgelegt haben, werde ich wissen, ob Sie gut sind oder nicht.«

Es war ein weiter Sprung von der nichtssagenden, müllkippenähnlichen Siedlung der Hebs auf Alpha III M2 zu Bunny Hentmans flotten Plänen. Die Umstellung würde schwierig werden; vielleicht konnte er sie auf seinem Rückflug nach Osten bewältigen. Er konnte auch in der Rakete essen, aber dann ohne Joan Trieste. Sein Job unterminierte schon jetzt sein Privatleben.

»Erzählen Sie's mir jetzt. Damit ich während des Fluges darüber nachdenken kann.«

Hentmans Augen funkelten wüst. »Soll das ein Witz sein? Was ist, wenn wir abgehört werden? Hören Sie, Rittersdorf, ich gebe Ihnen einen kleinen *Hinweis*. Ich hatte es schon im Hinterkopf, als ich Sie anheuerte, aber...« Sein Grinsen wurde breiter. »... ich wollte Sie nicht abschrecken. Verstehen Sie, was ich meine? Aber jetzt habe ich Sie am Haken.« Er lachte laut. »Jetzt – Mann! Jetzt ist *alles* drin, stimmt's?«

»Erzählen Sie mir nur die Idee«, sagte Chuck geduldig.

Hentman beugte sich näher an die Bildschirmkamera heran und senkte seine Stimme zu einem Flüstern. Seine jetzt vergrößerte Nase füllte den Bildschirm aus – sie und ein zwinkerndes, enthusiastisches Auge. »Es handelt sich um einen

neuen Charakter, den ich meinem Repertoire hinzufügen möchte. Er heißt George Flibe. Sobald ich Ihnen sage, was er ist, werden Sie kapieren, warum ich Sie engagiert habe. Aufgepaßt: Flibe ist CIA-Agent. Und er gibt sich als Eheberater aus, um von Verdächtigen Informationen zu kriegen.« Hentman wartete gebannt ab. »Na? Was sagen Sie dazu?«

Chuck sagte nach einer langen Pause: »Das ist das Schlimmste, was ich seit zwanzig Jahren gehört habe.« Die Vorstellung machte ihn vollkommen fertig.

»Sie haben Sie wohl nicht alle! In diesem Fall bin ich der Fachmann. Dieser Charakter könnte seit Yogi Bär der größte Knaller in der Geschichte der Fernsehunterhaltung werden. Und Sie werden das Manuskript dazu schreiben, weil Sie sich mit der Materie auskennen. – Also kommen Sie so schnell wie möglich her, und wir legen die erste George-Flibe-Episode auf Kiel. – Na schön... Wenn Sie die Idee nicht für einen Hammer halten, was haben Sie statt dessen anzubieten?«

»Wie wäre es mit einem Eheberater«, sagte Chuck, »der sich als CIA-Agent ausgibt, um an Informationen heranzukommen, die seine Patienten heilen könnten?«

»Wollen Sie mich verarschen?«

»Und wie«, fuhr Chuck fort, »wäre es damit: Ein CIA-Simulacrum...«

»Sie veräppeln mich.« Hentmans Gesicht wurde rot. Wenigstens verdunkelte es sich wahrnehmbar auf den Bildschirm.

»Ich bin in meinem Leben noch nie so ernst gewesen.«

»Na schön. Was ist nun mit dem Simulacrum?«

»Das Simulacrum«, sagte Chuck, »gibt sich als Eheberater aus, aber es kriegt am laufenden Band einen Ausflipp.«

»Kann CIA-Simulacren so was tatsächlich passieren? Daß Sie einen Ausflipp kriegen?«

»Am laufenden Band.«

»Reden Sie weiter«, sagte Hentman mit gerunzelter Stirn.

»Der Gag liegt nämlich darin, daß man sich fragt, was, zum Henker, ein Simulacrum von Eheproblemen versteht. Aber dennoch berät es Leute. Es gibt ihnen fortwährend Ratschläge; wenn es einmal angefangen hat, kann es nicht mehr aufhören. Es berät sogar die General Dynamics-Techniker, die es überholen. Verstehen Sie?«

Hentman ruckelte sein Kinn und nickte langsam. »Hmm.«

»Es müßte allerdings einen bestimmten Grund geben, warum sich das Simulacrum so aufführt. Also gehen wir mal in seine Vergangenheit zurück. Die Episode könnte damit anfangen, daß ein paar Ingenieure der General Dynamics...«

»Ich hab's!« warf Hentman ein. »Einer der Ingenieure – nennen wir ihn Frank Fupp – hat Eheprobleme. Er geht zu einem Eheberater, und der händigt ihm eine Analyse seiner Probleme aus. Frank Fupp bringt die Analyse mit zur Arbeit... in die G.D.-Labors. Und da steht auch das neue Simulacrum; es wartet darauf, daß es programmiert wird.«

»Klar!« sagte Chuck.

»Und... und Fupp liest das Dokument einem anderen Ingenieur vor. Nennen wir ihn Phil Grook. Dadurch wird das Simulacrum zufällig programmiert; es hält sich für einen Eheberater. Tatsächlich ist es jedoch für den CIA bestimmt. Es wird abgeschickt und taucht dann...« Hentman hielt inne und dachte nach. »Wo würde es auftauchen, Rittersdorf?«

»Hinter dem Eisernen Vorhang. Sagen wir – in Rot-Kanada.«

»Au ja! In Rot-Kanada, in Ontario. Dort soll es sich als... als Vertreter für synthetische Wabbelhaut ausgeben, oder? Tun Sie das nicht immer?«

»Mehr oder weniger; kann man sagen.«

»Aber statt dessen«, fuhr Hentman aufgeregt fort, »läßt es sich in einem kleinen Büro nieder und hängt ein Fir-Firmschild auf: Dr. phil. George Flibe, Psychologe und Eheberater. Und dann gehen sämtliche hohen Kommie-Parteibonzen mit Eheproblemen zu ihm hin, und...« Hentman dampfte vor Erregung. »Rittersdorf, Sie haben die gottverdammte beste Idee gehabt, die ich gehört habe, seit ich mich erinnern kann. Und... und die beiden General Dynamics-Ingenieure tauchen immer wieder auf und basteln an ihm herum, damit er richtig läuft. Hören Sie zu: Nehmen Sie sofort die Express-Rakete nach Florida, und skizzieren Sie dieses Ding auf der Reise. Vielleicht haben Sie schon ein paar Dialoge, wenn Sie hier sind. Ich glaube, da haben wir wirklich eine heiße Sache. Ihr und mein Köpfchen funken auf der gleichen Wellenlänge, was?«

»Glaube ich auch«, sagte Chuck. »Ich bin gleich da.« Er ließ sich die Adresse geben und schaltete ab. Müde verließ er die Bildfonzelle. Er fühlte sich ausgelaugt und konnte ums Verrecken nicht entscheiden, ob die Idee etwas taugte oder nicht.

Hentman jedenfalls glaubte an sie; wahrscheinlich war es das, was zählte.

Mit einem Jet-Taxi ließ er sich zum Raumhafen von San Francisco bringen; dort bestieg er eine Express-Rakete, um nach Florida zu reisen.

Das Silo Bunny Hentmans war eine Luxusanlage. Sämtliche Ebenen lagen unter der Erde, und es verfügte über eine eigene uniformierte Polizeistreitmacht, die an den Eingängen und durch die Korridore patrouillierte. Chuck nannte dem ersten Bullen, dem er begegnete, seinen Namen, und kurz darauf sank er zu Bunnys Etage hinab.

Im Inneren der riesigen Wohnung lungerte Bunny Hentman in einem handgebleichten marsianischen Hauskleid aus Spinnenseide herum und rauchte eine gewaltige Tampa-Zigarette. Er drehte den Kopf, um Chuck ungeduldig zu begrüßen, dann deutete er auf die anderen Männer in seinem Wohnzimmer.

»Das sind Ihre Kollegen, Rittersdorf. Meine Autoren. Der Große da...« Er deutete mit der Zigarette auf ihn. »... ist Calv Dark.« Dark kam langsam auf Chuck zu und schüttelte ihm die Hand. »Und der kleine Dicke mit der Glatze ist Thursday Jones, mein Senior-Autor.« Auch Jones kam heran. Er war ein aufgeweckter Schwarzer mit scharfen Zügen, der Chuck ebenfalls die Hand schüttelte. Beide Autoren machten einen freundlichen Eindruck; von keinem ging irgendwelche Feindseligkeit aus. Offenbar hatten sie nichts gegen ihn.

»Setzen Sie sich, Rittersdorf«, sagte Dark. »Sie hatten eine lange Reise. – Einen Drink?«

»Nein«, sagte Chuck. Er wollte für die geplante Sitzung einen klaren Kopf behalten.

»Haben Sie in der Rakete was gegessen?« fragte Hentman.

»Ja.«

»Ich habe meinen Jungs von Ihrer Idee erzählt«, sagte Hentman. »Sie hat beiden gefallen.«

»Prima«, sagte Chuck.

»Allerdings«, fuhr Hentman fort, »haben sie sie hin und her gewälzt und sind vor einer Weile mit einer anderen Fassung angekommen... Sie wissen, was ich meine?«

»Ich würde ihre auf meiner Idee basierende Idee nur allzugern hören«, sagte Chuck.

Thursday Jones räusperte sich und sagte: »Mr. Rittersdorf, könnte ein Simulacrum einen *Mord* begehen?«

Chuck sah ihn einen Moment lang an. Dann sagte er: »Weiß ich nicht.« Er fror plötzlich. »Meinen Sie aus *eigenem* Antrieb? Aus autonomem...«

»Ich meine, könnte jemand, der ein Simulacrum aus der Ferne steuert, es als Mordinstrument einsetzen?«

Chuck sagte zu Bunny Hentman: »Ich sehe nichts Humoristisches in einer solchen Idee. Und von meinem Humor nimmt man allgemein an, er sei rabenschwarz.«

»Warten Sie ab«, warnte Bunny ihn. »Sie vergessen die berühmten alten Thriller, diese Kombinationen aus Entsetzen und Humor... Etwa *Erbschaft um Mitternacht*, den Film mit Bob Hope und Paulette Goddard. Und den legendären Streifen *Arsen und Spitzenhäubchen*. Ganz zu schweigen von den klassischen britischen Mörderkomödien... davon hat es früher Dutzende gegeben.«

»Zum Beispiel den wunderbaren Film *Adel verpflichtet*«, sagte Thursday Jones.

»Ach so«, sagte Chuck, doch das war alles, was er sagte. Er hielt den Mund geschlossen, während er im Inneren vor Unglauben und Schockiertheit dem Siedepunkt nahe war. War sie nur ein unheilvoller Zufall, diese Idee, die parallel zu seinem Leben verlief? Oder – und dies schien ihm wahrscheinlicher – hatte der Schimmelschleim Bunny etwas gesteckt? Wenn ja, was hatte die Hentman-Organisation vor? Welches Interesse hatte sie am Leben und Sterben Mary Rittersdorfs?

»Ich glaube, die Jungs haben da eine gute Idee. Die Leute zu verschrecken, indem... Na ja, Chuck, Sie arbeiten für den CIA, deswegen ist es Ihnen vielleicht nicht klar, aber der Durchschnittsmensch hat Angst vor diesen Leuten, verstehen Sie? Er hält die CIA für eine interplanetarische Geheimpolizei und Spionageorganisation, die...«

»Ich weiß«, sagte Chuck.

»Nun, deswegen brauchen Sie mir nicht gleich den Kopf abzubeißen«, sagte Bunny mit einem Blick auf Dark und Jones.

Dark ergriff das Wort und sagte: »Chuck – wenn ich Sie so nennen darf –, wir kennen unser Geschäft. Wenn Herr Jedermann an ein CIA-Simulacrum denkt, macht er sich vor Angst in die Hosen. Als Sie Bunny Ihre Idee erzählten, haben Sie *daran* gewiß nicht gedacht. Wir haben also einen CIA-

Mann; nennen wir ihn...« Er dreht sich zu Jones um. »Wie lautet sein vorläufiger Name?«

»Siegfried Trotz.«

»Da haben wir also Siggi Trotz, einen Geheimagenten... Er hat einen Trenchcoat aus uranischem Maulwurfsgrillenfell an, den Hut aus venusischen Wobwuschel in die Stirn gezogen – und so weiter. Er steht im Regen irgendeines abscheulichen Mondes, meinewegen eines Jupitermondes. Ein vertrauter Anblick.«

»Und dann, Chuck«, nahm Jones den Faden auf, »wenn das Bild ins Bewußtsein des Zuschauers eingesickert ist... das Klischee, verstehen Sie?... wird er etwas an Siggi Trotz entdecken, das er nicht gekannt hat, weil das Klischee des finsternen CIA-Agenten es für gewöhnlich nicht enthält.«

Dark sagte: »Siggi Trotz ist nämlich ein Schwachkopf. Ein Blödian, der noch nie im Leben etwas richtig gemacht hat. Und dann wird er seine Show abziehen.« Er kam näher und nahm neben Chuck auf der Couch Platz. »Er wird versuchen, einen Mord zu begehen. Haben Sie's geschnallt?«

»Ja«, sagte Chuck gepreßt, weil er so wenig wie möglich sagen und nichts als ein reiner Zuhörer bleiben wollte. Er schrumpfte innerlich zusammen, weil das, was um ihn herum vor sich ging, ihn immer mehr aufwühlte und mißtrauischer machte.

»Aber wen wird er umbringen?« fuhr Dark fort. Er sah Jones und Bunny Hentman an. »Wir haben schon die Köpfe darüber heißgeredet.«

»Einen Erpresser«, sagte Bunny. »Einen internationalen Juwelen-Magnaten, der von einem anderen Planeten aus operiert. Vielleicht einen Nicht-T.«

Chuck schloß die Augen und rutschte hin und her.

»Ist was nicht in Ordnung, Chuck?« fragte Dark.

»Er denkt nach«, sagte Bunny. »Entwickelt die Idee weiter. Stimmt's, Chuck?«

»G-genau«, brachte Chuck heraus. Er war sich jetzt sicher, daß Lord Flieh-den-Geiz Bunny Hentman etwas gesteckt hatte. Um ihn herum entfaltete sich etwas Gewaltiges und Abscheuliches, das ihn ganz und gar einnahm: Er war ein Bauer in diesem Schachspiel, wie immer es auch ausging. Und es gab keinen Ausweg für ihn.

»Ich bin dagegen«, sagte Dark. »Ein internationaler Juwelen-Magnat, der sich vielleicht als Venusier oder Marsianer ent-

puppt, ist zwar als Idee nicht übel...« Er gestikulierte. »Aber sie ist schon zu Tode geritten worden. Wir haben zwar mit einem Klischee angefangen, aber wir sollten nicht damit weitermachen. Ich glaube, Siggi sollte den Versuch unternehmen, seine... ähm... Frau zu beseitigen.« Dark sah sie der Reihe nach an. »Sagt mir, hat die Idee ein Loch? – Er hat eine nörgelnde Xanthippe von einem Weib – seht ihr's vor euch? Dieser knochenharte CIA-Typ, vor dem sich Herr Jedermann zu Tode fürchtet... Wir zeigen, was er für ein harter Bursche ist. Er schubst die Leute herum. Dann geht er nach Hause – und dort wird er von seiner Frau herumgeschubst!« Er lachte.

»Nicht übel«, gab Bunny zu. »Aber es ist noch nicht genug. Außerdem frage ich mich, wie oft ich diesen Charakter spielen könnte. Ich möchte etwas, das ich der Show permanent hinzufügen kann. Nicht nur einen Gag für eine Folge.«

»Ich glaube, ein CIA-Typ, der unter dem Pantoffel seiner Alten steht, könnte ewig laufen«, sagte Dark. »Jedenfalls...« Er wandte sich zu Chuck um. »Also sehen wir Siggi Trotz dann an seinem Arbeitsplatz, im CIA-Hauptquartier, und da gibt es jede Menge Polizeimaschinchen und elektronische Instrumente. *Und dann wird es ihm urplötzlich klar!*« Dark sprang auf die Beine und fing an, im Zimmer auf und ab zu laufen. »Er kann sie gegen seine Frau einsetzen! Und um es auf die Spitze zu treiben – tritt dann sein neues Simulacrum ein.« Darks Stimme wurde metallisch und kratzend, als er das Simulacrum nachahmte. »Ja, Meister, was kann ich für Sie tun? Ich warte.«

Bunny sagte grinsend: »Was sagen Sie dazu, Chuck?«

Chuck sagte – mit Schwierigkeiten -: »Hat er denn nur das Motiv, daß seine Frau eine Xanthippe ist? Daß sie ihn runtermacht?«

»Nein!« rief Jones aus und sprang auf. »Sie haben recht! Wir brauchen eine stärkere Motivation, und ich glaube, ich habe eine! Da gibt es noch ein Mädchen. Siggi hat eine heimliche Geliebte. Eine interplanetarische Spionin, hübsch und sexy – versteht ihr? Und seine Frau will sich nicht scheiden lassen.«

»Oder vielleicht«, sagte Dark, »hat seine Frau Wind von der Kleinen bekommen, und...«

»Moment«, sagte Bunny. »Auf was kommen wir da raus? Auf ein Psychodrama oder auf eine Komödie? Das wird mir alles zuviel.«

»Richtig«, sagte Jones und nickte. »Wir zeigen nur, was seine Alte für ein fieses Weib ist. Siggi sieht also das Simulacrum...« Er brach ab, da jemand den Raum betreten hatte.

Es war ein Alphaner. Ein Angehöriger jener chitinösen Rasse, die noch vor ein paar Jahren gegen Terra Krieg geführt hatte. Seine mehrgelenkigen Arme und Beine klickten, als er auf Bunny zuschlurfte, mit den Antennen – Alphaner waren blind – um sich tastete und vorsichtig streichelnd sein Gesicht berührte. Dann wandte sich der Alphaner um und bewegte sich zurück, zufrieden damit, dort zu sein, wo er zu sein wünschte. Sein augenloser Kopf schwankte hin und her, dann schnüffelte er und registrierte die Anwesenheit anderer Menschen.

»Störe ich?« fragte er mit einer nasalen, harfenähnlichen Stimme, dem typisch alphanischen Singsang. »Ich habe eure Diskussion gehört, und sie interessiert mich.«

»Das, Rittersdorf«, sagte Bunny zu Chuck, »ist einer meiner ältesten und besten Freunde. Ich habe noch keinem so vertraut wie meinem Kumpel RBX 303.« Und er erklärte: »Vielleicht wissen Sie es nicht, aber Alphaner haben Namen, die an unsere Nummernschilder erinnern; es sind so was wie mechanische Kodes. Er heißt einfach RBX 303. Hört sich ein bißchen unpersönlich an, aber die Alphs sind wirklich warmherzig. RBX hat ein Herz aus Gold.« Er lächelte verhalten. »Genaugenommen hat er zwei; eins auf jeder Seite.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte Chuck spontan. Der Alphaner krabbelte auf ihn zu und streichelte mit den Zwillingsantennen sein Gesicht. Es kam Chuck so vor, als ließen zwei Stubenfliegen über seine Wangen; es war eine echt unangenehme Erfahrung. »Freut mich, Mr. Rittersdorf«, näselte der Alphaner. Er zog sich zurück. Dann: »Wer ist sonst noch hier, Bunny? Ich rieche noch andere.«

»Nur Dark und Jones«, sagte Bunny. »Meine Autoren.« Er wandte sich wieder zu Chuck um und erklärte: »RBX 303 ist ein Impresario, ein interplanetarischer Großunternehmer, der mit allem Geschäfte macht, was man sich vorstellen kann. Die Lage ist folgendermaßen: RBX 303 besitzt die Mehrheit der Aktien von Pubtrans Incorporated. Sagt Ihnen das was?«

Einen Moment lang sagte es ihm gar nichts, doch dann kapierte er. Pubtrans Incorporated war die Firma, die Bunny Hentmans Fernsehshow finanzierte. »Soll das heißen«, sagte Chuck, »sie gehört...« Er brach ab. Er hatte eigentlich sagen

wollen: »... einem unserer ehemaligen Feinde?« Doch er sagte es nicht, denn einerseits war die Tatsache offensichtlich, und andererseits waren die Alphaner schließlich ihre *ehemaligen* Feinde, nicht ihre gegenwärtigen. Zwischen Terra und Alpha herrschte Friede, und die Feindschaft war, wie es hieß, vorbei.

»Haben Sie noch nie einen Alphaner aus der Nähe gesehen?« fragte Bunny spitz. »Wie schade. Es ist ein großartiges Volk. So empfindsam... Und es hat einen tollen Sinn für Humor. Pubtrans finanziert mich teilweise deswegen, weil RBX 303 persönlich an mich und mein Talent glaubt. Er hat eine Menge unternommen, um mich von einem Niemand, der in Nachtclubs auftrat und nur selten im Fernsehen zu sehen war, zu jemandem mit einer eigenen Show aufzubauen... Einer Show, die nicht zuletzt deswegen so bekannt geworden ist, weil Pubtrans wahnsinnig gute Arbeit geleistet hat, um sie publik zu machen.«

»Ach so«, sagte Chuck. Er fühlte sich nicht wohl, auch wenn er nicht wußte, aus welchen Gründen. Vielleicht lag es an der ganzen Situation. Er verstand sie nicht. »Sind die Alphaner Telepathen?« fragte er, obwohl er wußte, daß sie es nicht waren – aber dennoch schien von diesem Alphaner eine unheimliche Kenntnis auszugehen. Chuck hatte das untrügliche Gefühl, als wisse er alles; als gäbe es kein Geheimnis, von denen der Alphaner keine Kenntnis hatte.

»Sie sind keine Telepathen«, sagte Bunny, »aber sie sind darauf angewiesen, eine Menge zu hören. Das unterscheidet sie von uns, weil wir Augen haben.« Er sah Chuck an. »Warum fragen Sie? Ich meine, Sie müssen die Antwort doch kennen. Im Krieg hat man uns doch mit Informationen über die Gegner so vollgestopft, daß es einem zu den Ohren wieder rauskam. Sie sind doch nicht so jung, daß Sie es schon vergessen haben können; Sie müssen doch damit groß geworden sein.«

Dark sagte plötzlich: »Ich kann Ihnen sagen, was Rittersdorf verstört. Ich habe früher das gleiche empfunden. Rittersdorf wurde wegen seiner Ideen eingestellt. Und deswegen möchte er nicht, daß man sein Gehirn ausräubert. Seine Ideen gehören so lange ihm, bis er sich dazu entschließt, sie zu enthüllen. Hätten Sie – sagen wir mal – einen ganymedischen Schirmschleim mitgebracht, wäre das ein unfairer Anschlag auf unsere gesamten Persönlichkeitsrechte. Es würde uns zu Automaten machen, deren Ideen man mechanisch abpumpt.« Zu Chuck sagte er: »Machen Sie sich keine Sorgen wegen RBX 303. Er

kann Ihre Gedanken nicht lesen. Er kann nur eins: Äußerst sorgfältig den subtilsten und kleinsten Nuancen lauschen, die Sie von sich geben... Aber es ist überraschend, was er auf diese Weise alles herausfindet. Alphaner sind gute Psychologen.«

»Ich habe nebenan gesessen und im *Life*-Magazin gelesen, als ich Ihre Konversation über den neuen humoristischen Charakter Siggi Trotz hörte«, sagte der Alphaner. »Und da sie mich interessierte, entschloß ich mich, hereinzukommen. Ich habe das Audioband abgestellt und mich erhoben. Ist das für Sie alle befriedigend?«

»Niemand hat etwas gegen deine Anwesenheit«, versicherte Bunny dem Alphaner.

»Nichts«, sagte der Alphaner, »amüsiert, unterhält und fasziniert mich mehr als eine schöpferische Sitzung deiner talentierten Schreiber. Mr. Rittersdorf, ich habe Sie zwar noch nie zuvor bei diesen Unternehmen erlebt, aber ich kann Ihnen jetzt schon sagen, daß Sie ihm viel hinzufügen können. Allerdings spüre ich Ihren Widerwillen – einen sehr tiefgehenden Widerwillen – bezüglich der Richtung, die das Gespräch genommen hat. Darf ich Ihnen die Frage stellen, was Sie so fragwürdig an Siegfried Trotz und seinem Verlangen finden, sich seiner unerfreulichen Gattin zu entledigen? Sind Sie verheiratet, Mr. Rittersdorf?«

»Ja«, sagte Chuck.

»Vielleicht ruft die Entwicklung dieser Story Schuldgefühle in Ihnen hervor«, sagte der Alphaner nachdenklich. »Vielleicht hegen Sie Ihrer Gattin gegenüber unbewußt feindliche Impulse.«

»Da hast du aber danebengehauen, RBX 303«, sagte Bunny. »Chuck und seine Frau trennen sich – sie ist schon vor Gericht gewesen. Na ja, Chucks Privatleben ist seine eigene Sache. Wir sind nicht hier, um seine Psyche zu durchleuchten. Kehren wir also zum Thema zurück.«

»Ich sage immer noch«, deklarierte der Alphaner, »daß Mr. Rittersdorfs Reaktion etwas Ungewöhnliches und Atypisches anhaftet. Ich würde gern herausfinden, warum.« Er drehte seinen knaufartigen, blinden Kopf in Chucks Richtung. »Vielleicht kann ich es erkennen, wenn wir einander öfter treffen. Außerdem habe ich das Gefühl, daß auch Sie davon profitieren könnten.«

Bunny Hentman kratzte sinnierend seine Nase und sagte: »Vielleicht weiß er es, RBX. Vielleicht möchte er es nur nicht sagen.« Er sah Chuck an und sagte: »Ich bin immer noch der Meinung, daß es in jedem Fall *seine Sache* ist.«

»Für mich klingt es einfach nicht wie eine Komödienidee«, sagte Chuck. »Das ist der gesamte Umfang meiner...« Er hätte beinahe *Aversion* gesagt. »... Zweifel.«

»Nun, ich habe keine Zweifel«, entschied Bunny. »Ich werde unsere Requisitenabteilung anweisen, ein hohles Simulacrum zu bauen, in das jemand reinklettern kann. Es wird viel billiger sein, als ein Echtes zu kaufen. Wir brauchen nur noch ein Mädchen, das die Rolle von Siggis Frau spielt. *Meiner Frau*, da ich den Siggi spielen werde.«

»Was ist mit der Freundin?« fragte Jones. »Ist sie nun drin oder nicht?«

»Es hätte einen Vorteil«, sagte Dark. »Wir könnten eine mit prallen Möpsen nehmen. Du weißt schon... Es würde 'ne Menge Zuschauer erfreuen. Sonst hängen wir nur mit 'ner Zicke rum, die garantiert *keine* Riesentitten hat. Mit einer von den Tanten, die sich nie Silikon reinblasen lassen würden.«

»Denkst du eine Spezielle, die diese Rolle spielen könnte?« fragte Bunny und nahm einen Block und einen Schreiber in die Hand.

»Du kennst doch diese Tante, die dein Agent vertritt«, sagte Dark. »Die kleine Neue... Patty Sowieso. Patty Weaver. Die hat *wirklich* Riesenmöpse. Die Silikonfürsten haben ihr wenigstens drei Pfund in jedes Ding reingeknallt.«

»Ich werde Patty heute abend engagieren«, sagte Bunny Hentman und nickte. »Ich kenne sie. Sie kann was. Sie ist genau die Richtige. Dann brauchen wir noch jemanden für die Rolle der nörgeligen Alten. Vielleicht lasse ich sie von Chuck besetzen.« Er lachte geheimnisvoll.

8. Kapitel

Als Chuck Rittersdorf spät in der Nacht müde in sein heruntergekommenes Silo in Marin County zurückkehrte, wurde er im Korridor von dem gelben ganymedischen Schimmelschleim angehalten. Und das um drei Uhr nachts. Es war zuviel.

»In Ihrer Wohnung halten sich zwei Individuen auf«, wurde er von Lord Flieh-den-Geiz in Kenntnis gesetzt. »Mir schien, ich sollte Sie im voraus darüber informieren.«

»Danke«, sagte Chuck und fragte sich, was wohl jetzt wieder auf ihn zukam.

»Einer der beiden ist Jack Elwood, ihr Vorgesetzter beim CIA«, sagte der Schimmelschleim. »Der andere ist Mr. Elwoods Vorgesetzter, ein Mr. Roger London. Sie sind gekommen, um Sie wegen Ihres zweiten Jobs zu verhören.«

»Ich habe ihn doch nie vor ihnen geheimgehalten«, sagte Chuck. »Der von Pete Petri gesteuerte Mageboom war doch sogar dabei, als Hentman mich engagierte.« Er fragte sich mit einem Unbehagen, wieso sie eine Affäre daraus machten.

»Stimmt«, stimmte der Schimmelschleim ihm zu, »aber sie haben die Leitung angezapft, über die Sie heute abend zuerst mit Joan Trieste und dann mit Mr. Hentman in Florida sprachen. Deswegen wissen sie nicht nur, daß Sie für Mr. Hentman tätig sind, sondern kennen auch die Drehbuch-Idee, die Sie...«

Das erklärte es. Chuck ging an dem Schimmelschleim vorbei zur Tür seiner Wohnung. Sie war nicht verschlossen. Er öffnete sie und stand den beiden CIA-Männern gegenüber. »So spät in der Nacht?« fragte er. »Ist es so wichtig?« Er ging zum Wand-schrank – es war eins der uralten Modelle, die man noch von Hand öffnen mußte – und hängte seinen Mantel auf. Die Wohnung war anheimelnd warm; die CIA-Männer hatten die non-thermostatisch kontrollierte Heizung eingeschaltet.

»Ist das der Mann?« sagte London. Er war ein hochgewachsener, gebeugter und grau werdender Mann Ende Fünfzig; Chuck war ihm ein paar Mal begegnet und hielt ihn für einen Menschen, mit dem nicht gut Kirschen essen war. »Das ist Rittersdorf?«

»Ja«, sagte Elwood. »Chuck, hör gut zu. In Bezug auf Bunny Hentman gibt es ein paar Fakten, die du nicht kennst. Fakten, die die Sicherheit betreffen. Natürlich wissen wir, warum du

den Job bei ihm angenommen hast. Wir wissen, daß du ihn nicht haben wolltest und daß man dich dazu gezwungen hat.«

»Ach?« sagte Chuck müde. Sie konnten unmöglich wissen, welchem Druck ihn der telepathische Schimmelschleim von gegenüber ausgesetzt hatte.

»Wir sehen natürlich voll die schwierige Lage, in die dich deine Ex-Frau Mary gebracht hat. Und wir wissen von den ungeheuren Unterhaltszahlungen und Alimenten, die sie aus dir rausquetschen konnte. Wir wissen, daß du das Geld brauchst, um deinen Zahlungsverpflichtungen nachzukommen. Allerdings...« Elwood schaute London an. London nickte, und Elwood beugte sich vor und öffnete seinen Aktenkoffer. »Hier ist Hentmans Dossier. Sein richtiger Name ist Sam Little. Während des Krieges wurde er wegen Verletzung des Handelsrechts mit neutralen Staaten verurteilt. Anders ausgedrückt: Hentman verschaffte dem Feind Güter aus Zwischenquellen. Er hat aber nur ein Jahr im Gefängnis verbracht; er hatte einen äußerst guten Chor von Anwälten. Willst du noch mehr hören?«

»Ja«, sagte Chuck. »Weil ich meinen Job kaum deswegen aufgeben werde, weil jemand vor fünfzehn Jahren...«

»Na schön«, sagte Elwood, nachdem er mit seinem Vorgesetzten London einen weiteren Blick gewechselt hatte. »Nach dem Krieg lebte Sam Little – oder Bunny Hentman wie er sich jetzt nennt – im Alpha-System. Niemand weiß, was er dort getan hat; unsere Datenbezugsquellen in den von den Alphanern besetzten Gebieten waren für uns von keinem großen Nutzen. Jedenfalls ist er vor etwa sechs Jahren nach Terry zurückgekehrt – mit einem Haufen interplanetarischer Lappen. Er fing als Alleinunterhalter in Nachtclubs an; dann wurde er von der Pubtrans Incorporated gesponsort...«

»Ich weiß«, warf Chuck ein, »daß die Pubtrans einem Alphaner gehört. Ich habe ihn kennengelernt. RBX 303.«

»Du hast ihn *kennengelernt?*« Elwood und London starrten ihn an. »Weißt du irgend etwas über RBX 303?« fragte Elwood. »Während des Krieges kontrollierte seine Familie das größte Kriegswaffen-Kombinat im Alpha-System. Sein Bruder, der momentan im alphanischen Kabinett sitzt, ist dem alphanischen Dogen direkt unterstellt. Mit anderen Worten: Wenn man mit RBX 303 Geschäfte macht, handelt man mit der alphanischen Regierung.« Er warf Chuck das Dossier zu. »Den Rest kannst du lesen.«

Chuck blätterte die sauber getippten Seiten durch. Es war kein Problem, die am Ende stehende Zusammenfassung zu finden: Die CIA-Agenten, die die Akte angelegt hatten, waren der Meinung, RBX 303 handele ohne offiziellen Titel als Vertreter einer fremden Macht, und Bunny Hentman sei darüber im Bilde. Deswegen wurden seine Aktivitäten vom CIA überwacht.

»Er hat dir den Job nicht aus dem Grund gegeben, den du vermutest«, sagte Elwood. »Hentman braucht überhaupt keinen zusätzlichen Autor. Er hat schon fünf. Ich werde dir sagen, was wir glauben: Wir glauben, es hat etwas mit deiner Frau zu tun.«

Chuck sagte nichts. Er fuhr damit fort, in der Akte herumzublättern, die man ihm gegeben hatte.

»Die Alphaner«, sagte Elwood, »möchten nämlich gern Alpha III M2 zurückhaben. Und der einzige Weg, den Mond auf *legale* Weise zurückzukriegen, besteht darin, die dort lebenden Terraner dazu zu bringen, ihn zu verlassen. Sonst tritt nämlich das Interplan-Gesetz von 2040 in Kraft. Es macht den Mond zum Eigentum seiner Bewohner. Doch da die Bewohner Terraner sind, gehört er indirekt zum Besitz der Erde. Die Alphaner können die Bewohner zwar nicht dazu bewegen, den Mond zu verlassen, aber sie behalten sie im Auge. Sie wissen ganz genau, daß sie eine Gruppe ehemaliger Insassen des Harry Stack Sullivan-Hospitals für Neuropsychiatrie sind, das wir vor dem Krieg dort eingerichtet haben. Die einzige Behörde, der es gelingen könnte, die Siedler von Alpha III M2 fortzubringen, wäre eine terranische – entweder die TERPLAN oder das Gesundheits- und Wohlfahrtsamt. Wir könnten den Mond zwar evakuieren, doch dann wäre er den Raffkes überlassen.«

»Aber niemand«, sagte Chuck, »würde die Evakuierung der Siedler empfehlen.« Das stand für ihn völlig außer Frage. Es gab nur zwei Alternativen: Entweder würde Terra die Siedler einfach sich selbst überlassen – oder man würde ein neues Hospital bauen und die Siedler nötigen, sich dort einzurichten.

»Du hast vielleicht recht«, sagte Elwood. »Aber wissen es die Alphaner?«

»Und vergessen Sie nicht«, sagte London mit seiner leisen, heiseren Stimme, »daß die Alphaner großartige Spielernaturen sind. Der ganze Krieg war für sie ein einziges großes Setzen auf einen Außenseiter – und sie haben verloren. Sie kennen keine anderen Methoden.«

Das war richtig. Chuck nickte. Aber trotzdem – es ergab noch immer keinen Sinn. Welchen Einfluß hatten die Alphaner auf Marys Entscheidungen? Hentman wußte, daß Mary und er gesetzlich getrennt waren. Mary hielt sich auf Alpha III M2 auf, doch er befand sich hier auf Terra. Selbst wenn sie beide auf dem Alphamond gewesen wären, hätte Mary nie auf ihn gehört. Sie würde ihre Entscheidungen ganz allein treffen.

Es sei denn, die Alphaner wußten, daß er die Kontrolle über das Daniel Mageboom-Simulacrum hatte...

Er konnte einfach nicht glauben, daß sie davon wußten; es war unmöglich.

»Wir haben eine Theorie«, sagte Elwood, nahm das Dossier wieder an sich und verstautete es in seinem Aktenkoffer. »Wir glauben, daß die Alphaner wissen...«

»Erzähl mir bloß nicht«, sagte Chuck, »daß sie etwas von Daniel Mageboom wissen. Dann hätten sie den CIA unterwandert.«

»Das... ähm... wollte ich eigentlich nicht sagen«, sagte Elwood unbehaglich. »Ich wollte sagen, daß sie ebenso wie wir wissen, daß deine Trennung von Mary zwar gelaufen ist, daß du aber gefühlsmäßig immer noch so mit ihr verbunden bist wie eh und je. Wir haben rekonstruiert, wie sie die Sache in etwa sehen könnten: Sie gehen vielleicht davon aus, daß du in Kürze wieder Kontakt mit Mary aufnimmst. Ob nun einer von euch damit rechnet oder nicht.«

»Und was hätten sie davon?« fragte Chuck.

»An dieser Stelle wird ihre Lagebetrachtung eindeutig un-durchschaubar«, sagte Elwood. »Na ja, wir haben uns das alles genaugenommen aus peripheren Hinweisen zusammengebastelt, aus Fetzen von hier und da. Wir können uns irren, aber es scheint so, als unternähmen die Alphaner den Versuch, dich dazu zu verleiten, deine Frau umzubringen.«

Chuck sagte nichts. Er verzog keine Miene. Die Zeit verging. Niemand sagte etwas. Elwood und Roger London sahen ihn neugierig an; sie fragten sich ganz klar, warum er nicht antwortete.

»Um ganz offen zu sein«, brummte London schließlich, »wir haben einen Informanten in Hentmans engster Umgebung. Wer es ist, spielt keine Rolle. Doch unser Informant sagt, daß die Drehbuch-Idee, die Hentman und seine Autoren Ihnen vorge-

legt haben, mit einem CIA-Simulacrum zu tun hat, das eine Frau umbringt. Ist das korrekt?«

Chuck nickte langsam. Sein Blick war starr auf einen Fleck rechts von Elwood und London gerichtet.

»Diese Handlungssituation«, fuhr London fort, »soll Sie mit dem Gedanken vertraut machen, Mrs. Rittersdorf mit einem CIA-Simulacrum umzubringen. Aber Hentman und seine alphanischen Komplizen wissen natürlich nicht, daß sich schon ein CIA-Simulacrum, das Sie steuern, auf Alpha III M2 befindet. Wüßten Sie es, würden sie...« Er brach ab, dann sagte er langsam, halb zu sich selbst: »Dann würden Sie erkennen, daß gar kein ausgefeiltes Drehbuch nötig wäre, um Ihnen diese Idee nahezubringen.« Er musterte Chuck eingehend. »Weil Sie dann höchstwahrscheinlich schon selbst darauf gekommen wären.«

Elwood sagte nach einer Pause: »Das ist eine interessante Spekulation. Ich wäre selbst gar nicht darauf gekommen; vielleicht aber doch – später.« Er sagte zu Chuck: »Möchtest du die Steuerung des Mageboom-Simulacrum eventuell abgeben? Damit keinerlei Zweifel daran zurückbleiben, daß du dergleichen nicht vorhattest?«

Chuck wählte sorgfältig die Worte, dann sagte er: »Natürlich gebe ich sie nicht ab.« Es war klar, daß er sich verdächtig machte, wenn er es tat, und daß sie dann die Wahrheit über ihn und seine Absichten herausgefunden hätten. Außerdem war ihm nicht daran gelegen, Magebooms Steuerung abzugeben – und zwar aus gutem Grund. Er wollte seinen Plan, Mary umzu bringen, nämlich weiterführen.

»Wenn Mrs. Rittersdorf etwas zustoßen sollte«, sagte London, »würde angesichts dieser Lage natürlich ein starker Verdacht auf Sie fallen.«

»Das ist mir durchaus klar«, sagte Chuck hölzern.

»Wenn Sie das Mageboom-Sim steuern«, sagte London, »sollten Sie tunlichst darauf achten, daß es Mrs. Rittersdorf beschützt.«

»Wollen Sie meine ehrliche Meinung hören?« sagte Chuck.

»Gewiß«, sagte London. Elwood nickte.

»Die ganze Sache ist absurd. Sie ist ein Gebräu, das auf den isolierten Daten irgendeines phantasiebegabten Außendienst-Agenten fußt – auf den Daten eines Menschen, der offenbar zu lange in der Umgebung von Persönlichkeiten des Fernsehens

herumgelungert hat. *Wie sollte es Marys Entscheidung bezüglich Alpha III M2 und seiner psychopathischen Bewohner verändern, wenn ich sie umbringe?* Wenn sie tot ist, wird man sie einfach ersetzen. Dann nimmt halt irgendein anderer ihren Gutachterauftrag vor.«

»Ich glaube«, sagte Elwood zu seinem Vorgesetzten, »daß wir uns hier einer Sache gegenübersehen, die weniger einen Mord als einen Mordversuch beinhaltet. Der Mord ist nur eine über Dr. Rittersdorfs Kopf schwebende Bedrohung, damit sie ihre Ansichten ändert.« Chuck zugewandt, fügte er hinzu: »Das setzt natürlich voraus, daß Hentmans Strategie Früchte trägt. Daß du von der Logik, die in das TV-Drehbuch eingebracht wird, beeinflußt wirst.«

»Du scheinst zu glauben, daß ich es bin«, sagte Chuck.

»Ich glaube«, sagte Elwood, »daß es eine interessante Übereinstimmung ist, daß du ein CIA-Simulacrum steuerst, das sich in Marys Umgebung aufhält. Die Lage ist exakt so, wie das Drehbuch sie voraussetzt. Wie stehen die Chancen...«

»Ein plausiblere Erklärung«, sagte Chuck, »ist die, daß Hentman erfahren hat, daß ich das Mageboom-Simulacrum steuere, und daß er seine Idee aus dieser Situation heraus entwickelt hat. Und was *das* bedeutet, weißt du.« Die Implikationen waren unübersehbar. Trotz des Dementis hatte man den CIA *doch* unterwandert. Oder...

Es gab noch eine andere Möglichkeit. Lord Flieh-den-Geiz hatte sich die Fakten aus Chucks Geist herausgepickt und an Bunny Hentman weitergegeben. Zuerst hatte der Schimmel-schleim ihn erpreßt, die Stellung bei Hentman anzunehmen, doch jetzt arbeiteten sie alle zusammen, um ihn zu erpressen, damit er ihren Plan für Alpha III M2 erfüllte. Das TV-Drehbuch wurde nicht geschrieben, um ihn zu animieren, Mary umzu-bringen; durch die dem Schimmel-schleim zur Verfügung stehenden Mittel wußte die Organisation längst, was er vor-hatte.

Das Drehbuch war nur dazu da, ihm – indirekt, aber deutlich, klarzumachen, *daß sie Bescheid wußten*. Und wenn er nicht das tat, was sie wollten, würde man seinen Plan über das ganze Fernsehnetz des Sol-Systems verbreiten. Sieben Milliarden Menschen würden erfahren, daß er vorhatte, seine Frau zu ermorden.

Dies war – Chuck mußte es zugeben – ein überzeugender Grund, auch weiterhin mit der Organisation Hentmans zusammenzuarbeiten. Er mußte das tun, was man von ihm verlangte. Sie hatten ihn in der Hand. Man brauchte sich nur anzusehen, was sie schon erreicht hatten: Es war ihnen gelungen, höchste Stellen der Westküstenabteilung des CIA mißtrauisch zu machen. Und wenn Mary, wie London gesagt hatte, etwas zustieß...

Trotz alldem – Chuck hatte nicht die Absicht, aufzugeben. Er wollte versuchen, die Sache zu Ende zu bringen. Er wollte ihr nicht nur, wie Hentmans Organisation, drohen, damit sie in Sachen der psychopathischen Siedler eine bestimmte Richtung einschlug. Er war fest entschlossen, bis zum bitteren Ende weiterzumachen und seinen ursprünglichen Plan in die Tat umzusetzen. Warum, wußte er nicht; schließlich brauchte er jetzt nicht mehr bei ihr zu sein und mit ihr zu leben... Warum war ihr Tod eigentlich so wichtig für ihn?

Es war schon komisch: Mary wäre, hätte man ihr die Chance gegeben, in sein Bewußtsein zu schauen, möglicherweise als einzige in der Lage gewesen, seine Motive zu entschlüsseln. Es war ihr Beruf.

Diese Ironie freute ihn. Und trotz der unmittelbaren Nähe der beiden scharfsinnigen CIA-Beamten – gar nicht zu reden von dem allgegenwärtigen gelben Schimmelschleim, der sie auf der anderen Seite des Korridors belauschte – fühlte er sich in keiner Weise schlecht. Für ihn galt es nun, zwei Fraktionen auszutricksen, die beide über beträchtliche Erfahrung verfügten: Der CIA und die Organisation Hentmans setzten sich zwar beide aus alten Profis zusammen, aber dennoch hatte Chuck das instinktive Gefühl, daß er am Ende *das* kriegen würde, was er wollte, und nicht *das*, was die anderen wollten.

Der Schimmelschleim bekam seine Gedanken natürlich mit. Chuck hoffte, daß er auch sie an Hentman weitergab; er wollte, daß Hentman sie kannte.

Sobald die beiden CIA-Männer gegangen waren, floß der Schimmelschleim unter der verschlossenen Tür in seine Wohnung und materialisierte auf der altmodischen Auslegeware. Er sprach in einem anklagenden Tonfall und mit einem Anflug rechtschaffener Empörung. »Mr. Rittersdorf, ich versichere Ihnen, daß ich keinen Kontakt zu Mr. Hentman hatte. Ich habe ihn zum ersten Mal an dem Abend gesehen, als er dieses

Haus betrat und Sie Ihre Unterschrift unter den Arbeitsvertrag setzten.«

»Ihr Halunken«, sagte Chuck, während er sich in der Küche einen Kaffee machte. Es war jetzt vier Uhr in der Frühe, doch dank der illegalen Aufputschmittel, mit denen Lord Flieh-den-Geiz ihn versorgt hatte, spürte er keine Erschöpfung. »Ewig hört ihr einen ab«, sagte er. »Führt ihr eigentlich kein eigenes Leben?«

»In einem Punkt stimme ich Ihnen zu«, sagte der Schimmelschleim. »Als Mr. Hentman das Drehbuch vorbereitete, muß er Ihre Absichten bezüglich Ihrer Frau gekannt haben – sonst wäre die Übereinstimmung zu groß, um glaubhaft zu sein. Vielleicht, Mr. Rittersdorf, ist hier außer mir noch ein Telepath im Spiel.«

Chuck sah ihn an.

»Es könnte einer Ihrer Kollegen vom CIA sein«, sagte der Schimmelschleim. »Vielleicht belauscht man Sie, wenn Sie das Mageboom-Simulacrum auf Alpha III M2 steuern. Vielleicht ist auch einer der dort ansässigen psychopathischen Siedler ein Telepath. Ich nehme an, es wird von nun an meine Aufgabe sein, Ihnen in jeder möglichen Hinsicht zu assistieren, um meine Aufrichtigkeit deutlich zu demonstrieren. Es liegt mir äußerst viel daran, meinen guten Namen in Ihren Augen wieder reinzuwaschen. Ich werde alles tun, was ich kann, um diesen Telepathen, der zu Hentman übergetreten ist, zu finden, damit...«

»Könnte es Joan Trieste sein...?« unterbrach Chuck ihn plötzlich.

»Nein. Ihr Geist ist mir vertraut; er hat keine solchen Kräfte. Sie ist zwar ein Psi, wie Sie wissen, aber ihre Talente liegen auf dem Gebiet der Zeit.« Der Schimmelschleim dachte nach. »Es sei denn... Es gibt nämlich noch einen anderen Weg, auf dem Ihre Absichten bekanntgeworden sein könnten, Mr. Rittersdorf. Die psionische Kraft der Präkognition... des Hellsehens. Nehmen wir an, daß Ihr Tun eines Tages öffentlich bekannt wird. Ein Präkog, der in die Zukunft schaut, könnte es sehen. Dann verfügt er schon heute über dieses Wissen. Das ist ein Gedanke, den wir nicht außer acht lassen dürfen. Zumindest beweist er, daß der Faktor Telepathie nicht der einzige ist, der zu Hentmans Wissen über die Absichten beigetragen haben könnte, die sie bezüglich Ihrer Frau haben.«

Chuck mußte zugeben, daß die Logik des Schimmelschleims ihren Wert hatte.

»Tatsächlich«, sagte der Schimmelschleim und pulsierte sichtlich vor Erregung, »könnte es aber auch das unfreiwillige Funktionieren eines Präkog-Talents sein – durch jemanden, der Ihnen nahesteht und keine Ahnung hat, daß er diese Gabe besitzt. Etwa jemand aus der Hentman-Organisation. Sogar Mr. Hentman selbst.«

»Hmm«, sagte Chuck geistesabwesend, als er die Tasse mit heißem Kaffee füllte.

»Ihr zukünftiger Lebensweg«, sagte der Schimmelschleim, »ist erfüllt von der spektakulären Gewalt des Mordes an der Frau, die Sie fürchten und hassen. Dieses gewaltige Spektakel hat vielleicht das latente Präkog-Talent Mr. Hentmans geweckt, und ohne zu ahnen, woher seine ›Inspiration‹ stammt, kam ihm die Idee für das Drehbuch... Psionische Talente funktionieren oft auf diese Weise. Je länger ich darüber nachdenke, desto überzeugter bin ich, daß es so gewesen sein muß. Ich würde sagen, die Theorie Ihrer CIA-Kollegen ist keinen Schuß Pulver wert. Hentman und sein alphanischer Partner planen nicht im geringsten, Sie mit der sogenannten ›Evidenz‹ Ihrer Absichten zu konfrontieren... Sie tun einfach das, was sie sagen: Sie versuchen, ein brauchbares Drehbuch zu entwickeln.«

»Und was ist mit der Behauptung des CIA, daß die Alphaner Interesse daran haben, sich Alpha III M2 anzueignen?« fragte Chuck.

»Dieser Teil entspricht möglicherweise der Wahrheit«, räumte der Schimmelschleim ein. »Es wäre typisch für die Alphaner, nicht aufzugeben und die Hoffnung zu bewahren... Immerhin liegt der Mond in ihrem System. Aber offen gesagt – darf ich so reden? – erscheint mir die CIA-Theorie wie ein armseliges Gerüchtebündel aus dritter Hand. Der CIA hat ein paar Einzelfakten in ein verschlungenes Gewebe aus Ad-hoc-Theorien zusammengefaßt, in denen jedem Beteiligten ein gewaltiges Intrigenpotential zugeschrieben wird. Mit gesundem Menschenverstand kann man eine viel einfachere Sichtweise erzielen. Als CIA-Angestellter müßte Ihnen klar sein, daß dieser Verein, ebenso wie alle anderen Geheimdienste, noch nie auf der Grundlage gesunden Menschenverstandes gearbeitet hat.«

Chuck zuckte die Achseln.

»Tatsächlich«, sagte der Schimmelschleim, »sind Ihre auffallenden Rachegelüste bezüglich Ihrer Frau, wenn ich so sagen darf, teilweise eine Folge Ihres jahrelangen Zusammenseins mit Leuten, die zum Geheimdienstapparat gehören.«

»Aber eins werden Sie doch wohl zugeben«, sagte Chuck. »Es ist ein verdammt Pech für mich, daß Hentman und seine Autoren gerade *diese* Idee für ihr TV-Skript entwickelt haben.«

»Es ist Pech, aber auch ziemlich erheiternd, wenn man sich vorstellt, daß ausgerechnet Sie sich gleich hinsetzen und die Dialoge dafür schreiben werden.« Der Schimmelschleim kicherte. »Vielleicht können Sie dem Manuskript ein bißchen Authentizität verleihen. Hentman wird sich freuen, wenn er merkt, wie gut Sie Siggi Trotzens Motive artikulieren.«

»Woher wissen Sie, daß der Charakter Siggi Trotz heißen soll?« Sofort war Chucks Mißtrauen wieder da.

»Es steht in Ihrem Geist.«

»Dann muß in meinem Geist auch stehen, daß ich es gern sähe, wenn Sie jetzt gingen, weil ich allein sein möchte.« Er fühlte sich allerdings nicht schlafrig; ihm war danach, sich hinzu setzen und ein TV-Drehbuch anzufangen.

»Kein Problem.« Der Schimmelschleim floß zurück, und dann war Chuck plötzlich allein in seiner Wohnung. Das einzige Geräusch kam vom spärlichen Verkehr auf der Straße unter ihm. Er stand eine Weile am Fenster, trank seinen Kaffee, setzte sich an die Schreibmaschine und drückte den Knopf, der ein neues Blatt Papier über die Walze zog.

Siggi Trotz, dachte er mit Widerwillen. Herrgott, was für ein Name! Wie sah ein Mensch mit einem solchen Namen aus? Wie ein Schwachkopf; wie einer der Typen, die Didi Hallervorden früher dargestellt hatte. Siggi Trotz, dachte er ätzend, sieht aus wie ein Mensch, der bescheuert genug ist, sich an der Vorstellung zu weiden, seine Frau umzubringen...

Mit professioneller Gelassenheit fing er an, eine Anfangsszene zu entwerfen. Darin würde Siggi natürlich zu Hause sein und den friedfertigen Versuch unternehmen, irgendeiner harmlosen Tätigkeit nachzugehen. Vielleicht las er gerade die Abendzeitung. Dann stürmte seine Alte wie eine Furie herein und gab es ihm. Ja, dachte Chuck, dieser Szene kann ich Realismus verleihen; ich kann von Jahren der Erfahrung zehren. Er fing an zu tippen.

Er schrieb mehrere Stunden lang und wunderte sich über die Wirksamkeit der illegalen Hexo-Amphetamin-Stimulanzien. Er verspürte keinerlei Erschöpfung – tatsächlich schuftete er schneller, als es in der Vergangenheit seine Art gewesen war. Um halb acht, als die ersten goldenen Sonnenstrahlen in die unter ihm liegende Straße fielen, erhob er sich auf steifen Beinen, ging in die Küche und machte sich ein Frühstück. Und jetzt zu meinem anderen Job, dachte er. Um halb neun im CIA-Gebäude in San Francisco. Zu Daniel Mageboom.

Er stand mit einer Scheibe Toast in der Hand vor der Schreibmaschine und überflog die Seiten, die er vollgeschrieben hatte. Sie sahen gut aus – und Dialoge, die gesprochen werden mußten, waren seit Jahren seine Spezialität. Er brauchte sie Hentman nur noch per Luft-Express nach New York zu schicken, dann hatte der Komiker sie in einer Stunde in der Hand.

Um zwanzig Minuten nach acht, als er sich gerade im Bad rasierte, hörte er das Bildfon klingeln. Es war der erste Anruf, seit er das Gerät hatte installieren lassen.

Chuck ging hinaus und schaltete ein. »Hallo.«

Auf dem winzigen Bildschirm erschien das Gesicht eines Mädchens mit atemberaubend schönen Gesichtszügen. Chuck blinzelte.

»Mr. Rittersdorf? Ich bin Patricia Weaver; ich habe gerade erfahren, daß Bunny Hentman mich für eine Rolle braucht, an der Sie gerade arbeiten. Ich würde gern wissen, ob ich ein Exemplar des Drehbuches haben kann. Ich bin ganz wild darauf, es zu lesen. Seit Jahren habe ich gebetet, mal eine Chance zu kriegen, mit Bunny zusammen aufzutreten. Ich bewundere ihn wahnsinnig.«

Natürlich hatte Chuck ein Thermofax-Kopiergerät; er konnte so viele Manuskriptkopien machen, wie er wollte. »Ich schicke Ihnen das, was schon fertig ist. Aber es ist noch nicht korrigiert, und Bunny hat noch nicht sein Okay gegeben. Ich weiß nicht, wieviel er davon übernehmen möchte. Vielleicht gar nichts.«

»Nach dem, was Bunny mir von Ihnen erzählt hat«, sagte Patricia Weaver, »bin ich sicher, daß er alles verwenden wird. Könnten Sie's machen? Ich gebe Ihnen meine Adresse. Ich wohne gar nicht weit weg von Ihnen. Sie sind in Nordkalifornien, und ich bin unten in Los Angeles, in Santa Monica. Wir

könnten uns treffen. Was halten Sie davon? Sie könnten mich abhören, wenn ich meinen Teil des Skripts lese.«

Ihren Teil. Guter Gott, wurde ihm klar, er hatte überhaupt noch keinen Dialog für sie – die schicke, brustlastige Geheimagentin mit den knackigen Nippeln – geschrieben. Er hatte nur die Szenen zu Papier gebracht, die sich zwischen Siggi und seinem xanthippenhaften Weib abspielten.

Es gab nur eine Lösung. Er mußte sich beim CIA einen halben Tag freinehmen, in seinem Silo bleiben und noch ein paar Dialoge schreiben.

»Wissen Sie was?« sagte er. »Ich werde Ihnen ein Exemplar bringen. Geben Sie mir Zeit bis heute abend.« Er fand einen Bleistift und Papier. »Geben Sie mir Ihre Adresse.« Zum Teufel mit dem Mageboom-Simulacrum; Patty war ein viel netterer Anblick. Er hatte noch nie im Leben eine so attraktive Frau gesehen. Urplötzlich war alles andere zweitrangig geworden, alles nahm wieder die richtige Perspektive an.

Chuck bekam ihre Adresse und schaltete zitternd das Bildfon aus. Dann raffte er die Seiten des Manuskripts für Bunny Hentman zusammen. Auf dem Weg nach San Francisco warf er den Umschlag in die Raketen-Express-Post, und damit war der Fall erledigt. Wenn er im CIA-Gebäude arbeitete, konnte er sich wahrscheinlich Dialoge für Miss Weaver ausdenken; zum Abendessen konnte er sie dann zu Papier bringen, und um zwanzig Uhr hatte er dann etwas, das er ihr zeigen konnte. Die Lage, fand er, war doch nicht so übel. Dies war gewiß eine große Weiterentwicklung – nach seinem alpträumhaften Zusammenleben mit Mary.

Er erreichte das CIA-Gebäude auf der Sansome Street in San Francisco und wollte gerade durch das breite, altvertraute Tor gehen, als eine Stimme sagte: »Rittersdorf, bitte kommen Sie in mein Büro.« Es war Roger London. Er maß ihn mit einem grimmig-mürrischen Blick, der wenig Erfreuliches enthielt.

Noch mehr Gelaber? fragte Chuck sich, als er London zu seinem Büro folgte.

»Mr. Rittersdorf«, sagte London, sobald die Tür geschlossen war, »wir haben Ihre Wohnung gestern nacht mit einer Wanze versehen. Wir wissen, was Sie gemacht haben, nachdem wir weg waren.«

»Was habe ich denn gemacht?« Chuck konnte sich ums Verrecken nicht vorstellen, etwas getan zu haben, das den CIA

gegen ihn aufbrachte... Es sei denn, er hatte bei seinem Gespräch mit dem Schimmelschleim zuviel gesagt. Die Gedanken des Ganymeders hatte die Wanze natürlich nicht auffangen können. Er erinnerte sich nur daran, die Bemerkung gemacht zu haben, daß es Pech sei, daß das TV-Skript, nach dem Hentman verlangte, etwas mit jemandem zu tun hatte, der seine Frau mit Hilfe eines CIA-Simulacrum umbringen wollte. Natürlich konnte das...

»Sie sind die ganze Nacht über auf gewesen«, sagte London. »Sie haben gearbeitet. So etwas wäre unmöglich – es sei denn, Sie haben Zugang zu Drogen, die auf Terra verboten sind. Sie haben also Kontakte zu Nicht-T's, die sie wahrscheinlich mit Drogen versorgen, und angesichts dieser...« Er musterte Chuck eingehend. »Sie sind zeitweilig beurlaubt. Als Sicherheitsrisiko.«

Chuck sagte erstaunt: »Aber meine beiden Jobs...«

»Ein CIA-Angestellter, der so blöd ist, verbotene unirdische Aufputschmittel zu nehmen, ist unmöglich in der Lage, seinen hiesigen Aufgaben nachzukommen«, sagte London. »Von heute an wird das Mageboom-Simulacrum von einem Team gesteuert, dem Pete Petri und ein Mann angehören, den Sie nicht kennen – Tom Schneider.« Londons grobe Gesichtszüge verzogen sich zu einem verzerrten Lächeln. »Sie haben doch noch Ihren anderen Job... oder etwa *nicht*?«

»Was meinen Sie mit – >oder etwa nicht?« Natürlich hatte er seinen Job bei Hentman noch; sie hatten schließlich einen Vertrag gemacht.

»Wenn die CIA-Theorie zutrifft«, sagte London, »wird Hentman keine Verwendung mehr für Sie haben, sobald er erfährt, daß man Ihnen den Zugang zum Mageboom-Simulacrum verwehrt. Ich würde also sagen, daß Sie sich in knapp zwölf Stunden...«, London warf einen Blick auf seine Armbanduhr, »... gegen einundzwanzig Uhr der unerfreulichen Tatsache gegenübersehen, gar *keinen* Job mehr zu haben. Und dann, glaube ich, werden Sie sich uns gegenüber ein wenig kooperativer verhalten. Sie werden dann mit Freuden zu Ihrem früheren Job zurückkehren. Punkt.« London öffnete die Tür seines Büros und winkte Chuck hinaus. »Würde es Ihnen übrigens etwas ausmachen«, fuhr er fort, »uns den Namen Ihres Dealers mitzuteilen?«

»Ich bestreite, daß ich illegale Drogen nehme«, sagte Chuck, aber der Spruch klang nicht mal in seinen Ohren überzeugend. London hatte ihn am Haken, sie wußten es beide.

»Warum arbeiten Sie nicht einfach mit uns zusammen?« fragte London. »Geben Sie den Job bei Hentman auf und nennen Sie uns Ihren Lieferanten – dann könnten Sie in fünfzehn Minuten wieder Zugang zum Mageboom-Simulacrum haben. Ich würde persönlich dafür sorgen. Welchen Grund haben Sie...«

»Das Geld«, sagte Chuck. »Ich brauche das Geld aus beiden Quellen.« Und ich werde erpreßt, sagte er in sich hinein. Von Lord Flieh-den-Geiz. Aber das konnte er nicht aussprechen, nicht in Londons Gegenwart.

»Na schön«, sagte London. »Sie können gehen. Melden Sie sich bei uns, wenn Sie eine Möglichkeit sehen, Ihren Job bei Hentman aufzugeben. Vielleicht können wir uns auf dieser Basis einigen.« Er hielt Chuck die Bürotür auf.

Chuck fand sich benommen auf der breiten Vortreppe des CIA-Gebäudes wieder. Es war unglaublich, und doch war es passiert. Er hatte den Job, den er seit langen Jahren ausgefüllt hatte, verloren, und zwar aus Gründen, die ihm wie ein Vorwand erschienen. Jetzt hatte er keine Möglichkeit mehr, Mary zu erreichen. Zum Teufel mit der Gehaltseinbuße; sein Einkommen aus Hentmans Kasse glich sie mehr als aus. Aber ohne Zugang zum Mageboom-Simulacrum konnte er seinen Plan – den er eh schon auf die lange Bank geschoben hatte – nicht mehr ausführen, und in dem Vakuum, den das Ende seiner Erweiterung hinterließ, verspürte er eine innerlich starke Leere. Sein gesamter Raison d'etre war urplötzlich verdampft.

Chuck ging die Stufen benommen wieder hinauf und näherte sich dem Tor des CIA-Gebäudes. Ein uniformierter Wächter erschien aus dem Nichts und stellte sich ihm in den Weg. »Tut mir leid, Mr. Rittersdorf. Ich bedauere, aber ich bin angewiesen worden, Sie nicht hereinzulassen.«

»Ich möchte noch einmal mit Mr. London sprechen«, sagte Chuck. »Nur eine Minute.«

Der Wächter gab über sein tragbares Interkom eine Meldung durch. »In Ordnung, Mr. Rittersdorf; sie können Mr. Londons Büro betreten.« Er trat zur Seite, und die Drehtür öffnete sich automatisch für Chuck.

Kurz darauf stand er London wieder in dessen großem, holzgetäfelten Büro gegenüber. »Sie sind schon zu einer Entscheidung gelangt?« fragte er.

»Ich muß noch etwas anmerken«, sagte Chuck. »Wenn Hentman mich *nicht* rauswirft... Wäre das nicht der Beweis, daß Sie einen falschen Verdacht gegen ihn hegen?« Er wartete. London machte ein finsternes Gesicht, gab aber keine Antwort. »Wenn Hentman mich *nicht* feuert«, sagte Chuck, »werde ich Ihren Entschluß, mich von meinem Job zu beurlauben, anfechten. Ich gehe vor die Beamtenkommission und werde beweisen, daß...«

»Sie sind beurlaubt worden«, sagte London gelassen, »weil Sie illegale Drogen nehmen. Um ganz offen zu sein, wir haben Ihre Wohnung schon durchsucht und sie gefunden. Sie nehmen GB-40, stimmt's? Mit GB-40 können Sie Vierundzwanzig Stunden am Tag wach bleiben und arbeiten. Herzlichen Glückwunsch. Aber jetzt, wo Sie keine Position mehr bei uns halten, scheint die Fähigkeit, rund um die Uhr arbeiten zu können, keinerlei Profit mehr abzuwerfen. – Also viel Glück.« Er ließ Chuck einfach stehen, nahm hinter seinem Schreibtisch Platz und griff nach einer Akte. Das Gespräch war beendet.

»Aber wenn Hentman mich nicht feuert«, sagte Chuck, »wissen Sie, daß Sie falsch liegen. Ich möchte Sie nur bitten, daß Sie es sich vergegenwärtigen, wenn es erst mal so gekommen ist. Auf Wiedersehen.« Er verließ das Büro und zog die Tür laut hinter sich ins Schloß. Auf Wiedersehen, egal für wie lange, dachte er.

Als er wieder draußen war, blieb er unsicher auf dem Bürgersteig stehen und ließ sich von den zur Arbeit hetzenden Menschen anrempeln. *Was nun?* fragte er sich. Zum zweiten Mal in diesem Monat war sein Leben umgekrepelt worden. Zuerst der Trennungsschock von Mary, und jetzt das. Es ist zuviel, dachte er und fragte sich, ob vielleicht noch mehr auf ihn zukam.

Aber er hatte ja noch den Hentman-Job. *Nur noch* den Hentman-Job.

Chuck kehrte mit einem autonomen Taxi in sein Silo zurück und setzte sich rasch – oder besser gesagt, verzweifelt – hinter die Schreibmaschine. Und jetzt, dachte er, zu den Dialogen für Miss Weaver. Er vergaß alles andere und begrenzte die Welt auf die Dimensionen der Schreibmaschine und des eingelegten

Papiers. Ich werde dir eine tolle Rolle schreiben, dachte er. Und vielleicht – krieg ich dann auch etwas von dir.

Er nahm die Arbeit auf. Um fünfzehn Uhr war er fertig. Er stand abgespannt auf, reckte sich und spürte, wie sein Körper ermüdete. Aber sein Geist war noch voll da. Sie haben mir also eine Wanze hier reingebracht, dachte er. Eine Wanze, die hören und sehen kann. Deswegen sagte er laut, damit man es auch deutlich hörte: »Diese Schweinehunde im Büro bespitzeln mich. Pathologisch. Offen gesagt, es ist eine Erleichterung, aus dieser mißtrauischen Atmosphäre raus zu sein, und...« Er hielt inne. Was brachte es schon? Er ging in die Küche und machte sich etwas zu essen.

Um sechzehn Uhr – er hatte sich in seinen besten blau-schwarzen Titan-Ruseltextilanzug geworfen, sich rasiert und mit allen männlichen Düften besprüht, die modernste Chemie-labors hervorbringen konnten – machte er sich mit dem Drehbuch unter dem Arm auf die Socken und suchte nach einem Jet-Taxi. Er war nach Santa Monica unterwegs, zu Patricia Weavers Silo, und... den Rest wußte nur der Himmel. Aber er machte sich große Hoffnungen.

Doch was war, wenn die Story nicht ankam?

Eine gute Frage, von der er hoffte, daß er sie nicht zu beantworten brauchte. Er hatte schon zuviel verloren; der Aufbau seiner Welt war durch den Verlust von Frau und langjährigem Job in diesem kurzen Zeitraum einem schleichenden Verstüm-melungsprozeß unterworfen worden. Sein Wahrnehmungssys-tem war deutlich verwirrt. Es war darauf fixiert, abends Mary und tagsüber das CIA-Gebäude zu sehen zu kriegen; doch jetzt begegnete es keinem von beiden mehr. *Irgend* etwas würde diese Leere ersetzen müssen. Seine Sinne verlangten danach.

Chuck flaggte ein Jet-Taxi herunter und gab ihm die Adresse Patty Weavers in Santa Monica; dann, als er sich gegen die Rückenlehne stützte, nahm er die Dialogseiten hervor und las sie noch einmal durch, um allerletzte Korrekturen vorzunehmen.

Eine Stunde später, kurz nach siebzehn Uhr, senkte sich das Taxi langsam auf die Dachlandebahn des bemerkenswert hübschen, großen und neumodernen Silos hinab, in dem Patty Weaver lebte. Mensch, ist das toll, dachte Chuck. Rumpoussieren mit einem vollbusigen TV-Starlet... Was kann man vom Leben mehr verlangen?

Das Taxi landete. Chuck entstieg dem Fahrzeug mit leicht unsicherem Schritt.

9. Kapitel

Als sei sie ein Vorbote des Wohlwollens, war Patricia Weaver zu Hause. Sie öffnete die Tür ihrer Wohnung und sagte: »Oh, wie nett; Sie sind also der Mann mit meinem Skript. Wie früh Sie da sind; Sie sagten doch...«

»Ich war früher fertig, als ich dachte.« Chuck trat ein und musterte ihre äußerst modernen Möbel. Sie waren im neoprä-kolumbianischen Stil gehalten und fußten auf den neuesten Ausgrabungen der südamerikanischen Inka-Kultur. Natürlich waren sie samt und sonders handgearbeitet, und an den Wänden hingen die neuen animierten Action-Gemälde, die nie aufhörten, sich zu bewegen. Dabei handelt es sich um zweidimensionale Apparaturen, die leise vor sich hinklickten wie die Brandung eines fernen Ozeans. Oder, dachte Chuck etwas praktischer, wie eine U-Bahn. Er wußte nicht genau, ob sie ihm gefielen.

»Sie haben es bestimmt bei sich«, sagte Miss Weaver erfreut. Sie trug – was ihm für diese frühe Abendstunde reichlich komisch vorkam – ein hochmodernes Pariser Kleid von jener Art, die er aus den Illustrierten kannte, aber im wirklichen Leben noch nie gesehen hatte. Er hatte von seinem CIA-Schreibtisch aus wirklich einen weiten Weg zurückgelegt. Ihr Kleid war so offenherzig und komplex wie die Blüten einer Nicht-T-Blume. Bestimmt, dachte er, hat sie tausend Lappen dafür hingelegt. Es war ein Kleid, in dem man sich vorstellte, wenn man eine Stellung suchte: Pattys rechte Brust, straff und nach oben deutend, lag völlig frei. Es war in der Tat ein äußerst modisches Kleid. Hatte sie einen anderen erwartet? Bunny Hentman vielleicht?

»Ich wollte gerade ausgehen«, erklärte Patty. »Zu einer Cocktail-Party. Aber ich werde anrufen und absagen.« Sie ging zum Bildfon, und ihre spitzen, hohen Hacken klackten über den synthetischen Erdboden im Inka-Stil.

»Ich hoffe, das Skript gefällt Ihnen«, sagte Chuck. Er wanderte ein bißchen herum und kam sich unbedeutend vor. Es war alles ein bißchen viel für ihn – das kunstvoll gearbeitete, teure Gewand, die handgearbeiteten Möbel... Er blieb vor einem Gemälde stehen und schaute zu, wie sich die nichtgegenständliche Oberfläche verschob, veränderte und stets neue – sich nie wiederholende – Kombinationen bildete.

Patty kehrte von ihrem Anruf zurück. »Ich habe ihn noch erwischt, bevor er die MGB-Studios verließ.« Sie sagte nicht, um wen es genau ging, und Chuck beschloß, nicht danach zu fragen. Die Antwort würde ihn wahrscheinlich nur noch kleiner machen. »Einen Drink?« Patty ging an ein Sideboard und öffnete ein hölzernes, goldenes präkolumbianisches Türchen, hinter dem jede Menge Flaschen aufgereiht waren. »Wie wär's mit einem ionischen Wuzzball? Das Zeug ist ein Hammer; Sie müssen es einfach probieren. Ich wette, in Nordkalifornien hat noch keiner was davon gehört. Ihr da oben seid so...« Sie machte eine Geste. »... abgehoben.« Sie fing an, die Drinks zu mixen.

»Kann ich helfen?« Chuck stellte sich neben sie und kam sich bedeutend und fürsorglich vor. Zumindest wollte er so wirken.

»Danke, nein.« Patty reichte ihm fachmännisch ein Glas. »Ich möchte Sie etwas fragen«, sagte sie, »und zwar bevor ich mir das Skript ansehe. Ist meine Rolle groß?«

»Ahm«, machte Chuck. Er hatte sie so groß gemacht, wie er konnte, doch Tatsache war, daß sie nur eine Nebenrolle spielte. Zwar konnte man durchaus sagen, daß sie die Kotelettes bekam, aber die Schnitzel gingen – aus verständlichen Gründen – an Bunny.

»Sie meinen also, daß sie klein ist«, sagte Patty, ging auf die bankartige Couch zu und setzte sich. Die Blüten ihres Kleides breiteten sich rechts und links neben ihr aus. »Ich möchte bitte das Drehbuch sehen.« Eine scharfsinnige und rein professionelle Aura umgab sie jetzt; sie war absolut kühl.

Chuck nahm ihr gegenüber Platz und gab ihr das Manuskript. Es enthielt auch jene Szenen, die er Bunny geschickt hatte – und die neuesten Teile, besonders ihre Rolle, die Bunny noch nicht gesehen hatte. Vielleicht war es nicht richtig, daß er Patty das Skript zeigte, bevor Bunny es gesehen hatte... aber er hatte sich nun mal entschieden, möchte es ein Fehler sein oder nicht.

»Diese andere Frau...«, sagte Patty kurz angebunden; sie brauchte nicht lange, um die Seiten durchzublättern. »... seine Gattin. Die Xanthippe, die Siggi umbringen will. Ihre Rolle ist viel größer. Sie kommt ständig vor, aber ich bin nur in einer einzigen Szene zu sehen. In seinem Büro, als ich gerade... ins CIA-Hauptquartier reinkomme.« Sie deutete auf die Stelle.

Patty sprach die Wahrheit. Chuck hatte zwar sein Bestes getan, aber mehr war für sie nicht drin. Eine Tatsache war eine

Tatsache, und Patty war beruflich zu klug, um sich hinters Licht führen zu lassen.

»Ich habe sie so groß gemacht, wie ich konnte«, sagte Chuck ehrlich.

»Es ist fast eine von diesen fiesen Rollen, für die man nur deswegen ein Mädchen braucht, damit es dasteht und sexy aussieht, ohne *wirklich* etwas zu tun«, sagte Patty. »Ich möchte nicht nur in einem engen, brustfreien Kleid hereinkommen und eine Beigabe sein. Ich bin *Schauspielerin*, ich möchte *Text* sprechen.« Sie gab ihm das Skript zurück. »Bitte, Mr. Rittersdorf«, sagte sie, »machen Sie doch etwas mehr aus meiner Rolle. Bunny hat die Szene doch noch nicht gesehen, oder? Nur Sie und ich kennen sie. Vielleicht können wir uns etwas ausdenken. Wie wäre es mit einer Restaurantszene? Siggi trifft das Mädchen – Sharon – in einem kleinen, abseits gelegenen Restaurant, und dann taucht seine Frau auf... Wenn sie ihn statt zu Hause an Ort und Stelle fertigmacht, könnte Sharon, also ich, auch in dieser Szene auftauchen.«

»Hmm«, machte Chuck. Er nippte an seinem Drink. Es war ein komisches, süßes Zeug, fast so wie Honigwein. Er verspürte das Verlangen, Patty zu fragen, was er enthielt. Patty, die ihm gegenüber saß, hatte ihr Glas bereits geleert; nun kehrte sie zum Sideboard zurück, um sich einen neuen Drink zu machen.

Chuck stand ebenfalls auf, ging zu ihr und blieb neben ihr stehen. Ihre kleine Schulter berührte die seine, und er konnte das besonders eigenartige Aroma des Getränks riechen, das sie zubereitete. Eine Zutat, bemerkte er, kam einwandfrei aus einer Nicht-T-Flasche; dem Etikett nach aus einer alphanischen.

»Sie kommt von Alpha I«, sagte Patty. »Ich habe sie von Bunny geschenkt bekommen; er hat sie von einem befreundeten Alphaner. Bunny kennt wirklich jedes Lebewesen im bewohnten Universum. Wußten Sie, daß er eine Zeitlang im Alpha-System gelebt hat?« Sie hob ihr Glas, drehte sich zu Chuck um und nahm nachdenklich einen Schluck. »Ich würde auch mal gern ein anderes Sonnensystem besuchen. Ich glaube, danach fühlt man sich irgendwie – übermenschlich.«

Chuck stellte sein Glas hin und legte die Hände auf Patty Weavers schmächtige und ziemlich harte Schultern. Ihr Kleid knisterte. »Ich kann deine Rolle etwas erweitern«, sagte er.

»Okay«, sagte Patty. Sie lehnte sich an ihn und legte seufzend den Kopf gegen seine Brust. »Es bedeutet mir eine Menge«, sagte sie. Ihr langes, kastanienbraunes Haar rieb über sein Gesicht und kitzelte seine Nase. Chuck nahm ihr das Glas aus der Hand, trank einen Schluck daraus und stellte es ebenfalls auf das Sideboard. Als er wieder zu sich kam, waren sie im Schlafzimmer. Der Drink, dachte er, enthält eine Ladung des illegalen, stimulierenden GB-40, mit dem Lord Flieh-den-Geiz mich versorgt hat. Das Schlafzimmer war fast dunkel, doch er konnte Patty Weaver neben seinem rechten Arm auf der Bettkante sitzen sehen. Sie knöpfte gerade einen verwickelten Teil ihres Kleides auf. Endlich hatte sie es ausgezogen und trug es sorgsam zum Schrank, um es aufzuhängen. Sie kehrte zurück und tat dabei etwas Seltsames mit ihren Brüsten. Chuck sah ihr einen Augenblick zu, dann erkannte er, daß sie ihren Brustkorb massierte. Das Kleid hatte sie eingeschnürt, jetzt konnte sie sich entspannen und ungehindert bewegen. Er sah, daß ihre Brüste zwar Idealgröße aufwiesen, aber zum größten Teil synthetisch waren. Als sie ging, hüpfen sie nicht im geringsten. Ihre linke Brust war – ebenso wie die schon zuvor entblößte Rechte – überraschend straff.

Als Patty sich wie ein gutgeölter Stein direkt neben ihn auf das Bett warf, klingelte das Bildfon.

»---«, fluchte Patty. Chuck zuckte zusammen. Sie stand auf, tastete nach ihrem Negligé, fand es und ging barfüßig aus dem Zimmer, wobei sie einen Gürtel um ihre Hüften schlang. »Ich bin gleich wieder da, Süßer«, sagte sie geschäftsmäßig. »Bleib nur liegen.«

Chuck lag da und starrte an die Decke. Er spürte die Weiche des Bettess und den Wohlgeruch, den es ausströmte. Eine ziemlich lange Zeit verstrich. Er fühlte sich sehr glücklich. Diese Art des Wartens war ein großartiger, friedlicher Genuß.

Und dann stand Patty Weaver ganz plötzlich in ihrem Neglige in der Schlafzimmertür, und ihr Haar wallte in einer weichen, losen Wolke auf ihre Schultern. Chuck wartete, aber sie machte keine Anstalten, sich dem Bett zu nähern. Ihm wurde sofort klar, daß sie es auch nicht mehr tun würde; sie würde nicht einmal weitergehen. Er setzte sich ruckartig aufrecht hin; seine entspannte Stimmung nahm ab und löste sich auf.

»Wer war es?« fragte er.

»Bunny.«

»Und?«

»Die Sache ist abgeblasen worden.« Jetzt trat sie näher, aber nur, um zum Schrank zu gehen. Sie entnahm ihm einen einfachen Rock und eine Bluse, hob ihre Unterwäsche auf und ging hinaus. Sie hatte offenbar vor, sich anderswo anzuziehen.

»Warum ist die Sache abgeblasen?« Chuck hüpfte aus dem Bett und zog sich mit fliegenden Fingern an. Patty war verschwunden; irgendwo wurde eine Tür geschlossen. Sie antwortete nicht. Vielleicht hatte sie ihn nicht gehört.

Als er angezogen auf dem Bett saß und seine Schuhbänder verknotete, tauchte Patty wieder auf. Sie war komplett angezogen, stand da und bürstete ihr Haar. Ihr Gesicht war ausdruckslos. Sie schaute zu, wie er an seinen Schuhbändern herumfummelte, doch sie gab keinen Kommentar ab. Es kam Chuck vor, als sei sie Lichtjahre von ihm entfernt. Das Schlafzimmer war von ihrer neutralen Gelassenheit durchdrungen.

»Erzähl mir«, wiederholte er, »wieso die Sache abgeblasen worden ist. Sag mir genau, was Bunny Hentman gesagt hat.«

»Ach, er hat gesagt, er würde dein Skript nicht verwenden, und falls ich dich anrufen sollte, oder du mich...« Zum ersten Mal seit dem Anruf fiel ihr Blick auf ihn; sie wirkte so, als sähe sie ihn erst jetzt. »Ich habe nicht gesagt, daß du hier bist. Aber er sagte, wenn ich mit dir rede, soll ich dir sagen, daß er noch mal über deine Idee nachgedacht hat und daß er sie *doch nicht* für gut hält.«

»Meine Idee?«

»Das ganze Drehbuch. Er hat die Seiten bekommen, die du für ihn geschrieben hast, und er meint, sie wären schrecklich.«

Chuck spürte, wie seine Ohren heiß wurden. Er erstarrte auf der Stelle. Der Schmerz breitete sich wie Frost über sein Gesicht aus, er lähmte seine Lippen und seine Nase.

»Er läßt Dark und Jones, seine regulären Autoren, etwas ganz Neues auf die Beine stellen«, sagte Patty.

Nach langer Zeit sagte Chuck mit belegter Stimme: »Wartet er darauf, daß ich mich bei ihm melde?«

»Davon hat er nichts gesagt.« Sie hörte mit dem Bürsten ihres Haars auf, verließ das Schlafzimmer und verschwand erneut. Chuck stand auf und folgte ihr. Er fand sie im Wohnzimmer, wo sie gerade am Bildfon stand und wählte.

»Wen rufst du an?« fragte er.

»Einen Bekannten«, sagte Patty geistesabwesend, »der mich zum Abendessen eingeladen hat.«

Mit einer Stimme, die vor Verdruß knackte, sagte Chuck: »Geh doch *mit mir* zum Essen aus. Ich würde mich freuen.«

Sie machte sich nicht einmal die Mühe, ihm zu antworten, sondern wählte einfach weiter.

Chuck ging zu der präkolumbianischen Bank hinüber, sammelte die Seiten seines Manuskripts ein und steckte sie in den Umschlag zurück. Patty hatte inzwischen ihre Verbindung bekommen. Im Hintergrund hörte er ihre leise Stimme.

»Bis dann mal«, sagte Chuck. Er zog seinen Mantel an und ging zur Wohnungstür.

Sie schaute nicht mal vom Bildschirm auf; sie war anderweitig beschäftigt.

Wütend und aufgebracht knallte Chuck die Tür hinter sich zu und eilte durch den holzgetäfelten Korridor zum Aufzug. Er stolperte zweimal und dachte: Gott, der Drink wirkt immer noch. Vielleicht ist die ganze Sache nur eine Halluzination, die durch das Vermischen des GB-40 mit dem anderen Zeug – Wie hat sie es noch genannt? – zustande gekommen ist. Ganymedischer Wuzzpelz oder so. Sein Gehirn fühlte sich wie tot an; es war kalt und unbeweglich. Sein Geist war völlig eingefroren; er konnte nur noch daran denken, das Gebäude in Santa Monica zu verlassen und wieder nach Nordkalifornien in sein eigenes Silo zurückzukehren.

Hatte London recht gehabt? Er konnte es nicht sagen. Vielleicht traf auch das zu, was das Mädchen gesagt hatte: Wahrscheinlich war das Manuskript, das er Bunny geschickt hatte, wirklich mies, und das war der einzige Grund. Doch andererseits...

Ich muß mich mit Bunny in Verbindung setzen, machte er sich klar. Und zwar sofort. Ich hätte ihn schon von Pattys Wohnung aus anrufen sollen.

Im Parterre des Silos fand er ein Münz-Bildfon, wählte die Nummer der Hentman-Organisation und legte den Hörer urplötzlich wieder auf die Gabel. *Will ich es überhaupt wissen?* fragte er sich. Kann ich es überhaupt ertragen?

Er verließ die Bildfonzelle, blieb einen Augenblick stehen und ging dann durch den Hauptausgang des Gebäudes auf die im frühen Abendlicht liegende Straße hinaus. Ich warte lieber, bis ich wieder einen klaren Kopf habe, dachte er. Bis die Wirkung

des Drinks nachgelassen hat – die Wirkung des Nicht-T-Giftes, das sie mir gegeben hat.

Er schob die Hände in die Taschen und wanderte ziellos umher, doch mit jeder weiteren Minute fühlte er sich noch verängstigter und verzweifelter. Um ihn herum fiel alles in sich zusammen. Und es sah so aus, als sei er nicht fähig, den Zusammenbruch aufzuhalten. Er konnte ihm nur zusehen. Er war völlig unfähig. Vorgänge, die viel zu kompliziert waren, als daß er sie hätte verstehen können, hatten ihn voll im Griff.

In Chucks Ohr sagte fortwährend eine weibliche Tonbandstimme: »Das macht einen Viertellappen, Sir. Bitte, werfen Sie Münzen ein, keinen Schein.«

Chuck sah sich blinzelnd um und entdeckte, daß er schon wieder in einer Bildfonzelle stand. Aber wen rief er an? Bunny Hentman? Er durchwühlte seine Taschen, fand einen Viertellappen und schob ihn in den Schlitz des Münzfons. Sofort hellte sich das Bild auf.

Es war nicht Bunny Hentman, den er anrief. Auf dem Bildschirm zeigte sich das Miniaturbild Joan Triestes.

»Was ist denn los?« fragte Joan scharfsichtig. »Sie sehen ja schrecklich aus, Chuck. Sind Sie krank? Von wo rufen Sie an?«

»Ich bin in Santa Monica«, sagte Chuck. Zumaldest nahm er an, daß er dort war; er konnte sich nicht daran erinnern, in die Bay Area zurückgeflogen zu sein. Es schien auch nicht viel später geworden zu sein... Oder doch? Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Zwei Stunden waren vergangen; es war jetzt nach zwanzig Uhr. »Ich kann's zwar immer noch nicht glauben«, sagte er, »aber heute morgen hat mich der CIA beurlaubt, weil ich ein Sicherheitsrisiko sein soll. Und jetzt...«

»Gütiger Himmel«, sagte Joan, die ihm gespannt zuhörte.

Chuck rasselte: »Offenbar hat mich jetzt auch Bunny Hentman gefeuert, auch wenn ich's noch nicht genau weiß. Ich weiß es, offen gesagt, deswegen nicht, weil ich mich nicht traue, ihn anzurufen.«

Stille. Dann sagte Joan gelassen: »Sie müssen ihn anrufen, Chuck.

Oder ich könnte es für Sie tun. Ich werde ihm erzählen, ich sei Ihre Sekretärin oder so was... Ich werde damit schon fertig, keine Angst. Geben Sie mir die Nummer der Zelle, in der Sie gerade sind. Und lassen Sie sich bloß nicht unterkriegen. Ich kenne Sie inzwischen gut genug, um zu wissen, daß Sie wieder

an Selbstmord denken. Aber wenn Sie's in Santa Monica versuchen, kann ich Ihnen nicht beistehen. Ich kann Sie nicht schnell genug erreichen.«

»Danke«, sagte er. »Es ist schön, wenn man weiß, daß jemand sich Sorgen um einen macht.«

»Ihr Leben hat in letzter Zeit ein bißchen viel Zerrüttung gehabt«, sagte Joan auf ihre intelligente, vernünftige Art. »Das Mißlingen Ihrer Ehe...«

»Rufen Sie ihn an«, sagte Chuck. »Hier ist seine Nummer.« Er hielt ein Stück Papier vor den Bildschirm, und Joan schrieb die Nummer ab.

Nachdem er eingehängt hatte, blieb er nachdenklich rauchend in der Bildfonzelle stehen. Sein Geist klärte sich allmählich wieder, und er fragte sich, was er in den Stunden zwischen achtzehn und zwanzig Uhr getan hatte. Seine Beine fühlten sich steif an und schmerzten vor Müdigkeit. Sehr wahrscheinlich war er völlig plan- und ziellos durch die Straßen Santa Monicas gelaufen.

Chuck griff in die Tasche und entnahm ihr den Behälter mit den GB-40-Kapseln, die er mitgenommen hatte. Er brachte es fertig, ohne Wasser eine davon zu schlucken. Dies, nahm er an, würde den Ermüdungseffekt neutralisieren. Aber um die katastrophale Situation zu vergessen, in der er sich befand, war bestimmt eine Gehirnamputation nötig.

Der Schimmelschleim, dachte er. Vielleicht kann er mir helfen.

Er ließ sich von der Auskunft in Marin County Lord Flieh-den-Geizens Nummer geben. Dann rief er ihn an, schob die Münzen in den Schlitz und wartete, bis es bei ihm klingelte. Der Bildschirm blieb leer.

»Hallo.« Unhörbare, doch lesbare Worte begrüßten ihn. Sie bildeten sich auf dem Schirm. Der Schimmelschleim, der nicht sprechen konnte, konnte sich nur auf diese Weise äußern.

»Hier ist Chuck Rittersdorf«, sagte er.

Weitere Worte. »Sie sind in Schwierigkeiten. Ich kann Ihre Gedanken zwar nicht über eine solche Entfernung lesen, aber ich erkenne es an Ihrer veränderten Stimmlage.«

»Haben Sie irgendwelchen Einfluß auf Hentman?« fragte Chuck.

»Ich habe es Ihnen doch schon mitgeteilt.« Die Worte, ein schmaler Textstreifen, folgten einander auf dem Bildschirm.
»Ich kenne den Mann doch nicht einmal.«

»Er hat mich offenbar rausgeworfen«, sagte Chuck. »Ich möchte, daß Sie ihn überreden, mich wieder einzustellen.« Gott, dachte er, *irgendeinen* Job muß ich doch haben. »Schließlich waren Sie es«, fuhr er fort, »der mich dazu gebracht hat, den Vertrag zu unterschreiben. Sie haben damit eine große Verpflichtung auf sich genommen.«

»Dann haben Sie Ihren Job beim CIA...«

»Ich bin beurlaubt. Wegen meiner Beziehungen zu Hentman.« Chuck sagte brutal: »Hentman kennt zu viele Nicht-Terraner.«

»Ach so«, las er. »Ihr hochgradig neurotischer Sicherheitsdienst. Ich hätte an sich damit rechnen müssen, aber leider habe ich es nicht. Auch Sie hätten damit rechnen sollen, schließlich haben Sie jahrelang dort gearbeitet.«

»Hören Sie«, sagte Chuck, »ich habe Sie nicht angerufen, damit wir darüber diskutieren, wer Schuld an der Sache ist. Ich möchte nur einen Job – *irgendeinen* Job.« Und ich muß ihn noch heute abend haben, dachte er. Ich kann nicht mehr warten.

»Ich muß darüber nachdenken«, informierte ihn der Schimmelschleim mit einem langsam dahinziehenden Streifen aus Worten. »Geben Sie mir...«

Chuck hängte wütend ein.

Er blieb in der Zelle stehen, paffte und wartete und fragte sich, was Joan wohl sagen würde, wenn sie zurückrief. Vielleicht, dachte er, ruft sie gar nicht zurück. Besonders dann nicht, wenn sie schlechte Neuigkeiten hat. Welch ein Mist. In was habe ich mich da nur reinmanövrt.

Das Bildfon klingelte. Er nahm den Hörer ab und sagte: »Joan?«

Ihr kleines Bild formte sich auf dem Schirm. »Ich habe die Nummer angerufen, die Sie mir gegeben haben, Chuck. Ich hatte jemanden aus Hentmans Stab an der Strippe, einen Mr. Feld. Bei denen ist alles ziemlich durcheinander. Ich konnte aus Feld nichts anderes rauskriegen als den Satz, ich solle mir die Abendzeitungen ansehen.«

»Okay«, sagte Chuck. Ihm war jetzt noch kälter als vorher.
»Danke. Ich werde mir hier unten eine Zeitung aus L. A.

kaufen; vielleicht sehen wir uns später noch.« Er unterbrach die Verbindung, verließ eilig die Zelle, ging über den Bürgersteig und suchte nach einem Straßenverkäufer.

Es dauerte nur ein paar Augenblicke, dann hielt Chuck eine Abendzeitung in der Hand. Im Licht eines Schaufensters blieb er stehen und las. Es stand auf Seite eins, was kein Wunder war; immerhin war Hentman ein Spitzen-Fernsehclown.

CIA VERHAFTET BUNNY HENTMAN ALS SPION NICHTTER-RANISCHER MACHT.

BESCHULDIGTER ENTKAM SEINEN HÄSCHERN NACH WÜSTER LASER-SCHLACHT.

Man mußte den Artikel zweimal lesen, um ihn zu glauben. Folgendes war passiert: Der CIA hatte heute durch sein Rasterfahndungsnetz erfahren, daß die Hentman-Organisation Chuck Rittersdorf fallengelassen hatte. Für die Vordenker im Hauptquartier war dies der Beweis ihrer These gewesen, daß Hentman nur wegen des *Unternehmens Fünfzig Minuten* auf Alpha III M2 Interesse an ihm hatte. Deswegen, meinten sie, sei Hentman, den sie schon seit langem verdächtigten, ein Agent der Alphaner, und deswegen hatte der CIA sofort zugeschlagen. Um zu verhindern, daß Hentmans Spitzel in ihren eigenen Reihen ihn warnten und ihm so die Flucht ermöglichten, hatten sie die Sache nicht aufgeschoben. Es war alles ganz einfach und äußerst schrecklich. Chucks Hände zitterten, als er die Zeitung ins Licht hielt.

Aber Hentman war trotzdem entkommen. Trotz des raschen Vorgehens des CIA. Vielleicht war seine Maschinerie wirkungsvoll genug gewesen, um ihn zu warnen. Er hatte die aus der Luft zuschlagende CIA-Schwadron erwartet, die ihn, wie der Artikel erklärte, in einem Fernsehstudio in New York umzingelt hatte.

Wo also steckte Bunny Hentman jetzt? Vielleicht war er schon zum Alpha-System unterwegs. *Und wo war Chuck Rittersdorf?* Unterwegs ins Nichts. Vor ihm breitete sich nur eine sumpfähnliche Leere aus, in der es keine Menschen, keine Aufgaben und keinen Existenzgrund mehr gab. Hentman hatte zwar das TV-Starlet Patty Weaver angerufen, um ihr zu sagen, daß aus dem Skript nichts wurde, aber er hatte sich nicht damit aufgehalten...

Hentmans Anruf war am frühen Abend gekommen. *Nach der mißglückten Festnahme.* Also wußte Patty Weaver, wo er steck-

te. Es war zumindest anzunehmen, daß sie es wußte. War das nicht etwas, mit dem man weiterkommen konnte?

Chuck flog rasch mit einem Taxi zu Pattys Weavers tollem Wohnsilo zurück. Er bezahlte das Fahrzeug und eilte zum Eingang, wo er den Summer ihrer Wohnung betätigte.

»Wer ist da?« Ihre Stimme war noch gelassener und unpersönlicher.

»Hier ist Rittersdorf«, sagte Chuck. »Ich habe einen Teil des Drehbuches bei dir liegenlassen.«

»Ich sehe nichts.« Sie klang nicht überzeugt.

»Wenn du mich reinläßt, werde ich's sofort finden. Es wird nur ein paar Minuten dauern.«

»Okay.« Die große Metalltür klickte und schwang auf. Patty hatte sie von oben betätigt.

Chuck nahm den Aufzug. Die Tür ihrer Wohnung stand offen, und er ging hinein. Patty empfing ihn mit kalter Interesselosigkeit im Wohnzimmer. Sie stand mit verschränkten Armen am Fenster und blickte starr auf das abendliche Los Angeles. »Hier sind keine Seiten von deinem gottverdammten Manuskript«, informierte sie ihn. »Ich weiß nicht, was...«

»Der Anruf von Bunny«, sagte Chuck. »Von wo aus hat er angerufen?«

Sie musterte ihn mit hochgezogenen Brauen. »Ich weiß nicht mehr.«

»Hast du die heutigen Abendzeitungen schon gesehen?«

Nach einer langen Pause zuckte sie die Achseln. »Kann schon sein.«

»Bunny hat dich angerufen, *nachdem* der CIA versucht hat, ihn festzunehmen. Du weißt es, und ich weiß es auch.«

»So?« Sie sah ihn nicht einmal an. Chuck war in seinem ganzen Leben noch nicht so frostig ignoriert worden. Aber dennoch schien ihm, daß sie unter ihrer vorgetäuschten Härte Angst hatte. Immerhin war sie noch sehr jung, kaum zwanzig. Er beschloß, ihr auf den Zahn zu fühlen.

»Miss Weaver, ich bin CIA-Agent.« Er hatte seinen Ausweis immer noch. Er griff in den Mantel, holte ihn heraus und hielt ihn unter ihre Nase. »Sie sind verhaftet.«

Patty riß weit die Augen auf. Sie war wirklich überrascht. Dann wirbelte sie herum und äußerte einen Laut des Abscheus. Chuck konnte spüren, wie radikal sich ihre Atmung veränderte; Pattys dicker, roter Pullover hob und senkte sich rapide. »Bist

du wirklich ein CIA-Mann?« fragte sie mit einem würgenden Flüstern. »Ich dachte, du wärst Fernsehautor. Das hat Bunny jedenfalls gesagt.«

»Wir haben seine Organisation unterwandert. Ich habe mich nur als Fernsehautor ausgegeben. Also los.« Er packte Patricia Weavers Arm.

»Wohin gehen wir?« Sie wich entsetzt zurück.

»Ins L. A.-Büro. Um dich *auseinanderzunehmen*.«

»Aber warum denn?«

»Weil du weißt, wo Bunny Hentman ist«, sagte er.

Stille.

»Ich weiß gar nichts«, sagte sie und ließ die Schultern sinken. »Ich weiß es wirklich nicht. Als er anrief, wußte ich noch nicht, daß man versucht hatte, ihn zu verhaften. Er hat nichts davon erwähnt. Erst als ich zum Essen ausging – als du gegangen warst –, habe ich es aus den Schlagzeilen erfahren.« Sie bewegte sich mürrisch auf das Bad zu. »Ich hole nur meinen Mantel und meine Handtasche. Und ich möchte ein wenig Lippenstift auflegen. Aber ich sage die Wahrheit. Ehrlich.«

Chuck folgte ihr. Im Schlafzimmer nahm sie ihren Mantel von einem Kleiderbügel im Wandschrank und öffnete eine Schublade, um ihre Handtasche an sich zu nehmen.

»Wie lange, glaubst du, wird man mich festhalten?« fragte sie, als sie die Handtasche durchwühlte.

»Ach«, sagte Chuck, »nicht länger als...« Er brach ab. Weil Patty nun eine Laserpistole in der Hand hielt, die sie auf ihn richtete. Sie hatte sie in der Handtasche gefunden.

»Ich glaube nicht, daß du CIA-Agent bist«, sagte sie.

»Bin ich aber«, sagte Chuck.

»Verschwinde aus meiner Wohnung. Ich habe zwar keine Ahnung, was du willst, aber Bunny hat mir das hier gegeben und gesagt, ich solle es einsetzen, wenn ich's müßte.« Ihre Hand zitterte zwar, doch die Laserpistole deutete weiterhin auf ihn. »Geh bitte weiter«, sagte sie. »Verschwinde aus meiner Wohnung. Wenn du nicht gehst, werde ich dich töten. Ehrlich... Ich meine es ernst.« Sie sah entsetzlich verängstigt aus.

Chuck drehte sich um, verließ die Wohnung und ging durch den Korridor zum Aufzug. Er war noch da, und er trat in die Kabine.

Kurz darauf war er wieder unten und trat auf den Bürgersteig. Nun ja, das war's denn wohl gewesen. Es hatte nicht so ge-

klappt, wie er es sich vorgestellt hatte. Aber andererseits, dachte er gleichmütig, habe ich auch nichts verloren... wenn man von meiner Würde absieht. Aber die würde sich irgendwann schon wieder einstellen.

Im Moment konnte er nur nach Nordkalifornien zurückkehren. Fünfzehn Minuten später befand er sich wieder in der Luft, auf dem Weg zu seinem trostlosen Silo in Marin County. Insgesamt gesehen waren seine Erfahrungen in L. A. nicht gerade erfolgversprechend gewesen.

Als er ankam, waren in seiner Wohnung die Lampen und die Heizung an. Joan Trieste saß in einem Sessel und lauschte einer frühen Symphonie von Haydn im Radio. Sobald sie ihn sah, sprang sie auf. »Gott sei dank«, sagte sie, »ich habe mir schon Sorgen um Sie gemacht.« Sie bückte sich und hob eine Ausgabe des *San Francisco Chronicle* auf. »Inzwischen werden Sie die Zeitung ja schon gesehen haben. Was wird jetzt aus Ihnen, Chuck? Bedeutet das, daß der CIA auch hinter Ihnen her ist? Als Hentman-Angestellter?«

»Keine Ahnung«, sagte Chuck und machte die Tür hinter sich zu. Soweit er es ausmachen konnte, war der CIA nicht hinter ihm her, aber die Sache war es wert, über sie nachzudenken. Joan hatte recht. Er ging in die Küche und stellte den Kessel auf den Ofen. Er lechzte nach Kaffee, und in Zeiten wie diesen vermißte er die Kaffeemaschine, die bei Mary geblieben war. Sie war bei ihr geblieben, wie fast alles andere auch.

Joan erschien in der Tür. »Ich glaube, Sie sollten den CIA anrufen, Chuck. Sie sollten mit jemandem dort reden. Mit Ihrem Ex-Boss. Okay?«

Verbittert sagte er: »Sie sind so gesetzestreu. Stets auf gutem Fuß mit den Behörden, stimmt's?« Er erzählte ihr nicht, daß *sein* Impuls in der Stunde der Krise, als alles um ihn herum zusammengekracht war, darin bestanden hatte, statt des CIA Bunny Hentman aufzusuchen.

»Bitte«, sagte Joan. »Ich habe mit Lord Flieh-den-Geiz gesprochen. Er ist der gleichen Meinung. Ich habe mir die Nachrichten im Rundfunk angehört... und dabei erfahren, daß man offenbar bestrebt ist, auch die Angestellten der Firma Hentmans festzunehmen...«

»Ach, lassen Sie mich in Ruhe.« Er nahm das Glas mit dem Pulverkaffee in die Hand und schüttete mit zitternden Händen einen Löffel voll Kaffee in seinen Becher.

»Wenn Sie nicht anrufen«, sagte Joan, »kann ich auch nichts mehr für Sie tun. Dann ist es vielleicht am besten, wenn ich gehe.«

»Was könnten Sie überhaupt für mich tun?« fragte Chuck.
»Was haben Sie in der Vergangenheit für mich tun können? Ich wette, ich bin der erste, den Sie kennen, der an einem Tag zwei Jobs verloren hat.«

»Was werden Sie also tun?«

»Ich glaube«, sagte Chuck, »ich emigriere nach Alpha.« Besser noch, dachte er, nach Alpha III M2. Wenn er Hentman ausfindig machen konnte...

»Dann hat der CIA also recht«, sagte Joan. Ihre Augen glühten. »Hentmans Verein steht im Sold einer nicht-terranischen Macht.«

»Herrgott!« sagte Chuck ärgerlich. »Der Krieg ist doch schon seit Jahren zu Ende! Ich kann diesen Verschwörerscheiß nicht mehr hören! Ich habe soviel davon gehört, daß es bis an mein Lebensende reicht! Wenn ich emigrieren will, dann laßt mich doch emigrieren!«

Joan sagte ohne Begeisterung: »Ich sollte Sie festnehmen. Ich bin nämlich bewaffnet.« Und damit er es auch glaubte, zeigte sie ihm die unglaublich winzige, aber zweifellos echte Feuerwaffe, die sie bei sich hatte. »Aber ich kann es nicht. Sie tun mir so leid. Wie haben Sie es nur geschafft, ein solches Durcheinander aus Ihrem Leben zu machen? Und Lord Fliehd-Geiz hat sich solche Mühe gegeben...«

»Er ist an allem schuld«, sagte Chuck.

»Er wollte Ihnen doch nur helfen. Er hat einfach erkannt, daß Sie nicht mehr für sich selbst sorgen konnten.« Ihre Augen blitzten. »Kein Wunder, daß Mary sich von Ihnen hat scheiden lassen.«

Chuck stöhnte auf.

»Sie wollen es einfach nicht versuchen«, sagte Joan. »Sie haben schon aufgegeben. Sie...« Sie hielt inne. Starrte ihn an. Chuck hatte sie auch gehört – die von gegenüber kommenden Gedanken des ganymedischen Schimmelschleims.

»Mr. Rittersdorf, durch den Korridor geht ein Herr in die Richtung Ihrer Wohnung. Er ist bewaffnet und hat die Absicht, Sie zu zwingen, ihn zu begleiten. Ich kann Ihnen nicht sagen, wer er ist oder was er vorhat, weil in seinem Inneren eine Art Bremsgitter installiert ist, das ihn vor Telepathen abschirmt. Er

ist also entweder ein Angehöriger des Militärs oder Mitglied eines Sicherheits- oder Geheimdienstes, wenn nicht gar einer kriminellen oder verräterischen Organisation. Jedenfalls sollten Sie sich vor ihm hüten.«

Chuck sagte zu Joan: »Geben Sie mir die kleine Laserpistole.«

»Nein.« Sie zog die Waffe aus dem Holster und richtete sie auf die Wohnungstür. Ihr Gesicht war klar und frisch. Sie hatte sich offenbar völlig unter Kontrolle.

»Mein Gott«, sagte Chuck, »er wird Sie umlegen.« Er wußte es; er sah es so deutlich vor sich wie ein Hellseher. Blitzschnell streckte er den Arm nach der Laserpistole aus und entriß sie Joans Hand. Sie entglitt ihm; sie stürzten sich beide auf die Waffe und griffen nach ihr. Dabei prallten sie zusammen, und Joan fiel keuchend gegen die Küchenwand. Chucks zupackende Finger fanden die Waffe. Er richtete sich auf und hielt sie in der Hand...

Etwas Heißes traf seinen Kopf. Chuck ließ die Waffe fallen, und sie schepperte über den Boden. Gleichzeitig ertönte in seinen Ohren die Stimme eines ihm unbekannten Mannes. »Rittersdorf, ich lege das Mädchen um, sobald Sie einen Versuch machen, das Ding aufzuheben.« Der Mann, er befand sich jetzt im Wohnzimmer, schloß die Wohnungstür hinter sich und kam ein paar Schritte auf die Küche zu. Seine Laserwaffe zielt auf Joan. Er war in den mittleren Jahren und trug einen billigen grauen Überzieher aus einheimischem Material und komische, archaisch anmutende Stiefel. Chuck hatte blitzartig den Eindruck, daß der Mann einer völlig fremdartigen Ökologie entstammte; vielleicht kam er von einem anderen Planeten.

»Ich nehme an, er gehört zu Hentman«, sagte Joan, als sie langsam aufstand. »Also würde ich seine Worte ernstnehmen. Wenn Sie also annehmen, Sie könnten die Waffe erreichen, bevor...«

»Nein«, sagte Chuck sofort. »Eher wären wir beide tot.« Dann schaute er den Mann an. »Ich habe schon versucht, Hentman zu erreichen.«

»Okay«, sagte der Mann und deutet auf die Tür. »Die Dame kann hierbleiben. Ich möchte nur Sie, Mr. Rittersdorf. Kommen Sie mit. Lassen Sie uns keine Zeit verlieren, wir haben eine lange Reise vor uns.«

»Sie können Patty Weaver fragen«, sagte Chuck, als er vor dem Mann auf dem Korridor hinausging.

Der Mann hinter ihm grunzte. »Kein Wort mehr, Mr. Rittersdorf. Es ist schon viel zuviel geredet worden.«

»Zum Beispiel?« Chuck blieb stehen; er verspürte unheilvolle Abstufungen der Angst.

»Zum Beispiel, daß Sie als CIA-Spitzel in die Organisation eingedrungen sind. Jetzt verstehen wir, warum Sie den Job als Drehbuchautor haben wollten. Sie wollten Beweise gegen Bunny sammeln. Welche Beweise haben Sie denn bekommen? Sie haben einen Alphaner gesehen; ist das etwa ein Verbrechen?«

»Nein«, sagte Chuck.

»Man wird ihm deswegen das Fell über die Ohren ziehen«, sagte der Mann mit der Waffe. »Verdammter, alle haben seit Jahren gewußt, daß Bunny im Alpha-System gelebt hat. Der Krieg ist vorbei. Natürlich hat er noch wirtschaftliche Verbindungen nach Alpha – wer hat sie in diesem Geschäft nicht? Aber er ist natürlich eine bekannte Figur. Die Öffentlichkeit kennt ihn. Ich werde Ihnen sagen, was dazu geführt hat, daß der CIA den Beschuß faßte, ihn zur Schnecke zu machen. Es liegt an seiner Idee, ein Drehbuch schreiben zu lassen, in dem ein CIA-Simula-crum jemanden umbringt. Der CIA hat geglaubt, er würde seine Show dazu verwenden...«

Vor ihnen auf dem Korridor zeigte sich der ganymedische Schimmelschleim, wurde zu einem großen gelben Hügel und versperrte ihnen den Weg. Er war aus einer Wohnung geflossen.

»Lassen Sie uns vorbei«, sagte der Mann mit der Waffe.

»Tut mir leid«, fing Chuck Lord Flieh-den-Geizens Gedanken auf, »aber ich bin ein Kollege von Mr. Rittersdorf, und es wäre sehr unpraktisch von mir, wenn ich zuließe, daß er fortgekarrt wird.«

Der Laserstrahl klickte an; dünn und rot eilte er an Chuck vorbei und bohrte sich ins Zentrum des Schimmelschleims. Mit einem knisternden, reißenden Geräusch schrumpelte Lord Flieh-den-Geiz zusammen und wurde zu einem vertrockneten, schwarzen, krustigen Blubber, der qualmte und den Holzboden des Korridors verkohlte.

»Weitergehen«, sagte der Bewaffnete zu Chuck.

»Er ist tot«, sagte Chuck. Er konnte es nicht glauben.

»Es gibt noch mehr von denen«, sagte der Mann mit der Waffe. »Auf Ganymed.« Sein fleischiges Gesicht zeigte keinerlei Emotion, nur Wachsamkeit. »Wenn wir im Aufzug sind, drücken

Sie den Knopf nach oben; mein Schiff steht auf dem Dach. Ich habe übrigens noch nie eine so lausige Landebahn gesehen.«

Benommen betrat Chuck die Liftkabine. Der Mann mit der Waffe folgte ihm, und kurz darauf hatten sie das Dach erreicht. Sie traten in die Kälte einer nebligen Nacht hinaus. »Sagen Sie mir, wie Sie heißen«, sagte Chuck. »Nur Ihren Namen.«

»Warum?«

»Damit ich Sie wiederfinden kann. Weil Sie Lord Flieh-den-Geiz umgebracht haben.« Früher oder später würde er den Weg dieses Burschen schon wieder kreuzen.

»Meinen Namen sage ich Ihnen gern«, sagte der Mann, als er Chuck zu seinem abgestellten Gleiter bugsierte. Die Landelichter leuchteten, die Turbine summte leise. »Alf Cherigan«, sagte er, als er hinter den Kontrollen Platz nahm.

Chuck nickte.

»Gefällt Ihnen mein Name? Finden Sie ihn schön?«

Chuck starrte stumm geradeaus.

»Sie reden ja gar nicht mehr«, sagte Cherigan. »Wie schade. Weil Sie und ich nämlich zusammenbleiben werden, bis wir Luna und Brahe City erreicht haben.« Er streckte einen Arm aus, um den Autopiloten einzuschalten.

Der Gleiter bockte unter ihnen, stieg aber nicht auf.

»Warten Sie hier«, sagte Cherigan und deutete mit der Laserpistole in Chucks Richtung. »Und fassen Sie bloß die Kontrollen nicht an.« Er öffnete die Gleiterluke, schob gereizt den Kopf hinaus und lugte in die Finsternis hinein, um zu sehen, was ihren Start verhinderte. »Heiliger Bimbam«, sagte er, »das Außenkabel der Heckrotoren...« Er hielt inne, dann rutschte er schnell auf seinen Sitz zurück und feuerte den Laser ab.

Aus der Dunkelheit des Daches zuckte parallel zu seinem Schuß ein anderer auf und bahnte sich einen Weg durch die offene Luke zu Cherigan selbst. Cherigan ließ die Waffe fallen und flog konvulsivisch zuckend gegen die Kabinenwand. Dann drehte er sich wie ein waidwundes Tier; seine Kinnlade fiel herunter, sein Blick wurde wirr und leer.

Chuck bückte sich, hob die heruntergefallene Laserwaffe auf und schaute hinaus, um zu sehen, wer sich dort draußen in der Dunkelheit aufhielt. Es war Joan. Sie war Cherigan und ihm durch den Korridor gefolgt, hatte den handbetriebenen Notlift zur Dachlandebahn genommen und war hinter ihnen aufgetaucht. Chuck stieg zögernd aus und winkte ihr zu. Cherigan

hatte einen Fehler gemacht; er war nicht darüber informiert worden, daß Joan eine bewaffnete und an Notsituationen gewöhlte Polizistin war. Selbst Chuck konnte sich nur schwer vorstellen, was ihr so schnell gelungen war. Sie hatte zuerst das Führungssystem des Gleiters und dann Alf Cherigan ausgeschaltet.

»Alles klar mit Ihnen?« fragte Joan. »Ich habe Sie doch nicht etwa getroffen?«

»Ich bin unverletzt«, sagte Chuck.

»Hören Sie.« Joan kam auf die Gleiterluke zu und musterte die zusammengesackte, liegende Gestalt, die vor kurzem noch Alf Cherigan gewesen war. »Ich kann ihn zurückholen, wissen Sie noch? Soll ich es tun, Chuck?«

Chuck dachte einen Moment darüber nach. Dann fiel ihm Lord Flieh-den-Geiz ein. Und deswegen schüttelte er den Kopf.

»Ich überlasse es Ihnen«, sagte Joan. »Von mir aus soll er tot bleiben. Ich tue es zwar nicht gern, aber ich habe Verständnis dafür.«

»Was ist mit Lord...«

»Für ihn kann ich nichts tun, Chuck; es ist zu spät. Es sind mehr als fünf Minuten vergangen. Ich hatte die Wahl – bei ihm zu bleiben, oder Ihnen zu folgen und Ihnen zu helfen.«

»Ich glaube, es wäre besser gewesen, wenn Sie...«

»Nein«, sagte Joan fest. »Ich habe das Richtige getan. Sie werden noch sehen, warum. Haben Sie ein Vergrößerungsglas?«

Überrascht sagte er: »Nein, natürlich nicht.«

»Sehen Sie im Werkzeugkasten des Gleiters nach – in der Lagerregion unter dem Kontrollbord. Da sind Mikro-Werkzeuge zum Reparieren der miniaturisierten Schaltkreisteile... Da finden Sie auch eine Lupe.«

Chuck öffnete das Fach, wühlte darin herum und gehorchte ihr mit leeren Sinnen. Kurz darauf stießen seine Hände auf die Juwelierlupe. Er trat aus dem Gleiter und hielt sie in der Hand.

»Wir gehen wieder nach unten«, sagte Joan. »Wo er liegt.«

Kurz darauf beugten sie sich zu zweit über die geschrumpfte Schlacke, die vor nicht allzu langer Zeit ihr ganymedischer Verbündeter gewesen war. »Klemmen Sie sich die Lupe ins Auge«, wies Joan ihn an, »und suchen Sie. Aber äußerst genau, besonders in dem Haufen auf dem Teppich.«

»Nach was?«

»Nach seinen Sporen«, sagte Joan.

Chuck sagte total verblüfft: »Hatte er noch eine Chance...«

»Wenn sie angegriffen werden, lassen sie automatisch Sporen fallen. Ich hoffe jedenfalls, daß es spontan passiert. Sie sind mikroskopisch klein, braun und rund. Mit der Lupe müßten Sie sie sehen können. Mit dem nackten Auge kann man sie unmöglich erkennen. Während Sie danach suchen, bereite ich schon mal eine Nährlösung vor.« Sie verschwand in Chucks Wohnung. Chuck zögerte, dann kniete er sich auf alle viere, um den Korridorteppich nach Lord Flieh-den-Geizens Sporen abzusuchen.

Als Joan zurückkehrte, lagen sieben winzige Sporen auf seiner Handfläche; unter der Linse sahen sie wie glatte, braune, glänzende Sporen aus, die man nicht übersehen konnte. Er hatte sie in der Nähe jener Stelle gefunden, an denen die Überreste des Schimmelschleims lagen.

»Sie müssen in die Erde«, sagte Joan und schaute zu, wie er die Sporen in den Meßbecher fallen ließ, den er in der Küche gefunden hatte. »Und Feuchtigkeit. Und Zeit. Sie müssen mindestens zwanzig Sporen auftreiben, da natürlich nicht alle überleben werden.«

Schließlich gelang es ihm, auf dem schmutzigen, abgelaufenen Teppich insgesamt fünfundzwanzig Sporen zu finden. Sie wurden in den Meßbecher gegeben, dann fuhren Joan und er in die unterste Etage des Gebäudes und schlügen sich zum Hintergarten durch. In der Dunkelheit rafften sie ein paar Hände voll Erde zusammen und legten den losen, schwarzen Boden in den Meßbecher. Joan entdeckte einen Schlauch. Sie ließ Wasser auf die Erde tropfeln und versiegelte den Becher mit einer Polyfilmhülle.

»Auf Ganymed«, erklärte sie, »ist die Atmosphäre warm und dicht. Mehr können wir nicht tun, um die richtigen Umstände für die Sporen zu simulieren, aber ich nehme an, daß es funktioniert. Lord Flieh-den-Geiz hat mir mal erzählt, daß es den Ganymedern in Notsituationen schon gelungen ist, sich erfolgreich an der freien Luft auf Terra fortzusporen. Hoffen wir also.« Sie kehrte mit Chuck ins Haus zurück, wobei sie den Becher vorsichtig trug.

»Wie lange wird es dauern«, fragte er, »bis wir es wissen?«

»Ich weiß nicht genau. Etwa zwei Tage, oder – auch das ist schon vorgekommen – je nach Mondphase bis zu einem Monat.

– Es klingt vielleicht abergläubisch», erklärte sie, »aber der Mond wirkt auf das Keimen der Sporen ein. Also überlassen Sie es ihm. Je voller er ist, desto besser. Wir können ja mal in der heutigen Abendzeitung nachsehen.« Sie fuhren in seine Wohnung hinauf.

»Wie viele Erinnerungen wird der neue...« Chuck zögerte. »... der Schimmelschleim der neuen Generation haben? Wird er sich daran erinnern, was hier vorgefallen ist?«

Joan nahm Platz, blätterte die Zeitung durch und sagte: »Es hängt ganz davon ab, wie schnell er handeln konnte. Wenn er noch Sporen seines...« Sie faltete die Zeitung zusammen. »Die Sporen müßten in ein paar Tagen reagieren.«

»Was würde passieren«, fragte Chuck, »wenn man sie von der Erde fortbrächte und dem Einfluß Lunas entzöge?«

»Sie würden trotzdem wachsen. Aber es könnte länger dauern. Was haben Sie vor?«

»Wenn Hentmans Organisation jemanden herschickt, um mich zu suchen«, sagte Chuck, »und dem Mann stößt etwas zu...«

»Oh, ja, natürlich!« stimmte Joan ihm zu. »Hentman wird bestimmt einen anderen Mann schicken. Vielleicht schon in ein paar Stunden, wenn ihm klar wird, daß wir den ersten erwischt haben. Vielleicht war er sogar mit einem Todessignal ausgerüstet, so daß sie die Information in dem Augenblick bekommen haben, als sein Herz aussetzte. Ich glaube, Sie haben recht. Sie sollten so schnell wie möglich von Terra verschwinden. Aber wie, Chuck? Um wirklich unterzutauchen, müßten Sie Rücklagen haben – etwas Geld und Unterstützung, aber das haben Sie nicht. Im Moment haben Sie überhaupt kein Einkommen. Haben Sie eventuell etwas gespart?«

»Mary hat unser gemeinsames Konto bekommen«, sagte Chuck nachdenklich. Er nahm Platz und steckte sich eine Zigarette an. »Ich habe eine Idee«, sagte er schließlich. »Ich werde etwas versuchen. Es wäre mir lieber, wenn Sie nichts davon mitbekämen. Verstehen Sie? Oder kinge ich für Sie bloß neurotisch und verängstigt?«

»Sie klingen einfach ängstlich. Aber Sie sollten es auch sein.« Sie stand auf. »Ich gehe auf den Korridor. Ich weiß, daß Sie jemanden anrufen wollen. Während Sie es tun, kontaktiere ich die Ross-Polizei und sorge dafür, daß die Leiche oben im Gleiter fortgeschafft wird.« Sie blieb jedoch an der Tür stehen.

»Chuck, ich freue mich, daß es mir gelungen ist, diese Leute davon abzuhalten, Sie zu entführen. Ich kam buchstäblich in letzter Sekunde. Wohin sollte es mit dem Gleiter gehen?«

»Ich sag's Ihnen lieber nicht. Zu Ihrem eigenen Schutz.«

Sie nickte. Dann schloß sich die Tür hinter ihr. Jetzt war er allein.

Chuck meldete sofort ein Gespräch zum CIA-Büro in San Francisco an. Es dauerte einige Zeit, doch dann gelang es ihm schließlich, seinen Ex-Chef Jack Elwood an die Strippe zu kriegen. Er war daheim bei seiner Familie und wirkte irritiert, als er ans Bildfon kam. Er war auch nicht sehr erfreut über das, was er sah.

»Ich möchte ein Geschäft mit dir machen«, sagte Chuck.

»Ein Geschäft? Wir gehen davon aus, daß du Hentman direkt oder indirekt gewarnt hast, damit er die Möglichkeit zum Entkommen hatte. War es nicht so? Wir wissen sogar, mit wessen Hilfe du es getan hast: Durch dieses Starlet in Santa Monica – Hentmans momentane Geliebte.« Elwood schaute finster drein.

Dies war Chuck neu. Er hatte nicht geahnt, daß Patty Weaver... Aber das tat jetzt nichts mehr zur Sache. »Bei dem Geschäft«, sagte er, »das ich mit euch – also offiziell mit dem CIA – machen will, geht es um dies: *Ich weiß, wo Hentman steckt.*«

»Es überrascht mich nicht. Was mich überrascht, ist deine Bereitwilligkeit, es uns zu sagen. Wieso, Chuck? Hat sich innerhalb der glücklichen Hentman-Familie etwas ereignet, das dich im Regen stehen läßt?«

»Hentmans Organisation hat mir einen Killer auf den Hals gehetzt«, sagte Chuck. »Wir haben ihn aufhalten können, aber ein anderer wird kommen, und dann wieder ein anderer, bis Hentman mich schließlich erwischt.« Er hielt sich erst gar nicht damit auf, Elwood seine vertrackte Lage zu erklären; sein Ex-Chef würde ihm eh nicht glauben, und außerdem würde es nichts an seinen Bedingungen ändern. »Ich sage dir, wo Hentman steckt, wenn ich dafür im Tausch ein CIA-C-Plus-Schiff kriege. Ein Intersystem-Schiff, eine von den kleinen, militärisch ausgerüsteten Verfolgungseinheiten. Ich weiß, daß ihr ein paar davon habt. Ihr könnt eins entbehren, und dafür kriegt ihr etwas von großem Wert.« Und er fügte hinzu: »Ich werde das Schiff sogar zurückgeben. Es ist nur so, daß ich es im Moment eben brauche.«

»Du klingst tatsächlich so, als wärst du darauf aus, abzuhauen«, sagte Elwood listig.

»Stimmt.«

»Okay.« Elwood zuckte die Achseln. »Ich glaube dir. Warum auch nicht? Also los. Sag mir, wo Hentman ist. Dann hast du dein Schiff innerhalb von fünf Stunden.«

Oder anders ausgedrückt, dachte Chuck, sie werden damit warten, bis sie eine Möglichkeit gehabt haben, meine Information zu überprüfen. Finden sie Hentman nicht, gibt's auch kein Schiff. Dann warte ich umsonst. Aber es war hoffnungslos, damit zu rechnen, man könne einen alten CIA-Hasen veranlassen, mal andersherum zu arbeiten. Es war nun mal ihr Beruf. Das Leben war für sie ein einziges großes Kartenspiel.

Resigniert sagte er: »Hentman hält sich auf Luna auf; in Brabe City.«

»Bleib in deiner Wohnung«, sagte Elwood sofort. »Du hast das Schiff um zwei Uhr morgens. Wenn.« Er zwinkerte Chuck zu.

Chuck unterbrach die Verbindung und nahm die heruntergebrannte Zigarette vom Aschenbecherrand auf dem Wohnzimmertisch. Nun, wenn das Schiff nicht kam, war dies das Ende. Er hatte weder weitere Pläne, noch eine alternative Lösung. Vielleicht konnte Joan Trieste ihn noch einmal retten; vielleicht holte sie ihn noch einmal zurück, nachdem einer von Hentmans Killern ihn umgebracht hatte... Aber wenn er auf Terra blieb, würden sie ihn irgendwann schnappen – oder zumindest gefangennehmen. Die heutigen Spürgeräte waren einfach zu gut. Gab man ihnen genügend Zeit, fanden sie ihr Ziel immer, wenn es sich noch auf dem Planeten aufhielt. Doch auf Luna gab es – im Gegensatz zur Erde – noch immer unerforschte Zonen. Dort war es problematisch, jemanden zu finden. Außerdem gab es abgelegene Monde und Planeten, auf denen sich das Aufspüren von Menschen als nahezu unmöglich erwies.

Eins dieser Gebiete war das Alpha-System. Beispielsweise Alpha III mit seinen verschiedenen Monden, einschließlich M2. M2 war sogar ein ganz besonderer Fall. Mit einem CIA-Überlichtschiff konnte er ihn in ein paar Tagen erreichen. So wie Mary und ihr Trupp.

Chuck öffnete die Wohnungstür und sagte zu Joan: »Okay, ich habe mein kleines Gespräch geführt. Und das war's auch schon.«

»*Verlassen Sie die Erde nun?*« Ihre Augen erschienen ihm riesengroß und dunkel.

»Wir werden sehen.« Er setzte sich hin und bereitete sich auf das Warten vor.

Joan stellte den Meßbecher mit den Sporen Lord Flieh-den-Geizens mit größter Sorgfalt neben ihn auf den Couchrand. »Hier, nehmen Sie sie. Ich weiß, daß Sie sie haben möchten. Er hat sein Leben für Sie geopfert, und Sie fühlen sich verantwortlich für ihn. Ich erzähle Ihnen jetzt lieber, was Sie tun müssen, wenn die Sporen keimen.«

Chuck nahm Papier und Bleistift, um ihre Instruktionen niederzuschreiben.

Erst mehrere Stunden später – die Ross-Polizei war inzwischen aufgekreuzt und hatte den Toten vom Dach geholt, und Joan Trieste hatte sich verabschiedet – wurde ihm klar, was er getan hatte. Jetzt hatte Bunny Hentman recht; er hatte ihn *tatsächlich* an den CIA verpfiffen. Aber er hatte es getan, um sein Leben zu retten. Natürlich war sein Motiv in Bunny Hentmans Augen einen Dreck wert; schließlich war er darum bemüht, *sein* Leben zu retten.

Jedenfalls hatte Chuck es getan. Und er wartete, allein in seiner Wohnung, weiter auf das C-Schiff des CIA. Auf ein Schiff, das sehr wahrscheinlich niemals kommen würde. Und was dann? Dann, beschloß er, werde ich hier sitzenbleiben und auf etwas anderes warten – auf Hentmans nächsten Killer. Dann kann man mein Leben in Teelöffelfüllungen abmessen.

Es war eine teuflisch lange Wartezeit.

10. Kapitel

Gabriel Baines sagte mit einer leichten Verbeugung: »Wir bilden den Sine quo non-Rat, der auf dieser Welt jegliche Autorität darstellt – eine ultimate Behördenversammlung, die von niemandem überstimmt werden kann.« Mit sachlicher, kalter Freundlichkeit zog er für die terranische Psychologin Dr. Mary Rittersdorf einen Stuhl zurück. Sie nahm ihn mit einem kurzen Lächeln an. Sie machte zwar einen müden Eindruck auf ihn, doch ihr Lächeln bewies echte Dankbarkeit.

Die restlichen Ratsmitglieder stellten sich Dr. Rittersdorf auf die ihnen typische Weise vor.

»Howard Straw. – Mani.«

»J-jacob Simion.« Simion konnte sein schwachsinniges Grinsen nicht unterdrücken. »Von den Hebs, wo Ihr Schiff gelandet ist.«

»Annette Golding. Poly.« Annettes Blick war wachsam; sie saß aufgerichtet da und musterte eingehend die Psychologin, die sich in ihr Leben gedrängt hatte.

»Ingrid Hibbler. Eins, zwei, drei. Ob-Kom.«

Dr. Rittersdorf sagte: »Das bedeutet...« Sie nickte. »Ach ja, natürlich – obsessiv-Kompulsiv.«

»Omar Diamond. Ich überlasse es Ihnen, zu erraten, welchem Clan ich angehöre.« Diamond sah sich geistesabwesend um. Er wirkte – sehr zu Baines' Verärgerung – so, als habe er sich in seine Privatwelt zurückgezogen. Dies war wohl kaum der richtige Zeitpunkt für individuelle Aktivitäten, selbst für einen mystischen Orden. Dies war der Augenblick, in dem sie als Einheit funktionieren mußten – oder gar nicht.

Der Dep sagte mit hohler, verzweifelter Stimme: »Dino Watters.« Er gab sich alle Mühe, mehr zu sagen, doch dann gab er es auf. Das Gewicht des Pessimismus, der schieren Hoffnungslosigkeit, war zu schwer für ihn. Als er sich setzte, starnte er sofort zu Boden und rieb sich mit einer elenden, ruckartigen Bewegung über die Stirn.

»Wer ich bin, wissen Sie, Dr. Rittersdorf«, sagte Baines und raschelte mit dem vor ihm liegenden Dokument. Es repräsentierte die gemeinsamen Bemühungen der Ratsmitglieder – ihr Manifest. »Vielen Dank, daß Sie gekommen sind«, fing er an und räusperte sich. Seine Stimme war vor Spannung heiser geworden.

»Vielen Dank, daß Sie es mir erlaubt haben«, sagte Dr. Rittersdorf in einem formellen, für ihn jedoch leicht bedrohlich wirkenden Tonfall. Ihr Blick war verschleiert.

»Sie haben um die Erlaubnis gebeten«, sagte Baines, »außer Gandhitown auch andere Siedlungen besuchen zu dürfen. Ganz besonders haben Sie um die Erlaubnis ersucht, Da Vinci Heights zu untersuchen. Wir haben darüber gesprochen und den Beschuß gefaßt, Ihr Ersuchen abzulehnen.«

»Aha«, sagte Dr. Rittersdorf und nickte.

»Sagen Sie ihr, warum«, meldete sich Howard Straw zu Wort. Sein Gesicht sah böse aus; er hatte den Blick noch keinen Moment von der terranischen Psychologin genommen. Der Haß, den er ihr entgegenbrachte, erfüllte den Raum und vergiftete die Atmosphäre. Gabriel Baines kam sich vor, als würde er in ihr ersticken.

Dr. Rittersdorf hob eine Hand und sagte: »Warten Sie mit der Verlesung Ihrer Beschlüsse.« Sie sah die Anwesenden nacheinander an und musterte sie mit einem langsamen, festen und völlig professionellen Blick. Howard Straw begegnete ihrem Blick mit Bosheit. Jacob Simion zog den Kopf ein, lächelte leer und ließ ihre Aufmerksamkeit einfach weiterwandern. Annette Golding kratzte mit blassem Gesicht nervös an der Epidermis ihres Daumennagels. Der Dep bemerkte nicht mal, daß er beobachtet wurde; er hob eh nie den Kopf. Omar Diamond, der Schizo, erwiderte Dr. Rittersdorfs Blick mit freundlicher Erhabenheit, doch Baines nahm an, daß darunter Angst verborgen lag. Diamond sah aus, als würde er jeden Moment etwas hervorstößen.

Was ihn selbst anging, so fand er Dr. Mary Rittersdorf körperlich anziehend. Er fragte sich beiläufig, ob die Tatsache, daß sie ohne ihren Gatten hier erschienen war, etwas zu bedeuten hatte. Sie war in der Tat ziemlich sexy. Und als unerklärliche Unvereinbarkeit, bedachte man den Anlaß dieser Konferenz, war sie in einem deutlich femininen Aufzug erschienen. Sie trug einen schwarzen Pullover und einen Rock, blitzende Schühchen mit nach oben gerichteten, elfenhaften Schnabelspitzen und hatte keine Strümpfe an. Der Pullover, fiel Baines auf, war ihr wohl eine Nummer zu klein. War Dr. Rittersdorf dies eigentlich bewußt? Er konnte es zwar nicht erklären, doch jedenfalls ihm fiel auf, daß ihr Aufzug seine Aufmerksamkeit von dem ablenkte, was sie sagte, und sich statt dessen auf ihre wohlge-

formten Brüste richtete. Zugegeben, sie waren klein, aber ihre Form war nicht übel. Sie gefielen ihm.

Ich frage mich, dachte er, ob diese Frau – sie war wahrscheinlich Anfang dreißig und damit körperlich gewiß in der Blüte ihrer Jahre – noch etwas anderes hier sucht als nur beruflichen Erfolg. Er verspürte das starke Gefühl, daß Dr. Rittersdorf ebenso von persönlichen wie zielorientierten Motiven angetrieben wurde; aber womöglich war ihr auch dies nicht bewußt. Der Körper, dachte er, hat seine eigenen Methoden, und manchmal widersprechen sie denen des Geistes. Dr. Rittersdorf hatte an diesem Morgen beim Aufstehen wahrscheinlich nur gedacht, es würde ihr gefallen, den schwarzen Pullover anzuziehen. Sie hatte sich nicht mehr dabei gedacht, doch der Körper, das wohlgeformte gynäkologische Instrument, das in ihren Kleidern steckte, wußte es besser.

Und darauf reagierte ein entsprechender Teil seines Ichs. In seinem Fall war es jedoch eine bewußte Reaktion. Und, dachte er, *vielleicht kann sie sich in einen Vorteil für unsere Gruppe ummünzen lassen*. Diese Dimension des Einbezogenseins hat für uns vielleicht nicht die Verbindlichkeit wie für unsere Gegenspieler. Als ihm dieser Gedanke kam, spürte er, wie er in eine Position der ränkeschmiedenden Verteidigung hineinglitt. Ihm fielen automatisch zahlreiche Intrigen ein, mit denen er nicht nur sich selbst, sondern auch seine Kollegen schützen konnte.

»Dr. Rittersdorf«, sagte er gleichmütig, »bevor wir Ihnen die Erlaubnis geben könnten, die restlichen Siedlungen aufzusuchen, müßte eine Abordnung unserer Clans Ihr Schiff inspizieren, um nachzusehen, ob Sie Waffen mitgebracht haben – und wenn ja, welche. Alles andere wäre nicht einmal einer oberflächlichen Erwägung wert.«

»Wir sind unbewaffnet«, sagte Dr. Rittersdorf.

»Trotzdem«, sagte Baines, »schlage ich vor, daß Sie mir und vielleicht einem weiteren der momentan Anwesenden die Erlaubnis erteilen, Sie zu Ihrer Basis zu begleiten. Ich habe hier eine Proklamation...« Er raschelte mit dem Manifest. »... die ordnet, daß Sie Gandhitown innerhalb von achtundvierzig terranischen Stunden verlassen. Falls Sie sich nicht daran halten...« Er warf Straw einen Blick zu. Straw nickte. »... werden wir eine militärische Aktion gegen Sie in die Wege lei-

ten, weil wir Sie dann als feindliche, nicht eingeladene Invasoren einstufen werden.«

Dr. Rittersdorf sagte mit leiser, modulierter Stimme: »Ich verstehne Ihre Auffassung. Sie haben seit langer Zeit in ziemlicher Isolation gelebt. Aber...« Sie sprach Baines jetzt direkt an; ihr feiner, intelligenter Blick nahm ihn bewußt aufs Korn. »... ich fürchte, ich muß Ihre Aufmerksamkeit auf eine Tatsache richten, die Sie möglicherweise ausnahmslos für geschmacklos halten. *Sie sind – als Einzelpersonen und als Gesamtheit – geisteskrank.*«

Daraufhin folgte eine lange, angespannte Stille.

»Zum Teufel«, sagte Straw vor sich hin, »wir haben dieses Ding – dieses sogenannte Hospital – vor Jahren in die Luft gejagt. Es war nichts anderes als ein Konzentrationslager.« Sein Mund verzog sich. »Wir mußten dort Sklavenarbeit leisten.«

»Es tut mir leid, es sagen zu müssen«, sagte Dr. Rittersdorf, »aber Sie irren sich. Das Hospital war eine gesetzlich anerkannte Fachklinik, und das sollten Sie ebenso wie uns als Faktor in Ihre Kalkulationen mit einbeziehen. Ich lüge Sie nicht an; ich sage die reine, simple Wahrheit.«

»Quid est veritas?« murmelte Baines.

»Wie bitte?« fragte Dr. Rittersdorf.

»Was ist Wahrheit?« sagte Baines. »Haben Sie eigentlich noch nie daran gedacht, Frau Doktor, daß wir vielleicht im letzten Jahrzehnt über unsere anfänglichen Gruppenanpassungsprobleme hinausgewachsen sind und...« Er machte eine Geste. »... uns angepaßt haben? Auch wenn Sie möglicherweise einen anderen Begriff vorziehen? Jedenfalls sind wir zu adäquaten zwischenmenschlichen Beziehungen fähig, wie Sie ja wohl selbst sehen. Wenn wir zusammenarbeiten können, *sind wir auch nicht krank.* Und außer der Frage, ob wir zur Gruppenarbeit fähig sind, haben Sie nichts gegen uns vorzubringen.« Er lehnte sich selbstzufrieden zurück.

Dr. Rittersdorf sagte vorsichtig: »Zugegeben, Sie haben sich gegen einen gemeinsamen Gegner zusammengeschlossen... Gegen uns. Aber... Ich gehe jede Wette ein, daß Sie vor unserer Ankunft isolierte Individuen waren und nach unserer Abreise wieder auseinanderbrechen werden. Dann werden Sie sich wieder mißtrauisch beäugen, Angst voreinander haben und zur Zusammenarbeit nicht mehr fähig sein.« Sie lächelte entwaffnend, aber ihr Lächeln war viel zu klug, als daß Baines

es hätte akzeptieren können. Es betonte ihr äußerst kluges Argument zu sehr.

Weil sie natürlich im Recht war. Sie hatte den Finger genau auf die Wunde gelegt. Sie funktionierten im allgemeinen wirklich nicht zusammen. Aber – sie war auch im Unrecht.

Ihr Fehler war folgender: Sie ging – wahrscheinlich aus Gründen reinen Selbstschutzes – davon aus, daß der Ursprung der momentanen Angst und Feindseligkeit auf den Rat zurückzuführen war. Doch in Wirklichkeit zeigte die Erde eine bedrohliche Vorgehensweise. Die Landung des Schiffes war de facto ein feindseliger Akt... *Wäre es nicht so, hätte man den Versuch unternommen, eine Landeerlaubnis zu bekommen.* Die Terraner selbst hatten das ursprüngliche Mißtrauen gesät; sie waren allein für das gegenwärtig herrschende beiderseitige Mißtrauen verantwortlich. Wäre es ihnen wichtig gewesen, hätten sie es leicht umgehen können.

»Dr. Rittersdorf«, sagte Baines schroff, »die alphanischen Händler melden sich, wenn sie eine Landeerlaubnis haben wollen. Uns ist aufgefallen, daß *Sie* es nicht getan haben. Wir haben keine Probleme bei unseren Geschäften mit den Alphanern. Wir tauschen auf einer regulären, konstanten Basis Waren mit ihnen.«

Offenbar erzeugte seine Herausforderung eine Wirkung. Die Frau zögerte, hatte keine Antwort. Während sie nachdachte, äußerte jeder im Raum Anwesende Töne der Erheiterung und Verachtung, und im Falle Howard Straws, von gnadenloser Feindseligkeit.

»Wir sind davon ausgegangen«, sagte Dr. Rittersdorf endlich, »daß man uns eine Landeerlaubnis verweigert hätte, hätten wir offiziell darum ersucht.«

Baines lächelte kühl und sagte: »Aber Sie haben es nicht einmal versucht. Sie haben es *angenommen*. Jetzt werden Sie es natürlich nie erfahren, weil...«

»Hätten Sie uns die Erlaubnis gegeben?« Ihre Stimme schien nach ihm zu schnappen. Sie klang fest und autoritär und durchdrang und zerschmetterte die Eloquenz seiner Äußerung. Baines blinzelte und legte eine unfreiwillige Pause ein.

»Nein, wir hätten sie nicht bekommen«, fuhr sie fort. »Sie wissen es alle. Seien Sie doch bitte realistisch.«

»Wenn Sie nach Da Vinci Heights kommen«, sagte Howard Straw, »bringen wir Sie um. Wir bringen Sie auch um, wenn

Sie nicht von hier verschwinden. Das nächste Schiff, das einen Landeversuch macht, wird nicht einmal den Boden berühren. Diese Welt gehört uns, und wir haben vor, sie so lange zu behalten, wie wir am Leben bleiben. Mr. Baines kann Sie über die Einzelheiten unserer ursprünglichen Einweisung ins Bild setzen. Es steht alles in dem Manifest, das er und ich – mit Unterstützung der anderen in diesem Raum – formuliert haben. Lesen Sie das Manifest vor, Mr. Baines.«

»Vor fünfundzwanzig Jahren«, begann Gabriel Baines, »wurde auf diesem Planeten eine Kolonie gegründet...«

Dr. Rittersdorf seufzte. »Unser Wissen bezüglich der Zusammensetzung Ihrer diversen Geisteskrankheiten...«

»>Perversen<?« schrie Howard Straw. »Haben Sie >perversen< gesagt?« Sein Gesicht war mit wütenden Flecken bedeckt; er erhob sich halb von seinem Stuhl.

»Ich habe *diversen* gesagt«, erwiderte Dr. Rittersdorf geduldig. »Unser Wissen sagt uns, daß sich der Brennpunkt aller militanten Aktivitäten in der Mani-Siedlung befindet – oder anders ausgedrückt, in der Siedlung der Manischen. In vier Stunden werden wir unser Lager abbrechen und die Siedlung der Hebephreniker von Gandhitown verlassen. Wir werden in Da Vinci Heights landen, und wenn Sie uns in einen Kampf verwickeln, werden wir die bereitstehenden terranischen Streitkräfte alarmieren.« Und sie fügte hinzu: »Sie warten nur eine knappe halbe Stunde von hier entfernt.«

Erneut bereitete sich im Raum eine lange, angespannte Stille aus.

Endlich ergriff Annette Golding das Wort, auch wenn man sie kaum hören konnte. »Lies unser Manifest trotzdem vor, Gabriel.«

Baines nickte und fuhr fort. Aber seine Stimme bebte.

Annette Golding fing jämmerlich an zu weinen und unterbrach seine Vorlesung. »Sie sehen, was uns bevorsteht. Man wird uns wieder zu Krankenhauspatienten machen. Es ist das Ende.«

Dr. Rittersdorf sagte unbehaglich: »Wir wollen Sie *therapieren*. Die Therapie wird Sie dazu bringen, sich... na ja, untereinander entspannter zu fühlen. Sie werden mehr Sie selbst sein. Das Leben wird eine erfreulichere, natürlichere Bedeutung annehmen. Im Moment sind Sie alle so streß- und angstgeplagt...«

»Ja«, murmelte Jacob Simion. »Von der Angst, daß Terra hier einbricht und uns wieder wie eine Viehherde zusammentreibt.«

Vier Stunden, dachte Gabriel Baines. Das ist nicht viel. Mit zitternder Stimme las er das von ihnen gemeinsam aufgesetzte Manifest weiter vor.

Es erschien ihm wie eine nutzlose Geste. Weil, dachte er, die Wahrscheinlichkeit, daß es uns retten kann, mehr oder weniger gleich Null ist.

Nachdem die Konferenz beendet und Dr. Rittersdorf gegangen war, setzte Gabriel Baines seine Kollegen von seinem Plan in Kenntnis.

»Was haben Sie vor?« fragte Howard Straw mit geringschätzigen Spott, wobei sich sein Gesicht zu einer Grimasse verzog. »Sie sagen, Sie wollen sie *verführen!* Mein Gott, wahrscheinlich hat sie doch recht; wahrscheinlich gehören wir alle in eine neuropsychiatrische Klinik!« Er lehnte sich zurück und grunzte verächtlich. Seine Abscheu war zu groß, er konnte keine weiteren Schmähungen mehr ausstoßen. Er überließ es den anderen Anwesenden.

»Du scheinst ziemlich eingebildet zu sein«, sagte Annette Golding schließlich.

»Ich brauche jemanden«, sagte Gabriel, »der genug telepathische Kraft hat, um meinen Verdacht zu bestätigen.« Er wandte sich zu Jacob Simion um. »Hat dieser Heb-Heilige, Ignatz Ledebur, nicht wenigstens schwache telepathische Kräfte? Er ist doch so eine Art Hans-Dampf-in-allen-Gassen, wenn's um Psi-Talente geht.«

»Nicht, daß ich wüßte«, sagte Simion. »Aber Sie könnten es auch mit Sarah Apostoles versuchen.« Er zwinkerte Gabriel zu und schüttelte fröhlich den Kopf.

»Ich werde in Gandhitown anrufen«, sagte Gabriel Baines und nahm den Hörer ab.

Simion sagte: »Die Telefonleitungen nach Gandhitown sind wieder ausgefallen. Seit sechs Tagen. Sie müssen schon persönlich hingehen.«

»Das müßten Sie sowieso«, sagte Dino Watters und riß sich endlich selbst aus dem Schlummer seiner endlosen Depression. Er schien der einzige zu sein, den Baines' Plan irgendwie für sich eingenommen hatte. »Er ist doch immer in Gandhitown, wo alles möglich ist und jeder von jedem Kinder kriegt. Inzwischen weiß sie vielleicht schon von der Sache.«

Mit einem ablehnenden Grunzen sagte Howard Straw: »Es ist Ihr Glück, Gabe, daß sie sich bei den Hebs aufhält. Schon deswegen müßte sie für Sie empfänglicher sein.«

»Wenn das die einzige Möglichkeit ist, wie wir vorgehen können«, sagte Miss Hibbler steif, »glaube ich, daß wir den Untergang verdient haben. Das ist meine ehrliche Meinung.«

»Das Universum«, erläuterte Omar Diamond, »hält eine Unzahl von Möglichkeiten bereit, die es erfüllen kann. Selbst eine solche Lösung darf man nicht gänzlich ausschließen.« Er nickte ernst.

Ohne ein weiteres Wort – sogar ohne Annette auf Wiedersehen zu sagen – marschierte Gabriel Baines aus dem Sitzungssaal, ging die breiten Steintreppen hinab, verließ das Gebäude und begab sich zum Parkplatz. Dort stieg er in seinen Turbowagen, und kurz darauf befand er sich, mit der lahmen Geschwindigkeit von hundert Kilometern pro Stunde, auf dem Weg nach Gandhitown. Er rechnete damit, den Ort kurz vor Ablauf der vier Stunden zu erreichen, vorausgesetzt, es war nichts auf die Straße gefallen, das sie blockierte. Dr. Rittersdorf war in einem Raketen-Gleiter zurückgekehrt; sie war inzwischen schon dort. Er verfluchte die archaische Transportmethode, derer er sich bedienen mußte, aber so standen die Dinge nun mal. So war ihre Welt, und auch die Wirklichkeit, für die sie kämpften. Als Satellit der terranischen Kultur könnten sie natürlich bald wieder über moderne Transportmittel verfügen... Doch auch dies konnte seinen Geist nicht für das öffnen, was sie verloren. Es war besser, man fuhr mit einer Geschwindigkeit von hundert Stundenkilometern und war frei. Ach, dachte er. Eine Phrase.

Aber trotzdem – die Geschwindigkeit war ein Ärgernis. Wenn man die Lebenswichtigkeit seiner Mission bedachte... ob der Rat sie nun sanktioniert hatte oder nicht.

Vier Stunden und zwanzig Minuten später, körperlich von der Reise erschöpft, aber geistig wachsam und guten Mutes, erreichte er die müllbeladenen Außenbereiche Gandhitowns. Er roch den Mief der Siedlung und den süßen Duft des Verrotteten, das sich mit dem ätzenden Gestank zahlloser kleiner Feuer mischte.

Während der Fahrt hatte er eine neue Idee entwickelt. Deswegen wandte er sich im letzten Moment nicht der Hütte Sarah Apostoles' zu, sondern der des Heb-Heiligen Ignatz Ledebur.

Er fand Ledebur, umgeben von seinen Kindern und Katzen, im Garten, wo er an einem uralten, rostigen Benzimotor herumbastelte.

»Ich habe Ihren Plan gesehen«, sagte Ledebur und hob eine Hand, um Gabriel Baines davon abzuhalten, ihm eine Erklärung zu liefern. »Er stand vor kurzem, in Blut geschrieben, auf dem Horizont.«

»Dann wissen Sie genau, was ich von Ihnen will.«

»Ja.« Ledebur nickte. »Und ich habe in der Vergangenheit mit diversen Frauen meinen Nutzen daraus gezogen.« Er ließ den Hammer sinken, den er in der Hand hielt, und schlenderte auf seine Hütte zu. Die Katzen und die Kinder folgten ihm. Gabriel Baines tat es ihnen gleich. »Ihre Idee ist allerdings mikroskopisch«, sagte Ledebur mißbilligend und kicherte.

»Können Sie die Zukunft voraussagen? Können Sie mir sagen, ob ich Erfolg habe?«

»Ich bin kein Seher. Andere könnten es vielleicht vorhersagen, aber ich schweige lieber. Warten Sie eine Sekunde.« Er blieb inmitten des Hauptaums der Hütte stehen, während die ihn umgebenden Katzen miauend umherliefen. Dann griff er nach etwas über dem Spülbecken und stellte ein Einmachglas vor sich hin, in dem sich eine dunkle Substanz befand. Er schraubte den Deckel ab, roch daran, schüttelte den Kopf, schraubte es wieder zu und stellte es an seinen Platz zurück. »Das ist es nicht.« Er ging weiter; schließlich öffnete er den Kühlschrank, suchte darin herum und kam endlich mit einem Kunststoffkarton zurück, den er mit einem kritischen Stirnrunzeln untersuchte.

Seine gegenwärtige Lebensgefährtin – Gabriel Baines kannte ihren Namen nicht – kam aus dem Schlafzimmer, schenkte ihnen einen gelangweilten Blick und ging weiter. Sie trug ein sackähnliches Kleid und Tennisschuhe, doch keine Socken. Ihr Haar war eine Masse ungekämmter, schmutziger Zotteln, die Kopf und Hinterkopf bedeckten. Gabriel Baines wandte den Blick in düsterem Abscheu von ihr ab.

»Sag mal«, sagte Ledebur zu der Frau. »Wo ist das Glas mit dem Du-weißt-schon? Diese Mixtur, die wir nehmen, bevor wir...« Er machte eine Geste.

»Im Badezimmer.« Die Frau latschte weiter und ging nach draußen.

Ledebur verschwand im Bad, dann konnte man hören, wie er Gegenstände hin und her rückte: Gläser und Flaschen. Schließlich kehrte er zurück und brachte ein Trinkglas mit, gegen dessen Seiten eine Flüssigkeit schwappte. »Das ist es«, sagte Ledebur mit einem Grinsen, das zwei Zahnlücken entblößte. »Aber Sie müssen sie dazu bringen, es zu nehmen. Wie wollen Sie das schaffen?«

Das wußte Gabriel Baines im Moment noch nicht. »Wir werden sehen«, sagte er und streckte die Hand aus, um das Aphrodisiakum in Empfang zu nehmen.

Nachdem Baines Ledebur verlassen hatte, fuhr er zum einzigen Einkaufszentrum Gandhitowns und parkte vor dem domartigen Holzbau mit der abblätternden Farbe, das voller Regale mit verbeulten Büchsen war. Berge weggeworfener Pappkartons umsäumten den Eingang und den Parkplatz. Hier entledigten sich die alphanischen Händler großer Mengen zweitklassiger Waren, indem sie sie einfach über Bord kippten.

Im Inneren des Geschäfts kaufte er eine Flasche alphanischen Brandy. Als er wieder im Wagen saß, öffnete er sie, schüttete einen Teil des Inhalts aus und füllte sie mit dem trüben, dickflüssigen Aphrodisiakum, das der Heb-Heilige ihm gegeben hatte. Die beiden Flüssigkeiten vermischten sich. Zufrieden machte Baines die Flasche wieder zu, startete den Wagen und fuhr weiter.

Momentan, machte er sich klar, war nicht die richtige Zeit, um sich auf seine natürlichen Talente zu verlassen. Wie die Konferenz ausgeführt hatte, zeichnete er sich in dieser Hinsicht nicht über alle Maßen aus. Aber wenn sie überleben wollten, war Exzellenz unerlässlich.

Baines konnte das terranische Schiff problemlos visuell ausmachen. Es erhob sich glänzend und metallisch rein über den Müll von Gandhitown, und sobald er es sah, lenkte er den Wagen in seine Richtung.

Ein bewaffneter terranischer Wächter in einer graugrünen Uniform, die ihm vom letzten Krieg her noch vertraut war, hielt Baines ein paar hundert Meter vor dem Schiff an, und aus einem nahe gelegenen Torweg sah er, wie sich die Mündung einer schweren Waffe auf ihn richtet. »Ihren Ausweis, bitte«, sagte der Wächter, der ihn wachsam musterte.

Gabriel Baines sagte: »Sagen Sie Dr. Rittersdorf, ein Gesandter des Hohen Rates sei hier, um ihr ein letztes Angebot zu un-

terbreiten, das ein Blutvergießen auf beiden Seiten verhindern kann.« Er saß angespannt und steif aufgerichtet hinter dem Steuer des Wagens und starrte geradeaus.

Über Interkom wurden einige Arrangements getroffen. »Sie können weiterfahren, Sir.«

Ein zweiter Terraner, der ebenfalls eine militärische Uniform mit Rangabzeichen und Orden trug, geleitete ihn zu Fuß an die Rampe, die zur offenen Schleuse des Schiffes hinaufführte. Sie stiegen hinauf, dann durchquerte Baines mürrisch einen Gang und suchte nach Raum 32-H. Die ihn einengenden Wände führten dazu, daß er sich unbehaglich fühlte. Er sehnte sich nach frischer Luft, in der man atmen konnte. Doch jetzt war es zu spät. Er fand die richtige Tür, zögerte kurz und klopfte. Die Flasche unter seinem Arm gluckerte leise.

Die Tür schwang auf, und sie stand vor ihm. Dr. Rittersdorf trug noch immer den schwarzen Pullover, der ihr ein bißchen zu eng war, den schwarzen Rock und die Elfenschühchen. Sie sah ihn unsicher an. »Moment, Sie sind Mister...«

»Baines.«

»Ah. Der Para.« Halb an sich selbst gerichtet, fügte sie hinzu: »Schizophrene Paranoia. – Oh, verzeihen Sie.« Sie errötete. »Es war nicht beleidigend gemeint.«

»Ich bin hier«, sagte Gabriel Baines, »um auf etwas anzustoßen. Machen Sie mit?« Er ging an ihr vorbei in ihr winziges Quartier.

»Auf was denn?«

Er zuckte die Achseln. »Das dürfte doch offensichtlich sein.« Er ließ es zu, daß seine Stimme genau die richtige irritierte Schattierung ausdrückte.

»Sie geben also nach?« Ihr Tonfall war spitz und eindringlich. Sie schloß die Tür und kam einen Schritt auf ihn zu.

»Zwei Gläser«, sagte er mit absichtlich resignierend klingender Stimme. »Okay, Frau Doktor?« Er nahm die alphanische Brandyflasche mit dem fremdartigen Zusatz aus der Papiertüte und schraubte den Verschluß ab.

»Ich glaube, Sie haben einen klugen Entschluß gefaßt«, sagte Dr. Rittersdorf. Sie sah einfach hinreißend aus, als sie nach den Gläsern suchte. Ihre Augen glänzten. »Dies ist ein gutes Zeichen, Mr. Baines. Wirklich.«

Betrübt, ganz die Verkörperung des Geschlagenen, füllte Gabriel Baines die beiden Gläser bis zum Rand.

»Dann können wir also in Da Vinci Heights landen?« fragte Dr. Rittersdorf, als sie das Glas hob und daran nippte.

»Oh, aber sicher«, sagte er teilnahmslos und nahm ebenfalls einen kleinen Schluck. Es schmeckte abscheulich.

»Ich werde den Sicherheitsbeamten unserer Mission informieren«, sagte sie. »Mr. Mageboom. Damit es nicht zu unvorhergesehenen...« Sie verfiel schlagartig in Schweigen.

»Stimmt was nicht?«

»Ich hatte gerade ein seltsames...« Dr. Rittersdorf runzelte die Stirn. »Es war wie ein Flügelschlag. Tief in meinem Inneren. Wenn ich es nicht besser wüßte...« Sie sah verlegen aus. »Aber was soll's, Mister... äh... Baines?« Sie nahm einen schnellen Schluck aus ihrem Glas. »Ich fühle mich plötzlich so... gespannt. Ich schätze, ich war wohl zu besorgt; wir wollten es nicht darauf anlegen...« Ihre Stimme verlor sich im Nichts. Sie ging in eine Ecke der Kabine und nahm auf einem Stuhl Platz. »Sie haben mir etwas in den Drink getan.« Sie stand auf und ließ das Glas fallen; dann durchquerte sie so schnell wie möglich den Raum und näherte sich einem roten Knopf, der sich an seinem äußersten Ende befand.

Als sie an Baines vorbeikam, legte er eine Hand um ihre Taille. Der Bevollmächtigte des Interclan-Rates von Alpha III M2 holte zum Ultimativen Schlag aus. Jetzt mußte er Nägel mit Köpfen machen. Der Plan mußte ausgeführt werden – es ging um ihr Überleben.

Dr. Rittersdorf biß ihm ins Ohr. Trennte beinahe sein Läppchen ab.

»He«, sagte er bebend.

Dann sagte er: »Was machst du da?«

Und danach sagte er: »Ledeburs Gebräu funktioniert wirklich.«

Später fügte hinzu: »Aber irgendwo gibt es auch Grenzen.«

Die Zeit verging, und er sagte keuchend: »Zumindest sollte es welche geben.«

Jemand klopfte an die Tür.

Dr. Rittersdorf richtete sich ein Stück auf und schrie: »Hauen Sie ab!«

»Hier ist Mageboom«, sagte eine gedämpft klingende Stimme aus dem Korridor.

Dr. Rittersdorf sprang auf, riß sich von Baines los, rannte zur Tür und schloß sie ab. Sie wirbelte sofort wieder herum und

warf sich mit einem gierigen Gesichtsausdruck auf ihn. Baines schloß die Augen und erwartete den Zusammenprall.

Aber würde es ihnen das bringen, was sie haben wollten? Politisch gesehen?

Baines hielt sich neben dem Haufen ihrer beiseite geworfenen Kleider an einem Fleck auf dem Boden fest und keuchte: »Hören Sie, Dr. Rittersdorf...«

»Mary.« Diesmal biß sie ihm in den Mund. Ihre Zähne klickten mit erstaunlicher Kraft gegen die seinen. Baines krümmte sich vor Schmerzen und schloß unbeabsichtigt die Augen. Es erwies sich als sein größter Fehler, denn in diesem Moment wurde er umgeworfen, und im nächsten lag er wie festgenagelt auf dem Boden. Ihre spitzen Knie rammten sich in seine Lenden, und sie packte ihn kurz über den Ohren, wühlte die Finger in sein Haar und riß ihn hoch, als wolle sie ihm den Kopf von den Schultern reißen. Und gleichzeitig...

Baines rief schwach: »Hilfe...«

Doch der Mann an der Tür war offenbar schon gegangen; niemand antwortete.

Baines' Blick fiel auf den roten Knopf an der Wand, den Mary Rittersdorf hatte drücken wollen. Sie hatte es vorgehabt – doch nun gab es nicht mehr den geringsten Zweifel daran, daß ihr nichts ferner lag als dies. Baines kroch Zentimeter für Zentimeter in seine Richtung.

Er schaffte es nie.

Und was mir am meisten zu schaffen macht, dachte er später verzweifelt, ist, daß es auch den Rat politisch um keinen Millimeter weiterbringt.

»Dr. Rittersdorf«, knirschte er und schnappte röchelnd nach Luft, »lassen Sie uns doch vernünftig sein. Um Gottes willen, lassen Sie uns miteinander reden, ja? Bitte!«

Diesmal biß sie ihm in die Nasenspitze. Er spürte ihre spitzen Zähne. Sie lachte; es war ein langes, hallendes Lachen, das ihn frösteln ließ.

Ich glaube, jetzt weiß ich, was mich umbringen wird, machte er sich nach einer Periode, die ihm wie ein endloser Zeitraum erschien, klar, da keiner von ihnen es schaffte, etwas zu sagen: Die Beißerei. Ich werde zu Tode gebissen, ohne daß ich etwas dagegen tun kann. Er hatte das Gefühl, die Libido des Universums geweckt und auf sich losgelassen zu haben; sie bestand aus einer puren, elementaren, gewaltigen Kraft, die ihn am

Boden festnagelte und ihm keine Möglichkeit des Entkommens gab. Wenn doch nur jemand hereingekommen wäre, seinetwegen auch einer der bewaffneten Wächter...

»Weißt du eigentlich«, flüsterte Mary Rittersdorf feucht an seiner Wange, »daß du der süßeste Kerl der Welt bist?« Dann rutschte sie ein Stück höher, setzte sich auf seine Hüften und paßte sich ihm an. Baines sah seine Chance und rollte sich bei Seite. Bibbernd langte er nach dem Knopf. Er gab sich alle Mühe, ihn zu drücken, um jemanden herbeizurufen – irgend jemanden, ob es nun ein Terraner war oder nicht.

Sie erwischte ihn keuchend am Unterschenkel und riß ihn krachend zu Boden. Sein Kopf knallte gegen die Kante eines Metallschranks, und er stöhnte in der Dunkelheit einer Niederlage, auf der er trotz aller Erfahrungen seines bisherigen Daseins nicht vorbereitet gewesen war. Seine Vernichtung stand kurz bevor.

Mit einem Lachen rollte Mary Rittersdorf ihn herum und warf sich erneut auf ihn. Ihre nackten Knie gruben sich in seinen Leib; ihre Brüste baumelten über seinem Gesicht, als ihre Hände seine Gelenke umklammerten und sie ihn flach auf den Rücken warf. Als die Dunkelheit absolut wurde, merkte Baines, daß es ihr offenbar völlig gleichgültig war, ob er bei Bewußtsein war oder nicht. Ein letzter Gedanke bildete sich in seinem Geist, ein letzter Entschluß.

Irgendwie, auf irgendeine Art, würde er es Ignatz Ledebur, dem Heb-Heiligen, heimzahlen. Und wenn es das letzte war, was er in seinem Leben tat.

»Oh, du bist so süß...« Mary Rittersdorfs Stimme, kaum einen halben Zentimeter von seinem linken Ohr entfernt, betäubte ihn fast. »Ich könnte dich *auffressen*...« Sie zitterte am ganzen Leib, wogte auf und nieder, wie ein hin und her rasender Sturm, wie ein Erdbeben.

Als Baines die Besinnung verlor, hatte er das schreckliche Gefühl, daß Dr. Rittersdorf gerade erst anfing. Ledeburs Gebräu konnte nichts dafür, daß es *ihn* nicht auf diese Weise angetörnt hatte. Gabriel Baines und das Gebräu des Heb-Heiligen hatten in Dr. Mary Rittersdorf lediglich etwas zum Vorschein gebracht, das schon in ihr vorhanden gewesen war. Und er konnte sich glücklich schätzen, wenn sich die Kombination nicht – wie es sein Eindruck war – als totaler Todestrank, sondern als sogenannter Liebestrank entpuppte.

Zu keiner Zeit verlor er völlig die Besinnung. Deswegen war er sich auch viel später der Tatsache bewußt, daß die Aktivität, die ihn gefangenhielt, schrittweise abnahm. Der künstlich erzeugte Wirbelwind flaute ab, und dann gab es endlich wieder Frieden. Und dann wurde er – von einer Kraft, die er nicht zu Gesicht bekam – körperlich von seinem Platz auf dem Kabinenboden Dr. Mary Rittersdorfs entfernt und an einen völlig anderen Ort gebracht.

Am liebsten wäre ich tot, dachte er. Er hatte fraglos seine letzte Chance verspielt. Das terranische Ultimatum war abgelaufen, ohne daß es ihm gelungen war, den Lauf der Ereignisse aufzuhalten. Wo war er überhaupt? Baines öffnete vorsichtig die Augen.

Es war dunkel. Er lag draußen, unter den Sternen, und um ihn herum erhoben sich die Müllberge, aus denen die Heb-Siedlung namens Gandhitown bestand. In keiner Richtung – er schaute sich aufgeregt um – konnte er die Umrisse des terranischen Schiffes ausmachen. Also hatte es offenbar abgehoben. Um in Da Vinci Heights zu landen.

Zitternd setzte er sich hin. Wo im Namen all dessen, was seiner Spezies heilig war, waren seine Kleider? Waren sie diesen Leuten zu unwichtig gewesen, um sie ihm zurückzugeben? Das hätten sie doch wenigstens tun können. Er legte sich wieder hin, schloß die Augen und fluchte mit weinerlicher Stimme vor sich hin... Nicht zuletzt verfluchte er sich, den Para-Delegierten des Hohen Rates. Das ist zuviel, dachte er verbittert.

Ein Geräusch, das von rechts kam, lenkte ihn ab. Baines öffnete erneut die Augen und sah sich verstohlen um. Ein antikes Fahrzeug längst überholter Art knatterte auf ihn zu. Jetzt erkannte er Gebüsche. Ja, jetzt erkannte er es. Sie hatten ihn auch noch ins Buschwerk geworfen, wohl deswegen, damit ihn die Dornen piekten. Mary Rittersdorf hatte ihn auf den Status einer Ex-und-Hopp-Flasche reduziert. Dafür haßte er sie – ohne daß die Angst, die er vor ihr hatte und die viel größer war als sein Haß, geringer wurde. Das Fahrzeug, das auf ihn zukam, war nichts anderes als ein typischer Heb-Wagen mit Verbrennungsmotor. Er konnte die gelben Scheinwerfer erkennen.

Baines rappelte sich auf und brachte den Wagen winkend zum stehen. Er stand mitten auf einem nur schwach erkennbaren Kuhpfad am Rande Gandhitowns.

»Was ist denn?« fragte der Heb-Fahrer mit einer schleppenden, dünnen Stimme; er war so verdammt, daß er völlig sorglos war.

Baines ging zur Wagentür und sagte: »Ich bin... überfallen worden.«

»Ja? Wie schlimm. Ihre Sachen sind auch weg? Steigen Sie ein.« Der Heb ballerte gegen die Tür hinter sich, bis sie aufsprang. »Ich fahre Sie zu mir. Geb Ihnen was zum Anziehen.«

Baines sagte grimmig: »Es wäre mir lieber, Sie fahren mich zu Ignatz Ledeburs Hütte. Ich möchte mit ihm reden.« Aber konnte er es dem Heb-Heiligen verübeln, wenn alles in der Frau dringesteckt war? Niemand hätte es voraussagen können. Ledebur hätte ihm bestimmt abgeraten, wenn das Zeug die Frauen allgemein so verrückt machte.

»Wer ist das?« fragte der Heb-Fahrer, als er den Wagen wieder anließ.

In Gandhitown pflegte man wenig Kontakt miteinander; es war symptomatisch, wurde Blaines klar, daß Mary Rittersdorfs Feststellungen in Bezug auf sie sich ewig bestätigten. Doch er riß sich zusammen und beschrieb den Platz, an dem Ledeburs Hütte stand, so gut er es konnte.

»Oh, yeah«, sagte der Fahrer. »Das ist der mit den vielen Katzen. Ich hab vor kurzem eine überfahren.« Er kicherte. Baines schloß stöhnend die Augen.

Schließlich hielten sie vor der matt beleuchteten Hütte des Heb-Heiligen. Der Fahrer drosch die Wagentür auf. Baines kletterte steifbeinig hinaus. Ihm taten alle Knochen weh, und er litt noch immer unerträglich an den zig Millionen Bissen, die Mary Rittersdorf ihm in ihrer Leidenschaft beigebracht hatte. Schritt für Schritt legte er den Weg durch den müllbedeckten Hof zurück, der vom ungleichmäßigen Licht der Autoscheinwerfer erhellt wurde. Er fand die Hüttentür, verjagte ein riesiges Katzenrudel, das ihm den Weg versperrte, und kloppte laut an.

Als Ignatz ihn sah, schüttelte er sich vor Lachen. »Was müssen Sie hinter sich haben! Sie bluten ja am ganzen Leib! Ich hole Ihnen was zum Anziehen; vielleicht hat Elsie auch was gegen die Bisse, oder was Sie da haben... Sie sehen aus, als hätte man Sie mit einer Nagelschere bearbeitet.« Er verschwand kichernd irgendwo im Hintergrund der Hütte. Eine

Horde schmutziger Kinder musterte Baines, als er am Ölverbrenner stand und sich wärmte. Er ignorierte sie.

Später, als Ledeburs Lebensgefährtin Salbe auf die Wunden schmierte, die er um Nase, Mund und Ohren davongetragen hatte, und Ledebur ein paar zerknitterte, doch relativ saubere Kleider vor ihm ausbreitete, sagte Gabriel Baines: »Ich habe sie durchschaut. Sie ist ganz klar eine von den oralsadistischen Typen. Deswegen ist natürlich alles schiefgelaufen.« Ernüchtert wurde ihm klar, daß Mary Rittersdorf ebenso krank war wie jeder andere auf Alpha III M2 – wenn nicht gar noch kränker. Und es war latent gewesen.

»Das terranische Schiff ist gestartet«, sagte Ledebur.

»Ich weiß.« Baines fing an, sich anzukleiden.

»Vor einer Stunde«, sagte Ledebur, »habe ich eine Vision gehabt. Über die Ankunft eines weiteren terranischen Schiffes.«

»Eines Kriegsschiffes«, vermutete Baines. »Um Da Vinci Heights einzunehmen.« Er fragte sich, ob sie soweit gehen und die Siedlung der Manis im Namen der Psychotherapie mit Atombomben beplastern würden.

»Es handelt sich um einen kleinen, schnellen Jäger«, sagte Ledebur. »Laut dem Bild, das ich empfangen habe, ist er verwandt mit den Kräften des Ursprungs. Wie eine Biene. Er kam herunter und landete in der Nähe der Poly-Siedlung Hamlet Hamlet.«

Baines dachte sofort an Annette Golding. Er betete zum Himmel, daß ihr nichts passiert war. »Haben Sie irgendein Fahrzeug für mich? Irgend etwas, mit dem ich nach Adolfville zurückfahren kann?« Sein eigener Wagen stand wahrscheinlich noch immer an der Stelle, die zuvor das terranische Schiff eingenommen hatte. Zum Teufel, er konnte ihn von hier aus zu Fuß erreichen. Er nahm sich vor, nicht zur Para-Siedlung zurückzukehren. Er würde nach Hamlet Hamlet fahren, um sich rückzuversichern, daß Annette nicht vergewaltigt, zusammengeschlagen oder zerlasert worden war. Wenn man ihr auch nur ein Haar gekrümmmt hatte...

»Ich habe sie alle im Stich gelassen«, sagte er zu Ledebur. »Ich habe behauptet, ich hätte einen Plan. Natürlich haben sie sich auf mich verlassen, weil ich ein Para bin.« Aber noch hatte er nicht aufgegeben; sein Para-Bewußtsein war voller finsterer Pläne, war aktiv und lebendig. Und so würde er auch ins Grab

gehen, mit dem steten Plan im Herzen, dem Feind eine Niederlage beizubringen.

»Bevor Sie irgendwo hingehen«, sagte Ledeburs Frau, »sollten Sie etwas essen. Es ist noch ein bißchen Niereneintopf da. Ich wollte es eigentlich den Katzen geben, aber Sie können es gern haben.«

»Danke«, sagte Baines und brachte es fertig, sich nicht auf der Stelle zu übergeben. Die Heb-Küche war an sich nicht das, worauf er wild war. Aber sie hatte recht. Er mußte ein gewisses Maß an Kraft haben, sonst brach er unterwegs zusammen. Es war schon erstaunlich genug, daß er nach dem bisher Erlittenen noch nicht zusammengeklappt war.

Nachdem Baines gegessen hatte, borgte er sich eine Taschenlampe von Ledebur, dankte ihm für die Kleider, die Salbe und die Mahlzeit und machte sich zu Fuß auf den Weg durch die schmalen, verschmutzten Straßen Gandhitowns. Zum Glück stand sein Wagen noch dort, wo er ihn verlassen hatte. Weder die Hebs noch die Terraner schienen in der Lage gewesen zu sein, ihn wegzukarren, auseinanderzunehmen oder zu pulverisieren.

Baines stieg ein, verließ Gandhitown und nahm die östliche Straße nach Hamlet Hamlet. Erneut fuhr er mit der schmerzlich langsamen Geschwindigkeit von hundert Stundenkilometern, bis er sich wieder auf offenem Gelände zwischen den Ortschaften befand.

Er empfand ein schreckliches Gefühl der Dringlichkeit, und zwar von einer Art, die er noch nie zuvor erlebt hatte. Da Vinci Heights war wahrscheinlich überrollt worden und hatte sich ergeben. Was war noch übrig? Wie konnten sie jetzt noch überleben – ohne die fantastische Energie des Mani-Clans? Doch vielleicht bedeutete das einzelne, kleine terranische Schiff etwas? War es vielleicht sogar eine Hoffnung? Immerhin war es unerwartet gekommen. Innerhalb der Bereiche dessen, was man erwarten konnte, hatten sie jedenfalls keine Chance – da waren sie zum Untergang verurteilt.

Baines war weder ein Schizo noch ein Heb, aber dennoch hatte auch er auf seine eigene, schwache Weise eine Vision. Es war eine Strohhalmvision, eine Möglichkeit von vielen. Sein erster Plan war fehlgeschlagen, aber da war noch dieses kleine Schiff. Und daran glaubte Baines. Er wußte nicht einmal, warum.

11. Kapitel

Auf der Heimfahrt von der Ratssitzung in Adolfville, einer Konferenz, die das Ablauen des terranischen Ultimatums erlebt und den Feind gegen Da Vinci Heights hatte vorrücken sehen, zog Annette Golding die Möglichkeit eines Selbstmordes in Betracht. Was mit ihnen, inklusive den Manis, geschehen war, war ungeheuerlich. Wie konnte man die geäußerten Argumente eines Planeten bekämpfen, der erst kürzlich das ganze alphanische Imperium geschlagen hatte?

Es gab keine Hoffnung mehr. Sie erkannte es sogar auf der biologischen Ebene... und sie war bereit, sich der Erkenntnis zu unterwerfen. Ich bin wie Dino Watters, redete sie sich ein, als ihr Blick auf die sich düster vor ihr ausbreitenden Straße, das Leuchten der Scheinwerfer und die Kunststoffpiste fiel, die Adolfville mit Hamlet Hamlet verband. Wenn die Chancen gleich null sind, kämpfe ich lieber nicht, dann gebe ich lieber auf. Obwohl mich niemand zum Aufgeben zwingt: *Mir ist einfach danach.*

Als ihr dies klar wurde, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Wahrscheinlich, dachte sie, bewundere ich die Manis im Grunde. Wahrscheinlich bewundere ich das, was ich nicht bin. Ich bin weder grob noch großenwahnsinnig und auch nicht nachgiebig. Doch da ich ein Poly bin, könnte ich theoretisch so werden. Ich könnte in der Tat alles werden. Aber statt dessen...

Dann sah sie rechts von sich einen sich über den nächtlichen Himmel ziehenden Retrodüsenstreifen. In ziemlicher Nähe von Hamlet Hamlet senkte sich ein Schiff herab. Wenn sie auf dieser Straße blieb, würde sie ihm sicher begegnen. Sofort verspürte sie die polytypischen widersprüchlichen Emotionen. Die Angst führte dazu, daß sie sich krümmte, und doch brachte die Neugier – eine Mischung aus Ungeduld, Erwartung und Erregung – sie dazu, schneller zu fahren.

Doch bevor sie das Schiff erreichte, hatte die Angst sie schon besiegt. Annette fuhr langsamer, lenkte den Wagen auf den weichen Randstreifen, zog den Zündschlüssel ab und hielt an. Der Wagen glitt lautlos weiter, bis er stehenblieb; sie blieb mit ausgeschalteten Scheinwerfern sitzen, lauschte den nächtlichen Geräuschen und fragte sich, was sie tun sollte.

Von ihrem Standort aus konnte sie das Schiff nur schwach erkennen. Gelegentlich blitzte in der Nähe ein Licht auf. Da war

jemand zugange. Vielleicht terranische Soldaten, die zur Invasion Hamlet Hamlets ansetzten. Aber sie hatte keine Stimmen gehört. Und das Schiff wirkte nicht sehr groß.

Sie war natürlich bewaffnet. Ratsdelegierte mußten bewaffnet sein, obwohl der Heb-Vertreter seine Waffe grundsätzlich vergaß. Sie griff ins Handschuhfach und nahm die almodische Bleimantelgeschoßpistole heraus. Sie hatte sie noch nie benutzt, und es kam ihr unglaublich vor, daß sie sie vielleicht bald würde benutzen müssen. Aber es sah so aus, als hätte sie keine andere Wahl.

Sie schlich lautlos zu Fuß an ein paar Wuscheligen Sträuchern vorbei, bis sie plötzlich genau vor dem Schiff stand. Sie zuckte überrascht zurück; dann sah sie einen Lichtblitz und stellte fest, daß die Aktivitäten am Fuße des Schiffes fortgesetzt wurden.

Ein einzelner Mann war völlig konzentriert damit beschäftigt, mit einer Schaufel eine Grube auszuheben. Er ließ sich nicht stören. Schweißperlen bedecken sein vor Konzentration fältiges Gesicht. Und dann eilte er plötzlich zum Schiff zurück.

Als er wiederaufstauchte, hatte er einen Karton bei sich, den er neben der Grube abstellte. Seine Lampe leuchtete in den Karton hinein, und Annette Golding sah fünf grapefruitähnliche Kugeln, die leicht angefeuchtet waren und pulsierten. Sie waren lebendig. Annette erkannte sie. Es waren die neugeborenen Urbestandteile eines ganymedischen Schimmelschleims – sie hatte Fotos von ihnen auf Bildtextbändern gesehen. Natürlich grub der Mann sie ein; in der Erde würden sie mit großer Geschwindigkeit heranwachsen. Dieser Teil ihres Lebenszyklus erfüllte sich in null Komma nichts. Deswegen also beeilte sich der Mann so: Damit die Kugeln nicht starben.

Annette sagte, was sie selbst überraschte: »Sie kriegen sie niemals alle rechtzeitig rein.« Tatsächlich hatte sich eine der Kugeln bereits verdunkelt, sank in sich zusammen und verwelkte vor ihren Augen. »Hören Sie.« Sie ging auf den Mann zu, der pausenlos mit einer kleinen Schaufel weitergrub. »Ich halte sie feucht; haben Sie irgendwo Wasser?« Sie kniete sich neben ihn und wartete ab. »Sonst werden sie noch eingehen.« Doch das schien ihm selbst klar zu sein.

Der Mann sagte heiser: »Im Schiff. Holen Sie einen großen Behälter. Sie können den Wasserhahn erkennen; er ist markiert.« Er trennte die welkende Kugel von den anderen, setzte

sich vorsichtig in die Grube und fing an, sie mit loser Erde zu bedecken, die er mit den Händen zusammenraffte.

Annette betrat das Schiff. Sie fand den Wasserhahn und eine Schüssel. Als sie mit der gefüllten Schüssel wieder draußen war, befeuchtete sie die rasch zerfallenden Kugeln und sinnierte darüber nach, daß es mit Pilzen nun einmal so war: Bei ihnen ging alles schnell, die Geburt, das Heranwachsen, sogar der Tod. Vielleicht hatten sie Glück und lebten sogar für kurze Zeit.

»Danke«, sagte der Mann, als er eine zweite – nun feuchte – Kugel nahm und vergrub. »Ich glaube nicht, daß ich alle retten kann. Die Sporen sind während der Reise ausgeschlagen – ich hatte keinen Platz, um die Pflanzen aufzubewahren; ich hatte nur einen Topf für die mikroskopisch kleinen Sporen.« Er schaute sie kurz an, bevor er, um die Grube zu vergrößern, weitergrub, und fügte »Miss Golding« hinzu.

Annette kniete sich neben die Kugel-Kartons und sagte: »Wieso kennen Sie mich, wenn ich Sie noch nie zuvor gesehen habe?«

»Ich war schon mal hier«, sagte der Mann ohne Umschweife. Die erste eingegrabene Kugel fing schon an zu wachsen; im Licht der Taschenlampe sah Annette, wie die Erde sich wölbte und sich bebend aufbäumte, während der Durchmesser der Kugel größer wurde. Es war ein komischer und lustiger Anblick, und so lachte sie.

»Tut mir leid«, entschuldigte sie sich. »Aber Sie waren so eilig, sie in den Boden zu kriegen. Schauen Sie sie sich jetzt mal an. Es dauert nicht mehr lange, dann sind sie so groß wie wir. Und können sich bewegen.« Sie wußte, daß der Schimmelschleim ein individueller und mobiler Pilz war, deswegen faszinierte er sie auch so.

»Wieso wissen Sie soviel über sie?« fragte der Mann.

»Ich hatte jahrelang nichts anderes zu tun, als mich zu bilden. Im... Ich schätze, Sie würden es ein Hospital nennen... Jedenfalls kriegte ich dort Bänder über Biologie und Zoologie. Es stimmt doch, daß ein ausgewachsener ganymedischer Schimmelschleim so intelligent ist, daß man sich richtig mit ihm unterhalten kann, oder?«

»Er ist sogar *noch* intelligenter.« Der Mann pflanzte rasch eine weitere Kugel ein. Sie bebte in seiner Hand wie Wackelpudding.

»Wie wunderbar«, sagte Annette. »Ich finde es wahnsinnig aufregend.« Es war die Sache bestimmt wert, hierzubleiben und zuzusehen. »Gefällt Ihnen das auch so?« fragte sie und kniete sich hinter den Karton, um ihm bei der Arbeit zuzusehen. »Die Gerüche der Natur und der Luft; die Geräusche der kleinen Lebewesen, der Hippfrösche und Glockengrillen, die sich überall röhren, und dann dies: Pilze wachsen statt sterben zu lassen? Sie sind sehr human, das sehe ich. Sagen Sie mir, wie Sie heißen.«

Er sah sie von der Seite an. »Warum?«

»Darum. – Damit ich mich an Sie erinnern kann.«

»Auch ich habe mir einen Namen geben lassen«, sagte der Mann, »damit ich mich an ihn erinnere.«

Jetzt war nur noch eine Kugel übrig. Die erste keimte schon und entfaltete sich. Annette erkannte, daß sie zu einer Vielzahl von Kugeln geworden war, die jetzt in einer Masse zusammenklebten. »Allerdings«, sagte der Mann, »wollte ich den Namen wissen, um...« Er beendete den Satz nicht, aber sie verstand, was er meinte. »Mein Name ist Chuck Rittersdorf«, sagte er.

»Sind Sie mit Dr. Rittersdorf verwandt, der Psychologin aus dem terranischen Schiff? Ja, Sie müssen ihr Mann sein.« Annette war sich dessen sicher; die Tatsache war völlig offensichtlich. Als ihr Gabriel Baines' Vorhaben einfiel, hielt sie eine Hand vor ihren Mund und kicherte vor ausgelassener Erregung. »Oh«, sagte sie, »wenn Sie wüßten. Aber ich kann's Ihnen nicht sagen.« Ein weiterer Name, den Sie nicht vergessen sollten, lautet Gabriel Baines, dachte sie. Sie fragte sich, wie Gabes Plan verlaufen war, Dr. Rittersdorf den Boden zu entziehen, indem er sie verführte. Sie hatte das Gefühl, er war schiefgegangen. Doch für Gabe konnte es trotzdem recht spaßig gewesen sein. Vielleicht war es noch in diesem Moment spaßig für ihn.

Natürlich war jetzt alles vorbei, weil Mr. Rittersdorf angekommen war.

»Wie haben Sie geheißen«, fragte sie, »als sie zum ersten Mal hier waren?«

Chuck Rittersdorf sah sie an. »Glauben Sie, ich hätte meinen Namen geän...«

»Sie waren ein anderer.« So mußte es gewesen sein; sonst hätte sie sich an ihn erinnert. Hätte ihn wiedererkannt.

Rittersdorf sagte nach einer Pause: »Sagen wir's so... Ich war hier, habe Sie kennengelernt, bin zur Erde zurückgekehrt und bin jetzt wieder da.« Er warf ihr einen Blick zu, als sei es ihre Schuld. Nachdem er die letzte Kugel eingegraben hatte, packte er nachdenklich den leeren Karton und die kleine Schaufel und ging auf das Schiff zu.

Annette folgte ihm und sagte: »Werden die Schirmschleime jetzt unseren Mond übernehmen?« Ihr kam der Gedanke, daß dies vielleicht ein Teil des terranischen Eroberungsplans war. Doch die Vorstellung hatte nicht den richtigen Klang. Dieser Mann sah so aus, als arbeite er allein. Die Idee war für jemanden wie sie viel zu paratypisch.

»Es könnte euch viel schlimmer ergehen«, sagte Rittersdorf lakonisch. Er verschwand im Schiff. Annette zögerte einen Moment, dann ging sie hinter ihm her und blinzelte in das helle Licht, das von der Decke kam.

Auf einem Tresen lag ihre Bleimantelgeschoßpistole. Sie hatte sie dort hingelegt, als sie damit beschäftigt gewesen war, den Behälter mit Wasser zu füllen.

Rittersdorf nahm die Pistole in die Hand und untersuchte sie, dann drehte er sich mit einem eigentümlichen Ausdruck zu ihr um. Auf seinem Gesicht tauchte so etwas wie ein Grinsen auf. »Gehört sie Ihnen?«

»J-ja«, sagte sie verlegen. Sie streckte die Hand in der Hoffnung aus, daß er sie ihr zurückgab. Aber das tat er nicht. »Ach, bitte«, sagte sie. »Sie gehört mir, und ich habe sie dort hingelegt, weil ich Ihnen helfen wollte. Das wissen Sie doch.«

Er musterte sie eine ziemliche Weile. Dann gab er ihr die Pistole zurück.

»Vielen Dank.« Sie empfand Dankbarkeit. »Ich werde es Ihnen nicht vergessen.«

»Wollten Sie den Mond damit verteidigen?« Rittersdorf lächelte nun. Ihr fiel auf, daß er nicht übel aussah, wenn man außer acht ließ, daß sein Gesicht einen hektischen, von Kummer zerfressenen Ausdruck und zu viele Falten zeigte. Aber seine Augen waren von einem netten Hellblau. Sie nahm an, daß er Mitte Dreißig war. Das war kein Alter, auch wenn er etwas älter war als sie. Sein Lächeln wirkte irgendwie schmerzlich. Es war gar nicht gekünstelt, aber... Sie dachte nach. Es kam ihr irgendwie unnatürlich vor; als sei es schwierig für ihn, sich glücklich zu fühlen, und sei es auch nur für eine kleine Welt.

Vielleicht war er so wie Dino Watters – von Natur aus finster eingestellt. Wenn er so war, tat er ihr leid. Es war schrecklich, an so etwas zu leiden. Viel schlimmer als manches andere.

»Ich glaube nicht, daß wir den Mond retten können«, sagte sie. »Ich wollte mich nur persönlich schützen. Sie kennen die hiesige Situation, nicht wahr? Wir...«

Urplötzlich ertönte in ihrem Kopf eine krächzende, rudimentäre Stimme, die »Mr. Rittersdorf...« quäkte und dann verblaßte. Dann war sie wieder da, wie das schwache Gesäusel eines Röhrenradios. »... klug gedacht. Ich sehe, daß Joan...« Dann verstummte die Stimme erneut.

»Was in Gottes Namen war das?« fragte Annette erschreckt.

»Der Schimmelschleim. *Einer* von ihnen. Ich weiß nicht, welcher.« Chuck Rittersdorf schien vor Erleichterung wie gebannt zu sein und sagte laut: »Er hat den Anschluß gefunden!« Er schrie so laut, als sei Annette kilometerweit entfernt. »Er ist wieder da! Was sagen Sie dazu, Miss Golding? Sagen Sie doch was!« Er faßte blitzschnell ihre Hände und wirbelte sie mit fast kindlicher Freude im Kreis herum. »Sagen Sie doch was, Miss Golding!«

»Ich freue mich«, sagte Annette pflichtbewußt, »daß Sie so glücklich sind. Sie sollten sich so oft wie möglich freuen. Ich weiß zwar nicht, was passiert ist, aber...« Sie löste ihre Hände von den seinen. »... ich weiß, daß es Ihnen zusteht, was immer es auch sein mag.«

Hinter ihr bewegte sich etwas. Sie drehte sich um und sah im Eingang des Schiffes einen gelben Klumpen, der schleppend näher kam, sich über die Schwelle wälzte und eintrat. Also so sehen sie aus, dachte sie, wenn sie das Endstadium erreicht haben. Es war atemberaubend. Sie zog sich zurück – doch nicht aus Angst, sondern aus Ehrfurcht. Es war wirklich ein Wunder, wie schnell er sich entwickelt hatte. Doch jetzt, fiel Annette ein, würde er so bleiben, wie er war, bis ihn irgendwann ein zu kaltes oder zu warmes Klima oder zuviel Trockenheit umbrachte. In seiner letzten Inkarnation würde er sich sporifizieren, und der Zyklus würde sich wiederholen.

Als der Schimmelschleim das Schiff betrat, kam hinter ihm ein zweiter in Sicht, der ihm folgte. Und dahinter ein dritter.

Chuck Rittersdorf sagte überrascht: »Wer von Ihnen ist Lord Flieh-den-Geiz?«

In Annettes Geist erhob sich ein Schwall von Gedanken. »Es ist bei uns so Sitte, daß der Erstgeborene die offizielle Identität des Ahnen annimmt. Aber in Wirklichkeit gibt es keinen Unterschied. In gewissem Sinn ist jeder von uns Lord Flieh-den-Geiz; in einem anderen Sinn ist es keiner. Ich – der erste – werde den Namen annehmen. Die anderen werden sich einen ausdenken, der ihnen gefällt. Ich habe den Eindruck, daß wir hier funktionieren und erblühen werden; die Atmosphäre, die Luftfeuchtigkeit und die Schwerkraft scheinen für uns in Ordnung zu sein. Sie haben daran mitgewirkt, einen Platz für uns zu finden; sie haben uns über – gestatten Sie, daß ich es ausrechne – mehr als drei Lichtjahre von unserem Ursprung entfernt. Vielen Dank.« Und er – beziehungsweise sie – fügte(n) hinzu: »Ich fürchte, Sie und das Schiff werden gleich angegriffen. Vielleicht sollten wir so schnell wie möglich verschwinden. Deswegen sind wir hereingekommen – jene von uns, die sich schnell genug entwickelt haben.«

»Angegriffen?« fragte Chuck. »Von wem?« Er drückte einen Knopf im Kontrollbord, woraufhin sich die Schleuse schloß. Er nahm Platz und leitete die Startvorbereitungen ein.

»Soweit wir wissen«, fing Annette die Gedanken der drei Schimmelschleime auf, »handelt es sich um eine Gruppe von Einheimischen – um jene, die sich als Manis bezeichnen. Es ist ihnen offenbar gelungen, ein anderes Schiff in die Luft zu sprengen...«

»Oje«, rasselte Chuck Rittersdorf. »Das kann nur Marys Schiff gewesen sein!«

»Ja«, stimmte ihm der Schimmelschleim zu. »Die anrückenden Manis sind gerade fröhlich dabei, sich auf die für sie typische stolze Weise dafür zu gratulieren, daß sie Dr. Mary Rittersdorf erfolgreich haben abwehren können. Sie ist jedoch nicht tot. Die Mannschaft des ersten Schiffes konnte entkommen; sie hält sich gegenwärtig an einem unbekannten Ort auf, und die Manis sind hinter ihr her.«

»Was ist mit den in der Nähe befindlichen terranischen Kriegsschiffen?« fragte Rittersdorf.

»Welche Kriegsschiffe? Die Manis haben irgendeinen neuartigen Schutzschild um ihre Siedlung gelegt. Im Moment sind sie sicher.« Dann strahlte der Schimmelschleim eine private Mutmaßung aus. »Aber der Schirm wird nicht lange halten, und

das wissen sie. Sie sind nur zeitweilig in der Offensive. Sie haben dennoch ihren Spaß dabei.

Sie freuen sich sehr, weil die verblüfften terranischen Formationen bloß sinnlos herumsummen.«

Die armen Manis, dachte Annette. Sie können nichts im voraus erkennen. Sie leben nur für den Tag und ziehen in die Schlacht, als hätten sie eine echte Chance. Aber trotzdem – war ihre eigene Sichtweise etwa besser? War ihre Bereitwilligkeit, die Niederlage hinzunehmen, etwa ein Fortschritt?

Kein Wunder, daß die Mond-Clans alle von den Manis abhängig waren. Die Manis waren die einzigen, die noch Mut hatten. Und die Vitalität, die ihren Mut erst erzeugte.

Wir anderen, dachte Annette, haben schon vor langer Zeit verloren. Bevor die erste Terranerin – Dr. Mary Rittersdorf – hier aufgekreuzt ist.

Gabriel Baines näherte sich mit lumpigen hundert Stundenkilometern der Ortschaft Hamlet Hamlet. Als er das flotte kleine Schiff in den Nachthimmel hinaufrasen sah, wußte er, daß es zu spät war, obwohl er nicht die leiseste Ahnung hatte, wie die Dinge standen. Sein beinahe psionisches Talent sagte ihm, daß Annette sich entweder in diesem Schiff aufhielt oder daß jene, die sich an Bord aufhielten, sie getötet hatten. Auf jeden Fall war sie nicht mehr da; deswegen verlangsamte er das Tempo und empfand Verbitterung und Verzweiflung.

Jetzt gab es buchstäblich nichts mehr, was er tun konnte. Nun konnte er ebensogut wieder nach Adolfville zurückkehren, in seine eigene Siedlung, zu seinen Leuten, um die letzten, tragischen Tage des Daseins bei ihnen zu verbringen.

Als er dazu ansetzte, den Wagen zu wenden, rumpelte und quietschte etwas an ihm vorbei auf Hamlet Hamlet zu. Es war ein krabbelndes Ungeheuer, wenn nicht gar ein Super-Ungeheuer, und es bestand aus hochwertigem Metall, wie es nur die Manis herstellen konnten. Es fegte durch die Landschaft, starke Scheinwerfer liefen ihm voraus. Es zeigte eine rotschwarze Flagge, das Schlachtsymbol der Manis.

Allem Anschein nach sah er hier das Anfangsstadium eines sich zu ebener Erde abspielenden Gegenangriffes. Aber gegen was zog man ins Feld? Die Manis setzten offenbar zu einer Attacke an – aber doch wohl kaum gegen Hamlet Hamlet? Vielleicht hatten sie einen Versuch unternommen, das kleine,

schnelle Schiff zu erreichen, bevor es gestartet war. Aber jetzt war es für sie ebenso zu spät wie für ihn.

Baines ließ die Hupe ertönen. Der Turmdeckel des Mani-Panzers flog auf. Der Panzer drehte sich im Kreis und kam in seine Richtung.

Ein ihm unbekannter Mani reckte sich und grüßte ihn mit einer Armbewegung. Sein Gesicht strahlte vor Begeisterung; er war offenbar Feuer und Flamme, endlich diese Erfahrung zu machen und seine militärischen Pflichten zur Verteidigung des Mondes, für die er so lange geübt hatte, ausüben zu können. Die Lage, so deprimierend sie für Baines auch war, übte auf den Mani einen gegenteiligen Effekt aus: Sie gestattete ihm ein auffälliges, kampflüsternes Aufblähen, und er konnte sich in Positur stellen. Gabriel Baines war nicht überrascht darüber.

»Hallo!« schrie der Mann im Panzer mit einem breiten Grinsen.

Baines erwiderte seinen Gruß mit so wenig Säuerlichkeit, wie er es zustande brachte. »Das Schiff scheint euch entwischt zu sein.«

»Das kriegen wir schon noch.« Die Freude des Manis nahm kein Quentchen ab; statt dessen deutete er auf den Himmel. »Wart's nur ab, Kumpel. Wenn die Rakete abzischt.«

Eine Sekunde später blitzte über ihnen etwas auf. Dann regneten helle Bruchstücke herab, und Gabriel Baines begriff, daß das terranische Schiff getroffen war. Der Mani hatte recht behalten. Wie üblich... Es lag in der Natur seines Clans.

Da ihm die Intuition sagte, daß sich Annette Golding an Bord des Schiffes aufhielt, sagte Baines, von Grauen erfaßt: »Ihr barbarischen, monströsen Manis...« Der größte Teil der Trümmer regnete rechts von ihm herunter. Baines knallte die Tür zu, warf den Motor an, verließ die Straße und fuhr rumpelnd über das offene Gelände. Der Turm des Mani-Panzers schloß sich, dann fuhr die Kampfmaschine hinter ihm her und erfüllte die Nacht mit quietschendem Geklapper.

Baines erreichte die Überreste des Schiffes als erster. Eine Art Notfallschirm-Anlage, eine riesige Glaskugel, war aus dem Schiffsheck gedrungen und hatte einen Teil der Hülle mehr oder weniger sanft zu Boden fallen lassen. Dieser lag nun halb – mit dem Heck nach oben – im Erdreich vergraben und qualmte, als sei er – was Baines noch mehr entsetzte – im Begriff zu explodieren. Der atomare Ofen in seinem Inneren, dachte er,

hat wohl seine kritische Masse erreicht. Wenn er hochgeht, ist es aus.

Baines verließ den Wagen und rannte auf die Luke des Schiffes zu. Als er sie erreichte, sprang sie auf; ein Terraner erschien auf wackeligen Beinen, und hinter ihm kamen Annette Golding und – mit großen technischen Schwierigkeiten – ein homogener gelber Blubber, der über den Schleusenrand floß und mit einem lauten Plopp zu Boden niederfiel.

»Gabe«, sagte Annette, »sorg dafür, daß die Manis diesen Mann nicht erschießen; er ist ein guter Kerl. Er ist sogar freundlich zu Schimmelschleimen.«

Inzwischen war der Mani-Panzer näher gekommen. Der Turmdeckel flog erneut auf, und der Mani im Inneren des Fahrzeugs richtete sich auf. Doch diesmal hielt er einen Laser in der Hand, der genau auf Annette und den Terraner zielte. Der Mani sagte grinsend: »Wir haben euch erwischt.« Es war klar, daß er sie erschießen würde, wenn er seine Freude voll ausgekostet hatte. Die Wildheit seines Mani-Bewußtseins war unmeßbar.

»Hören Sie«, sagte Baines und winkte dem Mani zu. »Lassen Sie die Leute in Ruhe. Die Frau stammt aus Hamlet Hamlet – sie ist eine von uns.«

»Eine von uns?« echte der Mani. »Wenn sie aus Hamlet Hamlet kommt, gehört sie doch nicht zu uns.«

»Also, jetzt hören Sie mal«, sagte Baines. »Seid ihr Manis so rauflustig, daß ihr in Krisenzeiten nicht mal ein Mitglied unserer gemeinsamen Clan-Bruderschaft erkennt? Nehmen Sie die Waffe runter.« Er ging, ohne den Mani aus den Augen zu lassen, langsam zu seinem abgestellten Wagen zurück. Unter dem Sitz lag seine eigene Waffe. Wenn es ihm gelang, sie an sich zu nehmen, würde er sie einsetzen, um Annettes Leben zu retten. »Ich werde Sie Howard Straw melden«, sagte er, öffnete die Wagentür und griff hinein. »Ich bin sein Kollege – ich bin der Para-Vertreter im Rat.« Baines' Finger schlossen sich um den Kolben der Waffe. Er hob sie hoch, legte an und zog gleichzeitig den Sicherungshebel zurück.

Das Klicken, das in der stillen Nacht deutlich zu vernehmen war, ließ den Mani sofort den Panzer herumschwenken. Die Laserkanone deutete jetzt auf Gabriel Baines. Weder Baines noch der Mani sagten etwas; sie sahen einander unbeweglich an. Sie feuerten auch nicht. Das Licht reichte nicht aus; keiner von ihnen konnte den anderen voll ausmachen.

Ein Gedanke drang in Gabriel Baines' Hirn vor, und nur der Himmel mochte wissen, woher er kam. »Mr. Rittersdorf, Ihre Gattin ist in der Nähe. Ich fange geistige Aktivität auf. Deswegen gebe ich Ihnen den Rat, sich zu Boden zu werfen.«

Der Terraner und Annette Golding warfen sich sofort hin; der Mani zuckte in seinem Panzer zusammen, drehte die Waffe in eine andere Richtung und lugte unsicher in die Finsternis hinein.

Ein fast perfekt gezielter Laserschuß fegte über die gebückte Gestalt des Terraners dahin, krachte gegen die Hülle des Schiffswracks und löste sich in einem Zischen von flüssig werdendem Metall auf. Der Panzer-Mani machte einen Satz und versuchte den Abschußort des Strahls auszumachen. Er umklammerte seine Waffe in einem Anflug von instinktiver Reaktion, doch er feuerte nicht. Weder er noch Gabriel Baines konnten erkennen, was passiert war. Wer schoß hier auf wen?

»Rein in den Wagen!« rief Gabriel Baines Annette zu. Er hielt die Tür auf; Annette hob den Kopf, sah ihn an und wandte sich dann dem Terraner zu, der neben ihr lag. Die beiden tauschten einen Blick, dann rappelten sie sich auf und rannten flink und im Zickzack auf das Fahrzeug zu.

Der Mani im Panzerturm eröffnete nun das Feuer, aber nicht auf Annette und den Terraner. Er feuerte in die Dunkelheit hinein – in die Richtung, aus der der Laserstrahl gekommen war. Dann ließ er sich ganz plötzlich in den Panzer zurückfallen. Der Turmdeckel schloß sich, und das Fahrzeug rumpelte vorwärts, in die Richtung, in die der Mani gefeuert hatte. Gleichzeitig löste sich ein Raketenengeschoß aus dem Vorderrohr des Panzers; es flog geradeaus, parallel zum Boden, und explodierte mit einem Schlag. Gabriel Baines, der den Versuch unternahm, seinen Wagen zu wenden – Annette und der Terraner saßen neben ihm –, spürte, wie der Boden bebte und ihn zu verschlingen drohte. Er schloß die Augen, aber das, was geschah, konnte er nicht verdrängen.

Der Terraner neben ihm fluchte. Annette Golding ließ ein Stöhnen hören.

Die verdammten Manis, dachte Baines wütend, als er spürte, wie der Wagen von der Druckwelle der explodierenden Granate hochgehoben wurde.

»Man sollte innerhalb solcher Entfernungen keine Raketen einsetzen«, sagte die Stimme des Terraners durch das Getöse.

Von der Druckwelle umgeworfen, kippte der Wagen um und rollte weiter. Gabriel Baines knallte gegen das Sicherheitspolster des Daches, dann gegen das des Armaturenbretts. Sämtliche Sicherheitsanlagen, die ein intelligenter Para in sein Fahrzeug installierte, um sich gegen Angriffe zu schützen, aktivierten sich automatisch, aber sie reichten nicht aus. Der Wagen rollte immer weiter, und Gabriel Baines, der in ihm hockte, sagte sich: *Ich kann diese Manis nicht ausstehen!* Ich werde nie wieder einen Schritt tun, um mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Irgend jemand, der gegen ihn geworfen wurde, sagte »o Gott!« Es war Annette Golding; er packte sie und klammerte sich an sie. Sämtliche Wagenfenster waren geplatzt; Kunststoffteilchen regneten auf ihn herab, als kämen sie aus einer Duschbrause, und er roch den ätzenden Geruch von etwas Verbranntem. Vielleicht war es seine eigene Kleidung; es hätte ihn nicht überrascht. Nun wurde der schützende Anti-Hitzeschaum in Massen aus den Düsen gesprüht, die ihn überall umgaben; die Temperatur sorgte dafür. Einen Moment später schwamm er in einem grauen Ozean, unfähig, nach irgend etwas zu greifen... Er hatte Annette wieder verloren. Verdammt, dachte er, die Schutzeinrichtungen, die mich soviel Zeit und Lappen gekostet haben, sind fast schlimmer als die Explosion. *Liegt darin eine Moral?* fragte er sich, als er in dem schleimigen Schaum einen Salto schlug. Es war, als würde man für eine gewaltige Körperrasur-Orgie eingeseift; Baines krümmte sich, würgte und kämpfte darum, sich von dem klebrigen Zeug freizumachen.

»Hilfe«, sagte er.

Nichts und niemand gab eine Antwort.

Ich werde den Panzer in die Luft jagen, dachte Gabriel Baines, während er weiter herumzappelte. Ich schwöre es; ich werde es ihnen heimzahlen, unseren Feinden, den aufgeblasenen Manis... Ich habe immer gewußt, daß sie gegen uns sind.

»Sie irren sich, Mr. Baines«, sagte ein in seinem Geist auftauender Gedanke ziemlich kühl und empfindsam. »Der Soldat, der die Rakete abfeuerte, hatte nicht die Absicht, Ihnen weh zu tun. Bevor er schoß, nahm er sorgfältige Berechnungen vor... Jedenfalls glaubte er es. Sie sollten sich davor hüten, hinter einer zufälligen Verletzung Bosheit zu vermuten. Momentan unternimmt er gerade den Versuch, zu Ihnen vorzudringen und

Sie aus dem brennenden Wagen zu holen. Und auch die, die bei Ihnen sind.«

»Wenn Sie mich hören können«, dachte Baines zurück, »dann helfen Sie mir.«

»Ich kann nichts tun. Ich bin ein Schimmelschleim. Ich darf mich den Flammen unter keinen Umständen nähern, weil ich zu hitzeempfindlich bin, wie die vor kurzem stattgefundenen Ereignisse eindeutig beweisen. Zwei meiner Brüder sind bereits bei diesem Versuch umgekommen. Und momentan bin ich noch nicht wieder in der Lage, mich fortzusporen.« Unaufgefordert fügte er hinzu: »Wenn ich überhaupt den Versuch unternehmen würde, jemanden zu retten, dann wäre es Mr. Rittersdorf. Er ist mit Ihnen zusammen im Wagen... der Mann von Terra.«

Eine Hand packte Gabriel Baines' Kragen. Er wurde hochgehoben, aus dem Wagen gezogen und zur Seite geworfen. Der Mani langte nun mit der für sein Volk typischen anomalen Stärke in den brennenden Wagen hinein und zog Annette Golding in Sicherheit.

»Und jetzt Mr. Rittersdorf«, erreichten Gabriel Baines die ängstlichen Gedanken des Schimmelschleims.

Und erneut – ohne auch nur den geringsten Gedanken an seine eigene Sicherheit zu verschwenden – verschwand der Mani mit seinem hyperaktiven Temperament in dem Wagen. Als er zurückkehrte, schleifte er den Terraner hinter sich her.

»Vielen Dank«, dachte der Schimmelschleim mit Erleichterung und Dankbarkeit. »Gestatten Sie mir, Ihnen zum Ausgleich für Ihre Tat eine Information zu geben: Ihre Rakete hat Dr. Rittersdorf *nicht getroffen*. Sie und das CIA-Simulacrum, ein Mr. Mageboom, halten sich immer noch in der Nähe in der Dunkelheit auf und warten auf die Möglichkeit, Sie erneut unter Beschuß zu nehmen. Sie sollten lieber schleunigst in Ihren Panzer zurückkehren.«

»Warum gerade ich?« fragte der Mani wütend.

»Weil Ihr Clan ihr Schiff vernichtet hat«, erwiderte der Schimmelschleim auf geistigem Wege. »Daß Sie und die anderen sich nicht leiden können, ist offenkundig. Beeilung!«

Der Mani-Soldat spurtete zu seinem Panzer.

Aber er erreichte ihn nicht. Nach zwei Dritteln des Weges flog er nach vorn aufs Gesicht, als ein Laserstrahl aus der Dunkelheit kam, ihn kurz berührte und dann erlosch.

Und jetzt sind wir an der Reihe, dachte Gabriel Baines unglücklich, als er auf dem Boden saß und sich den Schaum vom Leib wischte. Ich frage mich, ob sie mich erkennt und sich an unsere heutige Begegnung erinnert... Und wenn ja – wird es dazu führen, daß sie mich verschont – oder bringt sie mich als ersten um?

Neben ihm rappelte sich der Terraner auf, der durch irgend einen seltsamen Zufall ebenfalls Rittersdorf hieß, und sagte: »Sie hatten doch ein Schießeisen. Wo ist es geblieben?«

»Es ist noch im Wagen, nehme ich an.«

»Warum sollte sie uns umbringen?« keuchte Annette Golding.

»Weil sie weiß, weshalb ich hier bin«, sagte Rittersdorf. »Ich bin zu diesem Mond gekommen, um sie umzubringen.« Er wirkte gelassen. »Bevor die Nacht zu Ende ist, wird einer von uns beiden tot sein. Entweder sie oder ich.« Er war offenbar fest entschlossen.

Über ihnen ertönte das Brüllen einer Düsenrakete. Es war ein anderes Schiff. Ein großes, wurde Baines klar, und er empfand Hoffnung. Vielleicht bot sich ihnen eine Chance, Dr. Rittersdorf zu entkommen. Es stand für ihn nun außer Frage, daß sie nicht alle Tassen im Schrank hatte. Selbst wenn das Schiff Terraner beförderte. Ihm war nun klar, daß Dr. Rittersdorf aus dem wilden Impuls heraus handelte, der aus ihrem Inneren kam. Sie hatte keinen offiziellen Auftrag, so zu handeln. Zumindest hoffte er es.

Über ihnen loderte eine Leuchtrakete auf. Die Nacht wurde taghell, und alles, jeder kleine Gegenstand, bis hin zu den Steinen auf dem Boden, war deutlich sichtbar. Man konnte alles sehen: Das Schiffswrack Mr. Rittersdorfs; den verlassenen Panzer des toten Manis; seine Leiche, die nicht weit von ihnen entfernt lag; Gabriel Baines' Wagen, der zu einem Schrotthaufen verbrannt war; und dort, hundert Meter weiter entfernt, wo die Granate explodiert war, einen gewaltigen, geschmolzenen, rauchenden Trichter. Und rechts von ihnen, zwischen den Bäumen, zwei menschliche Gestalten. Mary Rittersdorf und der Mann, von dem der Schimmelschleim berichtet hatte. Jetzt sah Baines auch den Schimmelschleim. Er hatte sich in der Nähe des Schiffswracks versteckt. Im Schein der Leuchtrakete bot er einen makabren Anblick; Baines unterdrückte einen Aufschrei.

»Ein terranisches Kriegsschiff?« fragte Annette Golding.

»Nein«, sagte Rittersdorf. »Sehen Sie sich das Kaninchen an der Seite an.«

»Ein Kaninchen!« Ihre Augen wurden groß. »Handelt es sich um eine intelligente Kaninchenrasse? Gibt es so etwas?«

»Nein«, erwiderte der Gedanke des Schimmelschleims in Gabriel Baines' Hirn. Mit klarem Bedauern fuhr er fort: »Diese Erscheinung ist Bunny ›Häschen‹ Hentman, der nach Ihnen sucht, Mr. Rittersdorf. Er ist, wie Sie pessimistischerweise vorausgesehen haben, sehr schnell dahintergekommen, daß Sie nach Alpha III M2 gegangen sind. Er hat Brahe City kurz nach Ihrem Start von der Erde verlassen.« Der Schimmelschleim erklärte: »Ich entnehme diese Gedanken gerade seinem Gehirn; natürlich habe ich bis jetzt nichts davon gewußt, da ich mich im Sporenstadium befand.«

Ich verstehe kein Wort, dachte Gabriel Baines. Wer in Gottes Namen ist Bunny Hentman? Eine Hasengottheit? Und warum sucht er Rittersdorf? Tatsache war, daß er nicht mal die geringste Ahnung hatte, wer dieser Rittersdorf war. Mary Rittersdorfs Ehemann? Ihr Bruder? Die ganze Situation verwirrte seinen Geist, und er wünschte sich, wieder in Adolfville zu sein, in den auf alles vorbereiteten und gesicherten Schützengräben, die sein Clan während der letzten Jahre für Scheußlichkeiten wie diese ausgehoben hatte.

Allem Anschein nach, dachte er, *sind wir dem Untergang geweiht*. Sie haben sich alle gegen uns verschworen – die Manis und Dr. Rittersdorf; das bullige Schiff da oben mit dem Häschen-Totem auf der Hülle; und auch die irgendwo lauernden terranischen Militaristen, die nur darauf warten, daß sie einmarschieren können...

Welche Chance haben wir noch? In ihm machte sich plötzlich ein gewaltiger Defätismus breit. Und zwar nicht ohne Grund, dachte er ergrimmt.

Er wandte sich Annette Golding zu, die einen schwachen Versuch machte, sich von der klebrigen Schaummasse zu befreien, und sagte: »Mach's gut.«

Sie sah ihn mit großen, dunklen Augen an. »Wo gehst du hin, Gabe?«

»Was zum Henker«, sagte er verbittert, »macht das jetzt noch aus?« Hier hatten sie keine Chance. Hier hockten sie genau im Licht und in Sichtweite von Dr. Rittersdorf und ihrem Laserstrahl – jener Waffe, die schon den Mani-Soldaten getötet

hatte. Baines erhob sich schwankend auf die Beine. Er klopfte sich den Schaum vom Leib und schüttelte sich wie ein nasser Hund. »Ich gehe jetzt«, informierte er Annette, und dann fühlte er sich ihretwegen traurig. *Ihr Tod* machte ihn fertig, nicht der seine. »Ach, könnte ich doch nur etwas für dich tun«, sagte er aus einem Impuls heraus. »Aber diese Frau ist verrückt. Ich weiß es aus eigener Erfahrung.«

»Ach«, sagte Annette und nickte. »Dann hat er also doch nicht so gut geklappt. – Der Plan, den du mit ihr hattest, meine ich.« Sie warf Rittersdorf einen heimlichen Blick zu.

»Nicht so gut« hast du gesagt?« Baines lachte. Es war wirklich erheiternd. »Erinnere mich daran, daß ich es dir irgendwann mal erzähle.« Er bückte sich und küßte sie. Annettes Gesicht, schlüpfrig und feucht vom Schaum, drückte gegen sein Kinn. Dann richtete er sich auf und ging. Im Licht der immer noch aktiven Leuchtrakete war alles deutlich zu erkennen.

Als er ging, wartete er darauf, daß der Laserstrahl ihn traf. Das Leuchten war so hell, daß er halbwegs die Augen schließen mußte. Blinzelnd setzte er einen Fuß vor den anderen, ohne in eine bestimmte Richtung zu gehen... Warum hatte sie nicht geschossen? Sie würde es tun; er wußte es. Hoffentlich beeilte sie sich bald. Der Tod aus den Händen dieser Frau war ein gutes Schicksal für einen Para; er war ironisch und verdient.

Eine Silhouette blockierte seinen Weg. Baines öffnete die Augen. Drei Umrisse – und jeder war ihm vertraut. Er sah Sarah Apostoles, Omar Diamond und Ignatz Ledebur, die drei Ultimaten Visionäre des Mondes – oder, dachte er heimlich, um es anders auszudrücken, die drei größten Clan-Tölpel. Was tun sie hier? Sie levitierten, teleportierten oder taten sonst etwas; irgendwie waren sie mit ihrer Neo-Magie an diesen Ort gekommen. Baines verspürte nur Irritation, als er sie sah. Die Situation war auch ohne sie schon verfahren genug.

»Das Böse steht dem Bösen gegenüber«, intonierte Ignatz Ledebur salbungsvoll. »Doch unsere Freunde müssen vor ihm bewahrt werden. Vertrauen Sie auf uns, Gabriel. Wir werden dafür sorgen, daß Sie sehr bald in Sicherheit gebracht werden.« Dann, mit verändertem Gesichtsausdruck, deutete er mit der Hand auf ihn.

»Rettet mich nicht«, sagte Baines. »Helft Annette Golding.« Und dann war ihm urplötzlich so, als sei das gesamte Gewicht, das auf einem lastete, wenn man ein Para war, das Gewicht

des Dranges, sich vor allen Gefahren verteidigen zu müssen, von ihm genommen. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er etwas getan, um einen anderen zu retten statt sich selbst.

»Auch sie wird gerettet werden«, versicherte Sarah Apostoles ihm. »Durch die gleiche Kraft.«

Über ihnen brüllten fortwährend die Rückstoßdüsen des großen, mit einem Kaninchen bemalten Schiffes, das sich langsam zu Boden senkte. Um zu landen.

12. Kapitel

Neben Mary sagte der CIA-Mann Dan Mageboom: »Sie haben gehört, was der Schimmelschleim gesagt hat. In dem Schiff hält sich der TV-Komiker Bunny Hentman auf, der auf unserer Fahndungsliste ganz oben steht.« Mageboom fummelte aufgeregt an seiner Kehle herum; offenbar suchte er nach dem Interkom-Transmitter, der ihn mit dem starken CIA-Relais auf den in der Nähe befindlichen terranischen Schiffen verband.

»Ich habe den Schimmelschleim auch sagen hören«, sagte Mary, »daß Sie kein Mensch sind, sondern ein Simulacrum.«

»Mensch oder nicht«, sagte Mageboom. »Macht es einen Unterschied?« Er hatte das Interkom-Mikro inzwischen gefunden. Er ließ Mary links liegen, sprach hinein und meldete seinen Vorgesetzten, daß Bunny Hentman endlich wieder aufgetaucht war. Und dies, dachte Mary, auf der Grundlage der Äußerung eines ganymedischen Pilzes. Die Vertrauensseligkeit des CIA war unfaßbar. Doch allem Anschein nach stimmte die Meldung. Hentman hielt sich ohne Zweifel an Bord des Schiffes auf. Dies bewies schon das allen Zuschauern seiner Fernsehshow vertraute Kaninchensymbol.

Dann fiel ihr wieder die häßliche Episode ein, die sich ergeben hatte – als sie in Hentmans Büro gewesen war, um Chuck einen Posten als Drehbuchautor zu verschaffen. Sie hatte nicht vergessen, daß Hentman ihr clever und geschickt einen unsittlichen Antrag gemacht hatte. Sie würde es auch nie vergessen. Er hatte es schontuerisch als »Nebengeschäft« bezeichnet. Diese lüsterne Kanaille, dachte sie, als sie sah, daß das Schiff wie ein gewaltiger, überreifer Football herniedersank.

»Meine Instruktionen«, sagte Mageboom plötzlich, »lauten, ich soll mich dem Schiff nähern und den Versuch machen, Mr. Hentman festzunehmen.« Er richtete sich auf, und Mary sah erstaunt zu, wie er auf das abgestellte Schiff zutrottete. *Soll ich ihn gehen lassen?* fragte sie sich. Warum nicht? Entschied sie schließlich und senkte den Laser. Sie hatte nichts gegen Mageboom, ob er nun ein Mensch oder ein Simulacrum war. In jedem Fall war er so entschieden ineffektiv wie alle CIA-Mitarbeiter, die sie während ihrer Zeit mit Chuck kennengelernt hatte. Chuck! Sofort richtete sie die Aufmerksamkeit wieder auf die Stelle, wo er mit Annette Golding zusammenhockte. Du hast eine lange Reise hinter dir, mein Schatz, dachte sie. Und alles

nur, um dich an mir zu rächen. Ist es die Sache wert? Aber du hast auch eine neue Frau gefunden, dachte sie. Ich frage mich, wie es dir gefallen wird, eine polymorphe Schizophrene zur Geliebten zu haben. Sie legte den Laser an und feuerte.

Das grellweiße Licht der Leuchtrakete brach abrupt ab. Es wurde wieder dunkel. Einen Moment lang verstand sie nicht, was passiert war, dann wurde ihr klar, daß es jetzt, nach der Landung des Schiffes, keinen Grund mehr für die Beleuchtung gab. Deswegen also hatten sie die Leuchtrakete abgeschossen. Die Finsternis war Hentman lieber als das Licht. Er war wie ein Helligkeitsempfindliches Insekt, das sich hinter einem Bücherschrank verkroch.

Mary hatte keine Ahnung, ob der Schuß Chuck getroffen hatte.

Verdammte, dachte sie in wütender Bestürzung. Und dann verspürte sie Angst. Schließlich war sie diejenige, die sich in Gefahr befand. Chuck war zu einem Meuchler geworden, er war gekommen, um sie umzubringen, dessen war sie sich absolut, rational, ganz und gar bewußt. Seine Anwesenheit auf dem Mond bewies mit professionellem Scharfsinn das, was sie seit langem vermutet hatte. Jetzt kam es ihr beinahe so vor, als ob Chuck das Simulacrum während der Reise und der ersten Tage auf Alpha III M2 gesteuert hatte. Warum hatte er sie nicht sofort umgebracht? Warum hatte er bis jetzt gewartet? Doch jetzt konnte er das Simulacrum nicht mehr steuern; es wurde nun von Terra kontrolliert. Sie wußte aus Chucks Bemerkungen, daß der CIA in der Regel so verfuhr.

Ich sollte verschwinden, sagte sie sich. Bevor er es tut. Wohin kann ich gehen? Die großen Kriegsschiffe können nicht runter, weil die Irren alles abgeschirmt haben: Wahrscheinlich versuchen sie immer noch, sich einen Weg freizukämpfen. Welcher Grund auch dafür verantwortlich war – sie hatte den Kontakt zum terranischen Militär verloren. Und jetzt war Mageboom auch noch gegangen. Ohne ihn konnte sie die Schiffe nicht erreichen. Am liebsten wäre ich wieder auf der Erde, dachte sie elend. Das ganze Projekt war ein einziger Reinfall. Es ist Wahnsinn, daß Chuck und ich uns gegenseitig umbringen wollen; wie könnte sich etwas so Gespenstisches und Psychopathisches nur entwickeln? Ich dachte, wir hätten es geschafft, uns zu trennen... Hat die Scheidung das nicht erledigt?

Ich hätte nicht zulassen sollen, daß mein Anwalt Bob Alfson Zeitkamera-Aufnahmen von Chuck und dem Mädchen macht, dachte sie. Wahrscheinlich hat ihn das soweit gebracht. Jedenfalls war es jetzt zu spät. Sie hatte die Fotos nicht nur bekommen, sondern auch noch vor Gericht verwendet. Jetzt waren sie eine Sache des öffentlichen Interesses. Jeder Mensch mit ein bißchen morbider Neugier konnte ins Gerichtsarchiv gehen, die Bilder in Bewegung versetzen und sich an jenen Sequenzen aufgeilen, in denen Chuck und die kleine Trieste es miteinander trieben. *In hoc signo vinces, mein Schatz...*

Chuck, dachte sie, ich würde mich so gern ergeben. Ich wäre so gern aus dieser Sache raus. Wenn schon nicht deinetwegen, dann meinetwegen. Können wir nicht... Freunde sein?

Es war eine verschwendete Hoffnung.

Jetzt kroch etwas Ungewöhnliches über den Horizont. Mary zuckte bei dem Anblick zusammen und wunderte sich über seine Dimensionen. Es war fraglos zu gewaltig, um eine menschliche Konstruktion zu sein. Die Atmosphäre war von etwas Echtem erfüllt. Die Sterne waren stumpf geworden, teilweise erloschen in dieser Region, und das Ding, was es auch war, nahm nun eine beinahe leuchtende Gestalt an.

Es hatte die Form einer Riesenechse, und Mary wurde sofort klar, was sie dort erblickte. Es war eine schizophrene Projektion, ein Stück der Urwelt, die ein fortgeschrittener Psychopath erfuhr – und offenbar eine vertraute Entität auf Alpha III M2. Die Frage war nur, wieso sah *sie* es auch?

Konnte ein Schizophrener... Konnten mehrere Schizophrene mit psionischen Talenten, die sich zusammertaten, ihre psychotischen Wahrnehmungen koordinieren? Welch verrückter Gedanke, dachte sie nervös und hoffte, daß dies *nicht* die Erklärung war. Denn eine solche Kombination war, falls man während des letzten Vierteljahrhunderts der Freiheit hier darauf gestoßen war, tödlich.

Ihr fiel der Hebephreniker ein, den sie in Gandhitown kennengelernt hatte... der, den die anderen – vielleicht mit Recht – einen Heiligen nannten. Ignatz Ledebur. Damals hatte sie trotz seiner Verwahrlosung etwas von dieser Art an ihm gespürt: Um den belebenden und erschreckenden Wohlgeruch übernatürlicher Fähigkeiten, die sich auf etwas richteten, das nur der Herr kannte. Jedenfalls hatte wenigstens er sie fasziniert.

Die Echse – sie sah absolut real aus – reckte sich, wand ihren überlangen Hals und öffnete das Maul. Und dann spuckte sie eine feuerballähnliche Erscheinung aus und setzte einen Teil des Himmels in Brand. Der Feuerball trieb aufwärts, als würde er von der Atmosphäre getragen, und Mary stieß einen erleichterten Seufzer aus. Zum Glück trieb er nicht auf sie zu. Dennoch war sie ganz offen ängstlich. Der Anblick begeisterte sie nicht im geringsten; er ähnelte zu sehr den offenkundigen Traumsequenzen, die sie im Schlaf erlebt hatte – erlebt, nicht diskutiert oder über sie nachgesonnen. Sie hatte nicht einmal vor, sie in aller Heimlichkeit zu prüfen, und von dem Wunsch, sie mit einem professionellen Psychiater zu besprechen, konnte schon gar nicht die Rede sein. – Um Himmels willen!

Der Feuerball beendete seinen Aufstieg und wurde zu hellen Streifen. Die Streifen sanken zitternd herab, und zu ihrer Überraschung hatte sie das Gefühl, als wäre da eine Hand, die sie in riesengroße Lettern verwandelte.

Die Lettern enthielten eine Botschaft. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Eine Botschaft, wurde Mary verwirrt und mit Grauen klar, die sich an sie richtete. Worte flammten auf:

DR. RITTERSDORF, VERMEIDEN SIE JEGLICHES BLUTVERGIESSEN.

DANN WIRD IHNEN ERLAUBT, UNS ZU VERLASSEN.

Und dann, in kleineren Buchstaben, als wäre es ein Postskript: DAS HEILIGE TRIUMVIRAT.

Sie haben den Verstand verloren, sagte sich Mary Rittersdorf. Sie spürte, wie sich in ihrer Kehle ein hysterisches Gelächter formte. *Ich* bin doch nicht auf Blutvergießen aus, sondern Chuck! Warum in Gottes Namen hacken sie auf mir herum? Wenn ihr wirklich so heilig seid, müßtet ihr etwas so Offenkundiges doch erkennen! Doch dann wurde ihr klar, daß die Sache vielleicht gar nicht so offenkundig war. Sie hatte auf Chuck geschossen, und davor hatte sie den Mani-Soldaten getötet, der zu seinem Panzer gelaufen war. Also war ihr Gewissen – und ihre Absichten – vielleicht doch nicht so rein. Weitere Worte bildeten sich.

WIR BITTEN UM ANTWORT.

»Herrjemineh!« protestierte sie. »Wie denn?« Man konnte doch nicht von ihr verlangen, daß sie ihre Antwort mit Feuer an den Himmel schrieb; schließlich war sie *kein* Triumvirat aus heiligen Hebephreniker-Psychopathen. Es ist einfach entsetz-

lich, dachte sie. Und grotesk. Wenn ich auf sie hören und ihnen glauben würde, hätte ich auch irgendwie die Schuld und wäre mitverantwortlich für die Boshaftigkeit, die zwischen Chuck und mir existiert. Aber ich bin's nicht.

Plötzlich kam das rote Glühen eines Laserstrahls aus der Umgebung des Bunny-Hentman-Schiffes. Dan Mageboom, CIA-Simulacrum und Agent vor Ort, hatte offensichtlich zugeschlagen. Mary fragte sich, welchen Erfolg er – oder es – wohl hatte. So wie sie den CIA kannte, wahrscheinlich nur sehr wenig. Dennoch wünschte sie ihm Glück.

Sie fragte sich, ob das heilige Triumvirat auch für ihn irgendwelche Instruktionen hatte. Mageboom konnte Hilfe brauchen, denn er griff, wie sie nun sah, das Hentman-Schiff ganz allein an und beschoß es mit unmenschlicher Hingabe. Er mag zwar ein Simulacrum sein – beziehungsweise er ist ganz sicher eins –, dachte sie, aber daß er ein Feigling ist, kann niemand sagen. Wir anderen hingegen, sinnierte sie – Chuck; das Mädchen, das bei ihm ist; der Schimmelschleim; sogar der Mani-Soldat, der vergebens auf seinen schützenden Panzer zugerannt ist –, wir anderen sind von der Angst festgenagelt und nur noch von dem animalischen Instinkt motiviert, unsere Haut zu retten. Von uns allen ist nur das Simulacrum Dan Mageboom in die Offensive gegangen. Und sein Angriff auf Hentmans Schiff war dazu verdammt – jedenfalls erschien es ihr so –, der größte Flop aller Zeiten zu werden.

Neue gewaltige, leuchtende Worte erschienen am Himmel. Und – dem Himmel sei Dank – sie waren nicht speziell an sie gerichtet. Diesmal ersparte man ihr die Demütigung, allein zur Ordnung gerufen zu werden.

STELLT DAS FEUER EIN UND LIEBET EINANDER.

Na schön, dachte Mary Rittersdorf zustimmend. Ich fange an. Ich werde meinen Ex-Gatten Chuck lieben, der hierhergekommen ist, um mich zu töten. Wäre das nicht ein passender Neuanfang in dieser Umgebung?

Das rote Leuchten der Laserstrahlen, das Hentmans Schiff in nächster Nähe umgab, nahm an Intensität zu. Dem Simulacrum war es nicht gelungen, auf die großen, warnenden Worte zu reagieren: Es setzte seinen vergeblichen, doch höchst ritterlichen Kampf fort.

Im gleichen Augenblick, in dem Bunny Hentmans Schiff aufgetaucht war, hatte der Schimmelschleim Besorgnis gezeigt.

Seine Chuck Rittersdorf erreichenden Gedanken waren voller Betrübnis.

»Ich empfange gespenstische Rückkopplungen kürzlich erfolgter Ereignisse«, meldete er Chuck. »Sie strahlen ausnahmslos von Hentmans Schiff aus. Er und seine Leute – und besonders einige in seiner Umgebung befindliche Alphaner – haben sich eine Philosophie zurechtgezimmert, in der Sie, Mr. Rittersdorf, die Hauptrolle einer gegen sie gerichteten Verschwörung spielen.« Der Schimmelschleim verstummte kurz, dann dachte er weiter: »Sie haben ein Boot klargemacht.«

»Warum?« fragte Chuck und spürte, wie sein Herzschlag schneller wurde.

»Aufnahmen, die während der von der Leuchtrakete erzeugten Helligkeit gemacht wurden, haben Ihre Anwesenheit enthüllt. Das Boot wird landen; man wird Sie ergreifen; daran geht nichts vorbei.«

Chuck rappelte sich auf und sagte zu Annette Golding: »Ich haue ab. Bleiben Sie hier.« Er fing an zu rennen, weg von der Szenerie, ohne ein festes Ziel. Er lief, so gut es eben ging, über den unebenen Boden. Hentmans Schiff war inzwischen gelandet, und als er weiterrannte, erblickte er ein seltsames Phänomen. Rote Laserstrahlen leuchteten in Form matter Streifen in der Nähe des abgestellten Schiffes auf. Irgend jemand – oder irgendeine Gruppe – hatte das Schiff unter Beschuß genommen, sobald die Luke geöffnet worden war.

Wer? fragte er sich. Natürlich Mary. Einer der einheimischen Mond-Clans? Vielleicht ein Voraustrupp der Manis... Aber hatten sie nicht alle Hände voll zu tun, um Terra abzuwehren und den unbekannten Abwehrschirm über Da Vinci Heights aufrechtzuhalten? Außerdem verwendeten die Manis andere Waffen als altmodische Laserstrahlen. Es sah eher nach dem CIA aus.

Mageboom, dachte er. Das Simulacrum hatte Instruktionen erhalten, Hentmans Schiff in einen Kampf zu verwickeln. Und da er eine Maschine war, gehorchte er seinen Befehlen.

Die Manis, dachte er, kämpfen gegen Terra. Mageboom, der den CIA vertritt, ist damit beschäftigt, es Hentman zu geben. Meine ExFrau Mary bekämpft mich. Hentman ist mein Feind. Wenn man es rein logisch sieht, was folgt dann daraus? Es muß doch möglich sein, anhand dieser barocken Aufeinanderfolge eine rationale Gleichung aufzustellen. Bestimmt kann man sie vereinfachen. Wenn die Manis gegen Terra kämpfen und Hent-

man Terra ebenfalls bekämpft, sind die Manis und Hentmans Verbündete. Hentman bekämpft mich, also bin ich sein Gegner – und deswegen der Verbündete Terras. Mary bekämpft mich, und ich bekämpfe Hentman, also ist Mary eine Verbündete Hentmans und Terras Feind. Allerdings führt Mary einen terranischen Voraustrupp aus netten Psychologen an, der hier gelandet ist; sie ist als Repräsentantin Terras hier angekommen. Also ist Mary logischerweise sowohl ein Gegner als auch ein Verbündeter der Erde.

Die Gleichung wollte einfach nicht aufgehen... An dieser Auseinandersetzung nahmen einfach zu viele teil, die zu viele unlogische Dinge taten, und manche waren, wie Mary, ganz allein.

Moment mal. Seine Bemühungen, eine rationale, sinngebende Gleichung aus der Situation zu machen, trugen schließlich doch noch Früchte. Als er durch die Dunkelheit trottete, bekam er plötzlich Einblick in sein privates Dilemma. Er kämpfte, um sich vor Hentman, dem Verbündeten der Alphaner und dem Feind Terras, zu schützen. Das bedeutete, daß er – nach einer rigurosen, unangefochtenen Logik – ebenfalls ein Verbündeter Terras war, *ob Terra es nun erkannte oder nicht*. Wenn er Mary einen Augenblick außer acht ließ – ihre Handlungen waren zweifellos nicht von der terranischen Führung abgesegnet worden –, konnte man die Lage einen Moment lang klarer sehen: Seine private Hoffnung bestand darin, ein terranisches Kriegsschiff zu erreichen, damit er in Sicherheit war. An Bord eines terranischen Schiffes würde er sicher sein – und nirgendwo anders.

Doch die Clans von Alpha III M2 bekämpften Terra, fiel ihm urplötzlich ein; die Gleichung war doch komplizierter, als er im ersten Augenblick angenommen hatte. Wenn er ein Verbündeter Terras war, war er logischerweise auch ein Gegner der Clans; ein Feind Annette Goldings, ein Feind aller hier Lebenden.

Sein Schatten eilte ihm zittrig voraus. Ein vom Himmel kommendes Licht materialisierte. Schon wieder eine Leuchtrakete? Chuck wandte sich kurz um und blieb stehen.

Und dann sah er am Himmel große Buchstaben aus Feuer; eine Botschaft, die – ausgerechnet – an seine Frau gerichtet war. *Vermeiden Sie jegliches Blutvergießen, dann wird Ihnen erlaubt, uns zu verlassen.* Es war ganz klar eine Manifestation der irren Wahnsinnstaktik einheimischer

Psychopathen. Wahrscheinlich erzeugte sie einer der geistig zurückgebliebenen Hebephreniker aus Gandhitown. Mary würde dieser Sache natürlich keine Aufmerksamkeit zollen. Doch die leuchtende Schrift ließ ihn noch einen weiteren Faktor erkennen: Die Clans des Alpha-Mondes sahen in Mary einen Feind. Mary war auch seine Gegnerin. Er hatte versucht, sie umzubringen, und sie ihn. Also machte ihn die Logik zu einem Verbündeten der Clans. Doch seine Verbindung zur Erde machte ihn zu ihrem Gegner. Also gab es keine Möglichkeit, den Schluß der Gesamtkette seiner logischen Überlegungen zu ignorieren, auch wenn sie einen melancholisch stimmte. Er war sowohl ein Gegner als auch ein Verbündeter der Clans von Alpha III M2. Er war sowohl für als auch gegen sie.

An diesem Punkt gab er auf. Scheiß was auf die Logik. Er drehte sich wieder um und rannte weiter.

Das alte Sprichwort, das aus den Meditationen der hochintelligenten Kriegerkönige des alten Indien entstanden war und »der Feind meines Feindes ist mein Freund« lautet, hatte in seinem Fall nicht funktioniert. Man mußte sich damit abfinden.

Über seinem Kopf summte etwas dahin, und eine künstlich verstärkte Stimme heulte ihm zu: »Rittersdorf! Bleiben Sie stehen, oder wir killen Sie auf der Stelle!« Die Stimme donnerte und warf Echos. Der Boden warf sie zurück. Sie war mit voller Kraft auf ihn gerichtet und kam, soweit Chuck es beurteilen konnte, aus einem Boot, das über ihm schwebte. Sie hatten ihn, wie der Schimmelschleim es vorausgesagt hatte, aufgespürt.

Keuchend blieb er stehen.

Das Boot schwebte etwa drei Meter hoch in der Luft. Eine metallene Leiter faltete sich krachend auseinander, dann sagte die künstlich verstärkte Stimme: »Klettern Sie die Leiter rauf, Rittersdorf. Und zwar ohne Verzögerung und irgendwelche Mätzchen!« In der nächtlichen, nur von den hellen Buchstaben am Himmel beleuchteten Finsternis bebte die Magnesiumleiter leicht, als sei sie irgendwie mit dem Übernatürlichen verbunden.

Chuck Rittersdorf ergriff das Geländer und erklimm die Leiter mit bleierner, herzklopfender Zögerlichkeit. Kurz darauf hatte er sie hinter sich und fand sich im Kontrollraum des Bootes wieder. Zwei wildäugige Terraner mit Laserpistolen standen

ihm gegenüber. Bezahlte Subjekte in Bunny Hentmans Diensten, dachte er. Einer von ihnen war Gerald Feld.

Die Leiter wurde eingezogen, dann jagte das Boot mit höchstmöglicher Geschwindigkeit zum Mutterschiff zurück.

»Wir haben Ihnen das Leben gerettet«, sagte Feld. »Dieses Weib – Ihre Ex-Frau – hätte Sie in zwei Hälften geschnitten, wenn Sie draußen geblieben wären.«

»Und jetzt?« fragte Chuck.

»Jetzt vergelten wir Böses mit Gutem. Was können Sie mehr verlangen? Sie werden Bunny weder wütend noch mürrisch vorfinden. Er ist ein zu großer Mann, um sich all dies zu Herzen zu nehmen. Schließlich kann er, so schlimm die Dinge auch stehen, immer noch ins alphanische Imperium emigrieren.« Feld produzierte ein Lächeln, als sei der Gedanke erfreulich für ihn. Von Hentmans Standpunkt aus gesehen, bedeutete dies wohl, daß die Lage gar nicht so übel war; es gab immer noch einen Ausweg.

Das Boot näherte sich dem Mutterschiff. Eine Röhrenöffnung klappte auf, das Boot paßte sich ein und glitt antriebslos durch einen runden Schacht zu seinem tief im Inneren des großen Schiffes gelegenen Landeplatz.

Als die Luke des Bootes offenstand, fand Chuck Rittersdorf sich Bunny Hentman gegenüber, der sich besorgt über die Stirnwischte und sagte: »Irgendein Irrer hat uns angegriffen. Seinem Verhalten nach zu urteilen ist es wahrscheinlich einer der hier ansässigen Psychopathen.« Das Schiff vibrierte. »Sehen Sie?« sagte Hentman aufgebracht. »Er schießt mit einer Handwaffe auf uns.« Er winkte Chuck heran und sagte: »Kommen Sie mit, Rittersdorf. Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten. Es hat einen Haufen Mißverständnisse zwischen Ihnen und mir gegeben, aber ich glaube, wir können sie klären, meinen Sie nicht auch?«

»Zwischen Ihnen und mir«, korrigierte Chuck automatisch.

Hentman ging durch einen engen Korridor voraus. Chuck folgte ihm. Obwohl ihn bisher noch niemand mit einer Waffe bedroht hatte, gehorchte er. Wahrscheinlich behielt man ihn im Auge; er war offenkundig immer noch ein Gefangener der Organisation.

Ein bis zur Taille nacktes Mädchen, das nur mit Shorts bekleidet war, schlenderte vor ihnen quer durch einen Gang und rauchte nachdenklich eine Zigarette. An ihr war irgend etwas,

das Chuck vertraut vorkam. Dann, als sie hinter einer Tür verschwand, fiel ihm ein, wer sie war. Patty Weaver. Hentman war während seiner Flucht aus dem Sol-System vorausschauend genug gewesen, zumindest eine seiner Geliebten mitzunehmen.

»Hier rein«, sagte Hentman und öffnete eine Tür.

Als sie im Inneren der kahlen, kleinen Kabine waren, schloß er die Tür und fing an, äußerst nachdenklich und ungeduldig auf und ab zu gehen. Im Moment sagte er noch nichts; er schien schwer beschäftigt zu sein. Hin und wieder vibrierte das Schiff unter einer neuen Attacke. Einmal wurden die Deckenleuchten ziemlich matt, doch das Licht kehrte kurz darauf zurück. Hentman schaute hoch, dann nahm er den Schritt wieder auf.

»Rittersdorf«, sagte er schließlich, »ich hatte keine andere Wahl. Ich mußte...« Jemand klopfte an die Tür. Hentman öffnete sie einen kleinen Spalt. »Ach, du bist es.«

Draußen stand, mit einem offenen Baumwollhemd bekleidet, das ihr hinten aus der Hose hing, Patty Weaver und sagte: »Ich wollte mich nur bei Mr. Rittersdorf entschuldigen, weil...«

»Verschwinde«, sagte Hentman und schloß die Tür. Er drehte sich um und sah Chuck an. »Ich mußte zu den Alphanern überlaufen.« Auf seiner Stirn erschienen dicke Schweißperlen, aber er machte sich nicht die Mühe, sie fortzuwischen. »Können Sie's mir verübeln? Der gottverdammte CIA hat meine Fernsehkarriere ruiniert. Ich habe auf Terra nichts mehr zu besehen. Wenn es mir gelingt...«

»Sie hat tolle Brüste«, sagte Chuck.

»Wer? Patty? O ja.« Hentman nickte. »Na ja, es liegt an den Operationen, die man in Hollywood und New York vornimmt. Jetzt schwelen sie mehr vor Wut statt wegen der Vergrößerung, aber sie hat's auch machen lassen. Sie hätte großartig in der Show gewirkt. Schade, daß es nicht geklappt hat, wie viele andere Dinge auch. Wissen Sie, beinahe wäre ich nämlich nicht aus Brahe City rausgekommen. Der CIA hat geglaubt, er hätte mich, aber natürlich habe ich mich verdünnt. Im letzten Augenblick.« Er sah Chuck nervös und leicht anklagend an. »Wenn es mir gelingt, den Alphanern Alpha III M2 zuzuschustern, bin ich rehabilitiert. Dann kann ich den Rest meines Lebens in Frieden verbringen. Schaffe ich es nicht – gelingt es Terra, den Mond zu übernehmen –, ist der Ofen aus.« Er sah

jetzt müde und deprimiert aus und wirkte wie eingeschrumpft. Chuck erkannte, daß all dies zuviel für ihn gewesen war. »Was sagen Sie dazu?« murmelte Hentman. »Äußern Sie sich.« »Hmm«, machte Chuck.

»Soll das etwa ein Kommentar sein?«

»Wenn Sie glauben, ich hätte immer noch Einfluß auf meine ExFrau und ihr TERPLAN-Gutachten über die hiesigen Zustände...«

»Nein«, sagte Hentman und nickte knapp. »Ich weiß, daß Sie ihre Entscheidung in diesem Unternehmen nicht beeinflussen können. Wir haben gesehen, wie sie sich dort unten gegenseitig beschossen haben. – Wie die Tiere.« Er setzte eine finstere Miene auf, und seine Energie kehrte zurück. »Sie haben nicht nur meinen Schwager Cherigan umgebracht, Sie sind auch bereit – das heißt, Sie sind wild darauf –, Ihre Frau zu töten... Was für ein Leben führen Menschen wie Sie eigentlich? So was habe ich noch nie gesehen. Und außerdem haben Sie mich noch an den CIA verpfiffen.«

»Weil die guten Geister uns verlassen haben«, bot Chuck ihm eine Erklärung an.

»Kleister? Was denn für ein Kleister?« Hentman rümpfte die Nase.

»Da draußen wird Krieg geführt. Soviel kann man sagen. Vielleicht erklärt das einiges. Und wenn nicht...« Chuck zuckte die Achseln. Es war das beste, was er tun konnte.

»Das pummelige Mädchen, mit dem sie da draußen gelegen haben«, sagte Hentman. »Da draußen, als Ihre Ex auf Sie geschossen hat... Sie gehört zu den einheimischen Schwachköpfen, nicht wahr? Aus den hiesigen Siedlungen?« Er musterte Chuck mit scharfem Blick.

»Man könnte es so sagen«, erwiderte Chuck zögernd; das Wort, das Hentman gewählt hatte, gefiel ihm nicht besonders.

»Können Sie durch sie den regierenden interstädtischen Rat erreichen?«

»Könnte schon sein.«

»Es ist der einzige gangbare Weg«, sagte Hentman. »Mit oder ohne Ihren verdammten Kleister, welchen Sie auch ins Auge gefaßt haben. Bringen Sie die Dame dazu, daß der Rat sich trifft und Ihre Vorschläge anhört.« Hentman raffte sich auf und sagte mit fester Stimme: »Sagen Sie ihnen, sie sollen sich um alphanischen Schutz gegen Terra bemühen. Sagen Sie ihnen,

sie sollen die Alphaner bitten, hierherzukommen und den Mond zu besetzen. Damit er auf legale Weise alphanisches Territorium wird, wie die Gesetze und so weiter es vorschreiben. Ich verstehe sie zwar nicht, aber die Alphaner verstehen sie, und die Terraner auch. Als Gegenleistung...« Er ließ Chuck keinen Moment aus den Augen; sein Blick wankte nicht eine Sekunde, er saugte sich an ihm fest. »... werden die Alphaner ihnen die zivile Freiheit ihrer Clans garantieren. Keine Einweisung. Keine Therapie. Man wird euch nicht wie Schwachköpfe behandeln, sondern wie reguläre Kolonisten, die eigenes Land haben und sich in Handel und Produktion engagieren können – wie immer ihr es wollt.«

»Sagen sie nicht *ihr*«, sagte Chuck. »Ich gehöre nicht zu den einheimischen Clans.«

»Glauben Sie, die Leute werden darauf eingehen, Rittersdorf?«

»E-ehrlich gesagt, ich weiß es nicht.«

»Natürlich wissen Sie's. Sie waren doch schon mal hier, in Gestalt des CIA-Simulacrum. Unser Spitzel beim CIA hat uns über jeden Schritt informiert, den Sie getan haben.«

Also gab es doch einen Hentman-Mann beim CIA. Er hatte recht gehabt; der CIA war unterwandert. Aber das war auch nur gerecht.

»Sehen Sie mich nicht so an«, sagte Hentman. »Der CIA hat auch einen Spitzel in *unseren* Reihen, das wissen Sie doch. Leider ist es mir nie gelungen, ihn zu entlarven. Manchmal glaube ich, es ist Jerry Feld; manchmal glaube ich, es ist Dark. Jedenfalls hat unser Mann beim CIA uns gesteckt, daß man Sie beurlaubt hat – da haben wir Sie natürlich ziehen lassen. Von welchem Nutzen wären Sie für uns gewesen, wenn Sie Ihre Frau auf Alpha III M2 nicht mehr hätten erreichen können? Ich meine, wir wollen doch vernünftig bleiben.«

»Und durch den Agenten in Ihrer Organisation...«, sagte Chuck.

»... wußte der CIA innerhalb von Minuten, daß ich die Drehbuchidee verworfen und Sie fallengelassen hatte; also zog man los, um mich einzukasteln, wie Sie's in der Zeitung gelesen haben... Aber natürlich wußte ich durch meinen Spitzel, daß sich das Fallbeil über mich herabsenkte, deswegen bin ich abgehauen. Und der CIA-Mann, der bei mir sitzt, hat seinen Chefs gesteckt, daß ich Terra verlassen habe. Nur wußte er

nicht genau, wohin ich wollte. Nur Cherigan und Feld wußten es.« Hentman sagte sibyllinisch: »Vielleicht werde ich nie erfahren, wen der CIA bei mir eingeschleust hat. Es ist auch jetzt nicht wichtig. Ich wickle meine Geschäfte mit den Alphanern immer im geheimen ab. Selbst die Angehörigen meines Stabes wissen nichts, weil ich natürlich von Anfang an wußte, daß man uns unterwandert hat.« Er schüttelte den Kopf. »Ist das nicht ein Scheiß?«

»Wer ist Ihr Mann beim CIA?« fragte Chuck.

»Jack Elwood.« Hentman grinste schief und etwas schadenfroh über Chucks Reaktion. »Was glauben Sie, hat Elwood dazu veranlaßt, Ihnen das Schiff zu geben? Ich habe ihn angewiesen, es herauszurücken. Ich wollte, daß Sie hier sind. Warum, glauben Sie, hat Elwood Sie so hart gedrängt, das Mageboom-Simulacrum zu steuern? Es war von Anfang an ein Bestandteil meiner Strategie. Aber jetzt sagen Sie mir, wie die hiesigen Clans funktionieren und welchen Weg sie einschlagen werden.«

Kein Wunder, daß Hentman und seine Autoren in der Lage gewesen waren, das sogenannte »Drehbuch« zusammenzustöppeln, das sie ihm in den Schoß geworfen hatten. Durch Elwood hatten sie alle Geheimnisse gekannt, wie Hentman nun zugab.

Aber es stimmte nicht absolut. Elwood hatte die Hentman-Organisation zwar von der Existenz des Mageboom-Simulacrum informieren und in Kenntnis setzen können, worin seine Aufgaben bestanden und wer es steuerte, aber das war auch alles. Elwood kannte den Rest nicht.

»Zugegeben, ich war schon einmal hier«, sagte Chuck, »und habe einige Zeit hier verbracht, aber das war in der Heb-Siedlung, und die ist nicht repräsentativ. Die Hebs stehen am Ende der Skala. Ich habe nicht das geringste Wissen über die Paras und Manis – und sie sind diejenigen, die hier das Sagen haben.« Ihm fiel Marys brillante Situationsanalyse ein, ihre Erläuterung des auf Alpha III M2 gültigen verwinkelten Kastensystems. Sie hatte sich als korrekt erwiesen.

Hentman sagte mit festem Blick: »Wollen Sie es nicht mal versuchen? Ich persönlich bin davon überzeugt, daß die ganze Bande hier etwas zu gewinnen hat. Würde ich dazugehören, würde ich das Angebot annehmen. Die Alternative besteht darin, sich zwangsweise in Behandlung zu begeben – und damit

hat es sich. Entweder dies oder das... Bringen Sie es ihnen so bei. Dann sage ich Ihnen, was Sie hier herausbringen wird.«

»Sie sollten«, sagte Chuck, »dieses Thema unter allen Umständen weiter vertiefen.«

»Wenn Sie es tun, werden wir Elwood anweisen, Sie wieder in den CIA zu übernehmen.«

Chuck schwieg.

»Na schön«, sagte Hentman wehmütig. »Sie brauchen sich nicht mal die Mühe einer Antwort zu machen. – Okay, Sie haben Patty an Bord dieses Schiffes gesehen. Wir werden sie anweisen, nett zu Ihnen zu sein. Sie verstehen, was ich meine?« Er zwinkerte Chuck hastig und nervös zu.

»Nein«, sagte Chuck, der nur allzugut verstand. Dergleichen hatte sich schon einmal als unerfreulich erwiesen.

»Na schön, Rittersdorf«, seufzte Hentman. »Ich lege noch etwas drauf. Wenn Sie's für uns tun, kriegen Sie einen ganz großen Knochen – etwas, das außerhalb der gerade erwähnten Klasse liegt.« Er holte tief und rasselnd Luft. »Wir versprechen Ihnen, daß wir Ihre Frau *umlegen*. So schmerzlos und schnell wie möglich. Und *das* bedeutet äußerst schmerzlos... und sehr schnell.«

Nach scheinbar endlos langer Zeit sagte Chuck: »Ich weiß nicht, wie Sie daraufkommen, daß ich Mary tot sehen will.« Er brachte es zwar fertig, Hentmans pfiffigem Blick zu begegnen, aber die dazu nötige Anstrengung war groß.

»Wie ich schon sagte«, sagte Hentman. »Ich habe gesehen, wie Sie sich gegenseitig da unten beschlossen haben – wie ein paar wilde Tiere.«

»Ich habe mich nur verteidigt.«

»Aber klar doch«, sagte Hentman und nickte in einer Parodie der Zustimmung.

»Nichts von dem, was Mary und ich dort unten getan haben, könnte Sie auf dergleichen kommen lassen. Sie sind also schon mit diesem Wissen nach Alpha III M2 gekommen. Und Sie haben es nicht von Elwood erfahren, weil der es auch nicht hat wissen können; ersparen Sie sich also die Unannehmlichkeit, mir zu erzählen, daß Elwood...«

»Okay«, sagte Hentman schroff. »Elwood hat uns über den Teil mit dem Simulacrum – also über Sie und Mageboom – auf dem laufenden gehalten; deswegen wurde es ins Drehbuch

aufgenommen. Aber ich werde Ihnen nicht sagen, woher ich den Rest weiß. – Basta!«

»Und ich«, sagte Chuck, »werde nicht vor dem Rat sprechen. Ebenfalls basta!«

Hentman sagte finster: »Was würde es schon ausmachen, wenn Sie es wüßten? Ich weiß es; lassen Sie es damit genug sein. Ich habe nicht mal um die Information gebeten. Wir haben sie lediglich pro forma mit hinzugenommen, als sie mir erzählte...«

»Joan Trieste«, sagte Chuck. Sie hatte mit dem Schimmelschleim zusammengearbeitet; so mußte es gewesen sein. Und jetzt war es herausgekommen. Obwohl es jetzt eigentlich auch keine Rolle mehr spielte.

»Weichen wir nicht vom Thema ab. Wollen Sie Ihre Frau nun tot sehen oder nicht?« Hentman wartete ungeduldig.

»Nein«, sagte Chuck. Er schüttelte den Kopf. Er hatte jetzt keinen Zweifel mehr. Die Lösung lag auf der Hand – doch er lehnte sie ab. Und mit welcher Schlußendlichkeit.

Hentman sagte zusammenzuckend: »Sie wollen es also selbst tun?«

»Nein«, sagte Chuck. Dies war nicht der Fall. »Ihr Angebot hat mich nur an den Tod des Schimmelschleims und Cherigans im Korridor meines Silos erinnert. Ich könnte mir vorstellen, daß es wieder passiert, nur mit Mary an Lord Flieh-den-Geizens Stelle.« Und, dachte er, das ist etwas, das ich unter keinen Umständen will. Ich habe mich eindeutig geirrt. Dieses schreckliche Ereignis hat mich etwas gelehrt, das ich nicht vergessen kann. Aber was will ich, in Bezug auf Mary, wirklich? Er wußte es nicht; es war zu undurchsichtig für ihn, und vielleicht würde es auch immer so bleiben.

Hentman holte erneut das Taschentuch heraus, um sich über die Stirn zu fahren. »Ist das alles ein Mist! Sie und Ihr Eheleben! Es macht die Pläne zweier Intersystem-Imperien zunichte; das der Terraner und Alphaner. – Haben Sie es eigentlich schon mal so betrachtet? Ich gebe auf. Offen gesagt, ich bin froh, daß sie nein gesagt haben, aber dem Anschein nach haben wir kein anderes Zuckerchen mehr, das wir Ihnen anbieten könnten. Wir sind davon ausgegangen, daß Sie *darauf* als erstes anspringen würden.«

»Das habe ich auch gedacht«, sagte Chuck. Wahrscheinlich, sann er nach, liegt es daran, daß ich sie noch immer liebe. Eine

Frau, die einen Mani-Soldaten ermordet hat, der versucht hat, in seinen Panzer zurückzukehren. Aber schließlich hatte sie sich – zumindest mußte *sie* es so sehen – nur verteidigen wollen. Wer konnte es ihr verübeln?

Wieder klopfte jemand an die Tür. »Mr. Hentman?«

Bunny Hentman öffnete die Tür. Gerald Feld trat rasch ein.

»Mr. Hentman, wir haben telepathische Gedankenausstrahlungen des ganymedischen Schimmelschleims aufgefangen. Er hält sich irgendwo in der Nähe des Schiffes auf und bittet darum, daß man ihm erlaubt...« Er warf Chuck einen Blick zu. »... bei Rittersdorf zu sein. Er sagt, er möchte >sein Schicksal teilen.<« Feld verzog das Gesicht. »Er macht sich offenbar große Sorgen um ihn.« Er schaute angewidert drein.

»Laß das verdammte Ding rein«, wies Hentman ihn an. Als Feld wieder ging, sagte er zu Chuck: »Um ehrlich zu sein, ich habe keine Ahnung, was nun aus Ihnen wird, Rittersdorf. Sie haben es offenbar irgendwie geschafft, aus Ihrem Leben in jeder Hinsicht ein Tollhaus zu machen. Ihre Ehe, Ihr Job... Ihre lange Reise hierher, und dann das Verwerfen Ihrer Absichten... Was ist mit Ihnen los?«

»Ich glaube, die guten Geister sind wieder da«, sagte Chuck. Es sah jedenfalls so aus – angesichts der Tatsache, daß er Hentmans Angebot in Sachen Mary im allerletzten Moment zurückgewiesen hatte.

»Wovon reden Sie überhaupt?«

»Vom Heiligen Geist«, sagte Chuck, »der in jedem Menschen wohnt. Er ist nur schwer zu finden.«

»Warum füllen Sie das Vakuum nicht mit etwas Edlem?« fragte Hentman. »Etwa damit, daß Sie die Tröpfe von Alpha III M2 vor der zwangsweisen Hospitalisierung bewahren? So könnten Sie sich zumindest am CIA rächen. Auf meinem Schiff befinden sich ein paar hochkarätige alphanische Militärs... Sie könnten innerhalb weniger Stunden eine offizielle Streitmacht herbeirufen, um auf legale Weise von diesem Mond Besitz zu ergreifen. Natürlich hängen hier auch terranische Kriegsschiffe herum, aber das beweist nur, wie vorsichtig der Fall behandelt werden muß. Als Ex-CIA-Mann könnten Sie sich doch irgend-einen Schleichweg einfallen lassen.«

»Ich frage mich«, sagte Chuck, »was es wohl für ein Gefühl wäre, den Rest meines Lebens auf einem Mond zu verbringen, auf dem nur Psychopathen hausen.«

»Wie zum Teufel glauben Sie, haben Sie *bisher* gelebt? Ich kann die Beziehung, die Sie zu Ihrer Frau haben, jedenfalls nur als psychopathisch bezeichnen. Sie werden's auch noch schnallen; Sie werden irgendeine Braut finden, die Mary im Bett ersetzen kann. Als unsere Leuchtrakete hochging, hatten wir einen wunderbaren Ausblick auf eine Frau, mit der sie gerade kuschelten. Sie ist wohl nicht übel, wie?«

»Annette Golding«, sagte Chuck, »ist eine polymorphe Schizophrenie.«

»Yeah. Aber würde das was ändern, hm?«

Chuck sagte nach einer Pause: »Möglicherweise nicht.« Er war zwar kein Experte, aber Annette war ihm nicht sonderlich krank erschienen. Tatsächlich kam sie ihm viel weniger krank vor als Mary. Aber natürlich kannte er Mary besser. Also...

Erneut donnerte jemand gegen die Tür. Sie öffnete sich, und Gerald Feld sagte: »Mr. Hentman, wir haben die Identität des Individuums enthüllt, das uns angreift. Es ist das CIA-Simulacrum Daniel Mageboom.« Er erklärte: »Der ganymedische Schimmelschleim hat es uns verraten, weil wir ihn hereingelassen haben. Ich habe eine Idee.«

»Ich habe die gleiche«, erwiederte Hentman. »Und wenn du eine andere hast, will ich sie gar nicht erst hören.« Er drehte sich zu Chuck um. »Wir werden Jack Elwood im CIA-Büro in San Francisco kontaktieren. Wir sorgen dafür, daß er den Operator abzieht, der das Simulacrum steuert, wer immer es auch ist. Wahrscheinlich Petri.« Hentman war offenbar völlig über die Arbeitsweise des CIA-Büros in San Francisco im Bilde. »Dann, Rittersdorf, werden Sie die Steuerung des Simulacrum von hier aus übernehmen. Solange der Funkkontakt aufrecht erhalten bleibt, können Sie es bringen. Wir brauchen im Grunde nur eine Handvoll Informationen. Sie ziehen das Ding einfach ab und schicken es in die Wüste. Werden Sie wenigstens *das* tun?«

»Warum sollte ich?« sagte Chuck.

Hentman sagte blinzelnd: »W-weil es sonst mit seinem ver-dammt Laser irgendwann an unser Energielager rankommt und uns alle in die Luft jagt; deswegen!«

»Und wenn es dazu kommt«, machte Feld Chuck klar, »kommen Sie mit um. – Sie und Ihr ganymedischer Schimmelschleim.«

»Wenn ich vor dem Hohen Rat dieses Mondes rede«, sagte Chuck zu Hentman, »und die Einheimischen bitte, um alphanischen Schutz zu ersuchen, und sie tun es... könnte es zwischen Terra und Alpha zu einem neuen Krieg kommen.«

»Aber nein, zum Teufel«, sagte Hentman eindringlich. »Soviel Wert legt Terra nun auch nicht auf diesen Mond. Das Unternehmen *Fünfzig Minuten* ist nicht mehr als ein kleiner Einfall am Rande; nichts von Wichtigkeit. Glauben Sie mir, ich habe eine Menge Kontakte, ich weiß es. Wenn Terra wirklich auf den Mond aus wäre, wäre man schon vor Jahren hier gelandet. Stimmt's?«

»Es stimmt, was er sagt«, sagte Feld. »Unser Mann bei TERPLAN hat es erst vor kurzem nachgeprüft.«

»Ich glaube, die Idee ist gut«, sagte Chuck.

Hentman und Feld stießen einen sichtlich erleichterten Seufzer aus.

»Ich werde nach Adolfville gehen«, sagte Chuck, »und wenn es mir gelingt, die Clans zur neuerlichen Einberufung ihres Hohen Rates zu bewegen, werde ich ihnen die Idee darlegen. Aber ich bin fest entschlossen, es auf meine Weise zu tun.«

»Was soll das heißen?« fragte Hentman nervös.

»Ich bin weder ein Politiker noch jemand, der öffentliche Reden hält«, sagte Chuck. »Mein Job besteht im Schreiben von Programmen für Simulacren. Wenn ich Kontrolle über Mageboom habe, lasse ich *ihn* vor dem Rat auftreten. Ich könnte ihm bessere Sätze und bessere Argumente einspeisen, als ich wahrscheinlich selbst vortragen könnte.« Und außerdem – doch das verschwieg er – war er in Hentmans Schiff viel, viel sicherer als in Adolfville. Weil das terranische Militär nämlich jeden Augenblick den Abwehrschirm der Manis knacken konnte – und seine erste Handlung dann darin bestünde, den Interclan-Rat Mores zu lehren. Jemand, der in diesem Moment vor dem Rat stand und vorschlug, dem alphanischen Imperium die Treue zu schwören, kam sehr wahrscheinlich nicht mit heiler Haut davon. Man würde den Vorschlag – zumal er auch noch von einem terranischen Bürger kam – korrekterweise als Hochverrat einstufen.

Im Grunde, wurde Chuck mit einem Schock klar, tue ich nichts anderes, als zu Hentman überzulaufen.

Die Gedanken des Schimmelschleims erreichten und beruhigten ihn. »Sie haben eine kluge Wahl getroffen, Mr. Rittersdorf.

Zuerst ihr Entschluß, Ihre Frau leben zu lassen, und jetzt dies. Wenn uns wirklich das Schlimmste bevorsteht, werden wir Untertanen der Alphaner sein. Aber ich bin sicher, daß wir unter ihrer Herrschaft überleben werden.«

Hentman, der die Gedanken ebenfalls empfing, grinste. »Wollen wir uns die Hand daraufgeben?« fragte er und hielt Chuck die seine entgegen.

Sie schüttelten einander die Hand. Das verräterische Geschäft, ob's nun schiefging oder nicht, war angelaufen.

13. Kapitel

Der schwerfällige Mani-Panzer fuhr mit leuchtenden Scheinwerfern auf Gabriel Baines und Annette Golding zu und hielt hustend an. Der Turmdeckel flog auf, und der Mani, der das Fahrzeug steuerte, richtete sich vorsichtig auf.

Aus der sich umgebenden Dunkelheit tauchte kein Laserstrahl Dr. Mary Rittersdorfs auf, um sie anzugreifen. Vielleicht, dachte Gabriel Baines hoffnungsvoll, verhält sich Mrs. Rittersdorf gemäß den Anweisungen, die das heilige Triumvirat mit feurigen Buchstaben an den Himmel geschrieben hat. In jedem Fall schien dies die Chance für ihn und Annette zu sein, die Ignatz Ledebur versprochen hatte.

Er sprang mit einer raschen Bewegung auf, zog Annette hoch und eilte mit ihr auf den Mani-Panzer zu. Der Fahrer half ihnen hinein und warf krachend die Luke hinter ihnen zu. Dann hauten sich die drei keuchend und schwitzend im Inneren des engen Panzers hin und suchten nach einem Platz.

Wir sind noch einmal davongekommen, dachte Gabriel Baines. Doch er verspürte keine Freude. Es schien ihm nicht wichtig zu sein. In der großen Intrige hatten sie nur eine sehr kleine Sache vollendet. Aber irgendwie war es doch etwas von Wert. Er legte den Arm um Annette.

»Sind Sie Golding und Baines?« fragte der Mani. »Die Ratsmitglieder?«

»Ja«, sagte Annette.

»Howard Straw hat mir befohlen, euch herbeizuschaffen«, erklärte der Mani. Er nahm hinter den Panzerkontrollen Platz und setzte das Gefährt wieder in Bewegung. »Ich soll euch nach Adolfville bringen; dort soll eine neue Sitzung des Interclan-Rates stattfinden. Straw besteht darauf, daß ihr dabei seid.«

Wir überleben nur deswegen, sinnierte Baines, weil Howard Straw uns für eine Abstimmung braucht. Mary Rittersdorf wird uns also nicht beim ersten Sonnenstrahl niedermachen. Wie ironisch. Aber es bewies die Wichtigkeit der Bande, die die Clans zusammenhielten. Die Bande spendeten Leben, und zwar für jeden von ihnen. Sogar für die niedrigen Hebs.

Als sie Adolfville erreichten, ließ der Panzerfahrer sie am großen zentralen Steingebäude hinaus. Gabriel Baines und Annette gingen die ihnen wohlvertrauten Stufen hinauf, und keiner von ihnen sagte ein Wort. Sie waren müde und steif vom

stundenlangen nächtlichen Herumliegen im Freien und nicht in der Stimmung, irgendwelche Banalitäten auszutauschen.

Was wir brauchen, dachte Baines, ist keine Konferenz, sondern sechs Stunden Schlaf. Er fragte sich, welchem Zweck die Sitzung diente. Hatte der Mond den Handlungskurs nicht schon bestimmt, indem er die terranischen Invasoren nach bestem Wissen und Gewissen bekämpfte? Was konnte man sonst noch tun?

Im Vorraum des Sitzungssaals blieb Gabriel Baines stehen. »Ich glaube, ich schicke zuerst mein Simulacrum herein«, sagte er zu Annette. Mit seinem Spezialschlüssel öffnete er den Wandschrank, in dem er sein Mani-Simulacrum durch verbrieftes Recht aufbewahrte. »Man kann nie wissen.« Und es wäre eine Schande, das Leben jetzt zu verlieren, nachdem er Mrs. Rittersdorf gerade entkommen war.

»Ihr Paras...«, sagte Annette mit einem Anflug schwacher Heiterkeit.

Das Gabriel-Baines-Simulacrum erwachte summend zum Leben, als er den Mechanismus aktivierte. »Guten Tag, Sir.« Dann nickte es Annette zu. »Miss Golding. – Ich werde jetzt hineingehen, Sir.« Es ging mit einer freundlichen Verbeugung an ihnen vorbei, anfangs etwas ruckartig, doch dann trat es energisch in den Sitzungssaal.

»Hast du eigentlich aus alldem nichts gelernt?« fragte Annette Gabriel Baines, als sie auf die Rückkehr und den Bericht des Simulacrum warteten.

»Zum Beispiel?«

»Daß es keine perfekte Verteidigung gibt. *Es gibt keinen Schutz.* Leben heißt, sich allem auszusetzen. Es ist die Natur des Lebens, riskant zu sein – es ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist.«

»Na ja«, sagte Baines scharfsinnig, »aber man kann doch das Beste tun, indem man sich abschirmt.« Jedenfalls tat ein Versuch nicht weh. Auch dies war ein Bestandteil des Lebens, und jedes lebende Wesen war fortwährend damit beschäftigt, den Versuch zu unternehmen.

Das Baines-Simulacrum kehrte zurück und machte eine formelle Meldung. »Kein tödliches Gas, keine elektrischen Entladungen gefährlichen Grades, kein Gift im Wasserspender, keine Schießscharten für Laserflinten, keine verborgenen Höllenmaschinen. Ich würde meinen, Sie können sicher

eintreten...« Als es seine Aufgabe erledigt hatte, verstummte es... doch dann klickte es zu Baines' Überraschung wieder an. »Allerdings«, sagte es, »möchte ich Ihre Aufmerksamkeit gern auf die ungewöhnliche Tatsache richten, daß sich im Sitzungs- saal *noch* ein Simulacrum aufhält. Und das gefällt mir überhaupt nicht.«

»Wer?« fragte Baines überrascht. Nur ein Para würde über seine Selbstverteidigung so besorgt sein, daß er sich eines Simulacrum bediente. Aber er war natürlich der einzige Para- Delegierte.

»Die Person, die vor dem Rat sprechen wird«, erwiederte das Baines-Simulacrum. »Die Person, auf die die Delegierten gewartet haben, ist ein Simulacrum.«

Gabriel Baines öffnete die Tür, schaute hinein und sah die anderen Delegierten schon versammelt. Vor ihnen stand der CIA-Mann Daniel Mageboom; Mary Rittersdorfs Begleiter, der Mann, der, wie der Schimmelschleim gesagt hatte, bei ihr gewesen war, als sie den Laserangriff auf ihren Gatten, den Mani- Panzer, ihn und Annette Golding gestartet hatte. Was tat Mageboom hier? Also war sein eigenes Simulacrum schlußendlich doch zu etwas Nütze gewesen.

Wider besseres Wissen und gegen jeden Instinkt betrat Gabriel Baines langsam den Sitzungssaal und nahm seinen Platz ein.

Das Nächste, dachte er, wird darin bestehen, daß Dr. Ritters- dorf uns kollektiv von einem Punkt aus umlegen läßt.

»Lassen Sie mich erklären«, sagte das Mageboom-Simulacrum gerade, als Baines und Annette Golding sich hingesetzt hatten. »Ich bin Chuck Rittersdorf. Ich steuere das Simulacrum momentan von Bunny Hentmans Schiff aus. Wir befinden uns in der Nähe von Alpha III M2. Vielleicht ist Ihnen das Schiff aufgefallen. Auf seine Hülle ist ein Kaninchen gemalt.«

Howard Straw sagte forsch: »Das heißt also, daß Sie kein verlängerter Arm des terranischen Geheimdienstes CIA sind.«

»Genau«, stimmte das Mageboom-Simulacrum ihm zu. »Wir haben – zumindest zeitweilig – die Kontrolle über dieses künstliche Lebewesen übernommen. Und jetzt möchte ich Ihnen so schnell wie möglich die Vorschläge unterbreiten, von denen wir glauben, daß sie das Beste für Alpha III M2 und die hier ansässigen Clans sind. Sie, als oberste regierende Körperschaft dieses Mondes, sollten sofort die offizielle Bitte an die Alphaner

richten, herzukommen und den Mond zu annexieren. Die Alphaner garantieren Ihnen, sie nicht wie Patienten eines Hospitals, sondern als gesetzlich anerkannte Siedler zu behandeln. Diese Annexion kann durch Vermittler auf Hentmans Schiff erreicht werden, da sich momentan zwei hochrangige Alpha-Beamte...« Das Simulacrum bockte, zuckte und hörte auf zu reden. »Irgendwas stimmt da nicht«, sagte Howard Straw und stand auf.

Das Simulacrum sagte abrupt: »Wrsssssssmus. Kadrax an wigdum niddd.« Seine Arme flatterten hin und her, sein Kopf wackelte, und es erklärte: »Ib srwn dngmmmm kunk!«

Howard Straw starre das Ding bleich und angespannt an, dann wandte er sich zu Gabriel Baines um und sagte: »Der terranische CIA hat sich in die Hyperraumverbindung zu Hentmans Schiff eingeschaltet.« Er klopfte auf seinen Oberschenkel, tastete nach seinem Schießeisen und schloß ein Auge, um genau zu zielen.

»Was ich gerade gesagt habe«, fuhr das Mageboom-Simulacrum nun mit leicht veränderter, aufgeregter und schriller Stimme fort, »war natürlich totaler Kappes und wäre eine völlig absurde Lösung. Es wäre für Alpha III M2 eine geradezu selbstmörderische Handlung, um den *sogenannten* Schutz des alphanischen Imperiums zu bitten, weil nämlich...«

Howard Straw setzte das Simulacrum mit einem einzigen Schuß außer Gefecht. Mit durchlöchertem Lebenssystem und ausgebreiteten Armen krachte das Ding zu Boden. Nun war alles still. Das Simulacrum rührte sich nicht mehr.

Nach einer gewissen Zeit steckte Howard Straw die Waffe wieder ein und nahm leicht erschüttert wieder Platz. »Dem CIA in San Francisco ist es gelückt, Rittersdorf auszuschalten«, sagte er unnötigerweise, da die Delegierten, selbst der Heb Jacob Simion, der Chronologie der Ereignisse aus erster Hand gefolgt waren. »Trotzdem haben wir Rittersdorfs Vorschlag gehört, und das ist es, was zählt.« Er sah sich am Tisch um. »Wir sollten lieber rasch handeln. Laßt uns abstimmen.«

»Ich stimme für Rittersdorfs Vorschlag«, sagte Gabriel Baines und dachte sich, daß es beinahe ins Auge gegangen wäre. Ohne Straws rasches Eingreifen hätte sich das wieder unter terranischer Kontrolle stehende Simulacrum vielleicht selbst in die Luft gesprengt und alle Anwesenden getötet.

»Ich auch«, sagte Annette Golding unter großer Anspannung.

Als die Stimmen ausgezählt wurden, stellte sich heraus, daß alle einer Meinung waren – außer Dino Watters, der sich elend fühlende Dep.

»Was ist los mit Ihnen?« fragte Gabriel Baines ihn neugierig.

Der Dep erwiderte mit hohler, verzweifelter Stimme: »Ich halte die Sache für hoffnungslos. Die terranischen Kriegsschiffe sind zu nahe. Die Manis können uns nicht lange genug abschirmen. Oder wir schaffen es nicht, mit Hentmans Schiff Kontakt aufzunehmen. *Irgend* etwas wird schiefgehen, und dann werden die Terraner uns ausradieren.« Und er fügte hinzu: »Außerdem habe ich seit der ersten Sitzung Bauchschmerzen. Ich glaube, ich habe Krebs.«

Howard Straw gab ein Zeichen, indem er den Knopf eines Summers betätigte. Ein Ratsangestellter trat ein und brachte ein tragbares Funkgerät mit.

»Ich werde jetzt Kontakt mit Hentmans Schiff aufnehmen«, sagte Straw und schaltete das Funkgerät ein.

Nachdem er sich mit den Resten seiner Organisation auf Terra in Verbindung gesetzt hatte, hob Bunny Hentman den Kopf und sagte mit sorgenvollem Gesichtsausdruck zu Chuck Rittersdorf: »Folgendes ist passiert: London, der Chef der San Franciscoer CIA-Zweigstelle, also Elwoods Vorgesetzter, hat geschnallt, was wir gemacht haben. Er hat sich die Aktivitäten des Simulacrum überspielen lassen. Wahrscheinlich war er schon von vornherein mißtrauisch – zweifellos deswegen, weil ich entkommen bin.«

»Ist Elwood tot?« fragte Chuck.

»Hören Sie«, sagte Hentman energisch. »Die Leute in Adolfville sind vielleicht gesetzlich und klinisch verrückt, aber sie sind nicht blöd –, besonders nicht in Dingen, die ihre Sicherheit betreffen. Sie haben den Vorschlag gehört, und ich wette, daß sie jetzt zu seinen Gunsten abstimmen. Sie müßte sich über kurz oder lang per Funk bei uns melden.« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Ich würde sagen, innerhalb einer Viertelstunde.« Er wandte sich Feld zu. »Hol die beiden Alphaner rein, damit sie das Ersuchen ohne Verzögerung an ihre Schiffe weiterleiten können.«

Feld rauschte ab. Nach einer Weile nahm Hentman seufzend wieder Platz. Er steckte sich eine dicke terranische Zigarre an, lehnte sich zurück, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und musterte Chuck.

Die Zeit verging.

»Braucht das alphanische Imperium eigentlich Fernsehkomiker?« fragte Chuck.

Hentman grinste. »Ebenso wie Simulacrum-Programmierer.«

Zehn Minuten später erreichte sie der Anruf aus Adolfville.

»Okay«, sagte Hentman und nickte, während er Howard Straw zuhörte. Er sah Chuck an. »Wo bleiben die beiden Alphaner? Es ist Zeit; entweder klappt es jetzt oder nie.«

»Ich bin hier. Ich repräsentiere das Imperium.« Es war der Alphaner RBX 303; er war eilends in Begleitung Felds und seines Gefährten in die Kabine gekommen. »Versichere ihnen noch einmal, daß sie nicht wie Invaliden, sondern wie Siedler behandelt werden. Es ist uns sehr wichtig, diesen Punkt klarzustellen. Die alphanische Politik hat stets...«

»Halt jetzt keine Rede«, sagte Hentman ätzend. »Ruf deine Kriegsschiffe an und sag ihnen, sie sollen landen.« Er reichte dem Alphaner das Funkmikrofon, stand müde auf und stellte sich neben Chuck. »Herrgott«, murmelte er, »in solchen Zeiten will er einen Vortrag über die letzten sechzig Jahre ihrer Außenpolitik halten.« Er schüttelte den Kopf. Seine Zigarre war erloschen, und mit großer Bedachtsamkeit zündete er sie wieder an. »Nun ja, ich nehme an, wir werden die Antwort auf unsere ultimate Frage schon noch kriegen.«

»Welche Frage denn?« fragte Chuck.

Hentman sagte kurz angebunden: »Ob das alphanische Imperium Verwendung für Fernsehkomiker und Sim-Programmierer hat.« Er marschierte davon und lauschte RBX 303, der gerade den Versuch unternahm, mit Hilfe der Schiffsfunkanlage die alphanische Kampfflotte in Bewegung zu versetzen. Er paffte seine Zigarre, schob die Hände in die Taschen und wartete schweigend ab. Chuck kam in den Sinn, daß man es seinem Ausdruck nie hätte ansehen können, daß ihre Existenz buchstäblich vom erfolgreichen Zustandekommen einer Kommunikationsleitung abhing.

Gerald Feld, der vor Nervosität bebte, kam zu Chuck und sagte. »Wo ist Frau Doktor gerade?«

»Wahrscheinlich wandert sie irgendwo draußen herum«, sagte Chuck. Hentmans Schiff, das sich momentan in einer Kreisbahn von vierhundertfünfzig Kilometern im Apogäum aufhielt, hatte nur noch Funkverbindung mit dem, was sich auf der Mondoberfläche abspielte.

»Sie kann doch jetzt nichts mehr anrichten, oder?« fragte Feld. »Ich meine, uns Sand ins Getriebe werfen oder so. Natürlich würde sie es gern tun...«

Chuck sagte: »Meine Frau – beziehungsweise meine Ex-Frau – ist ein ängstliches Wesen. Sie ist allein auf einem feindseligen Mond und wartet auf die terranische Flotte, die wahrscheinlich niemals kommen wird, obwohl sie das natürlich nicht weiß.« Er haßte Mary jetzt nicht mehr. Es war vorbei, wie so viele andere Dinge.

»Tut sie Ihnen leid?« fragte Feld.

»Ich... Es wäre mir nur lieber, wenn das Schicksal sie und mich nicht so arg gebeutelt hätte. Sie in ihrer Beziehung zu mir, meine ich.

Ich habe das Gefühl, Mary und ich hätten es trotzdem – auf irgendeine Weise, die ich nicht ausloten kann – miteinander schaffen können. In einigen Jahren, vielleicht...«

»Er hat die Flotte erreicht«, gab Hentman bekannt. »Wir sind wieder im Geschäft.« Er strahlte. »Jetzt können wir uns so total und absolut besaufen, daß... Nennen Sie eine Marke. Ich hab den Fusel an Bord. Jetzt wird nämlich absolut *nichts* mehr von uns verlangt. Wir haben es vollbracht. Wir sind jetzt Bürger des alphanischen Imperiums. Schon bald werden wir Nummernschilder statt Namen tragen, aber das ist mir Wurscht.«

Chuck sagte zu Feld: »Vielleicht kann ich irgendeines Tages, wenn alles keine Rolle mehr spielt, einen Blick hinter mich werfen und erkennen, was ich hätte tun sollen, um der momentanen Lage zu entgehen – daß Mary und ich irgendwo im Dreck liegen und uns beschießen.« Auf der dunklen Oberfläche einer fremden Welt, dachte er, auf der keiner von uns Zuhause ist, und wo zumindest ich wahrscheinlich den Rest meines Lebens verbringen werde. Und Mary vielleicht auch, dachte er finster.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte er zu Hentman.

»Danke«, sagte Hentman. Zu Feld sagte er: »Herzlichen Glückwunsch, Jerry.«

»Danke«, sagte Feld. »Herzlichen Glückwunsch und ein langes Leben«, sagte er zu Chuck. »Mit-Alphaner.«

»Ich frage mich«, sagte Chuck zu Hentman, »ob Sie mir einen Gefallen tun würden.«

»Nur zu«, sagte Hentman. »Was Sie wollen.«

»Borgen Sie mir ein Boot«, sagte Chuck. »Und lassen Sie mich zur Oberfläche runterfliegen.«

»Warum das? Hier oben sind Sie doch viel sicherer.«

»Ich möchte meine Frau suchen«, sagte Chuck.

Hentman runzelte die Stirn und sagte: »Wollen Sie es auch ganz bestimmt? Yeah, ich sehe es an Ihrem Gesichtsausdruck. Sie armer Teufel. Na ja, vielleicht können Sie sie überreden, bei Ihnen auf Alpha III M2 zu bleiben. Falls die Clans nichts dagegen haben. Und falls die alphanischen Behörden...«

»Gib ihm schon das Boot«, wandte Feld ein. »Momentan ist er ein furchtbar unglücklicher Mensch. Er hat keine Zeit, sich das anzuhören, was du ihm sagen willst.«

»Okay«, sagte Hentman zu Chuck und nickte. »Ich gebe Ihnen das Boot. Sie können runterfliegen und alles Idiotische tun, was Ihnen gefällt. Mir ist es schnuppe. Natürlich hoffe ich, daß Sie wieder zurückkehren, aber wenn nicht...« Er zuckte die Achseln. »Dann kann man auch nichts machen.«

»Und nehmen Sie Ihren Schimmelschleim mit, wenn Sie gehen«, sagte Feld zu Chuck.

Eine halbe Stunde später hatte Chuck das Boot in einem Dickicht aus dünnen, pappelähnlichen Bäumen abgestellt, stand im Freien, witterte in den Wind und lauschte. Er hörte nichts. Die Welt war zu klein, doch hier passierte nicht viel. Eine Ratssitzung hatte abgestimmt, ein Clan betrieb einen Verteidigungsschirm, ein paar Leute warteten ängstlich und zarend ab, aber wahrscheinlich gingen die meisten Einheimischen – beispielsweise die Hebs in Gandhitown – ohne Unterbrechung ihrer psychopathischen Alltagsroutine nach.

»Bin ich schwachsinnig?« fragte er Lord Flieh-den-Geiz, der sich ein paar Dutzend Meter weiter auf einen feuchteren Fleck begeben hatte, da er aquatropisch war. »Habe ich wirklich das Schlimmste angerichtet, das ich anrichten konnte?«

»Schwachsinn«, erwiederte der Schimmelschleim, »ist, wenn man es genau nimmt, ein juristischer Terminus. Ich halte Sie für ziemlich närrisch. Ich glaube, Mary Rittersdorf wird wahrscheinlich einen unbedachten und feindseligen Akt vollbringen, sobald ihr Blick auf Sie fällt. Aber vielleicht wollen Sie es ja so. Sie sind müde. Es war ein langer Kampf. Die illegalen Aufputschdrogen, die ich Ihnen besorgt habe, waren auch nicht hilfreich. Ich nehme an, sie haben Sie nur noch verzweifelter

und müder gemacht.« Und er fügte hinzu: »Vielleicht sollten Sie nach Cotton Mather Estates ziehen.«

»Was ist das denn?« Schon der Name ließ Chuck widerwillig zurückzucken.

»Die Siedlung der Depressiven. Ziehen Sie zu ihnen, in die endlose Finsternis.« Der Tonfall des Schimmelschleims klang leicht tadelnd.

»Danke«, sagte Chuck ironisch.

»Ihre Gattin ist nicht in der Nähe«, sagte Lord Flieh-den-Geiz. »Jedenfalls empfange ich ihre Gedanken nicht. Sehen wir uns woanders um.«

»Okay.« Chuck schlenderte wieder zum Boot zurück.

Als der Schimmelschleim ihm durch die offene Luke folgte, dachte er: »Es besteht auch die Möglichkeit – und Sie dürfen sie nicht außer acht lassen –, daß Mary tot ist.«

»Tot!« Chuck hielt an und starrte den Schimmelschleim an.
»Wieso?«

»Wie Sie schon zu Mr. Hentman gesagt haben – hier hat ein Krieg stattgefunden. Es hat Tote gegeben, wenn auch bis jetzt nur wenige.«

Doch die Wahrscheinlichkeit eines gewaltsamen Todes ist hier sehr hoch. Das letzte, was wir von Mary Rittersdorf gesehen haben, hing mit den drei Mystikern zusammen, dem sogenannten Heiligen Triumvirat, und seiner abscheulichen, psychotischen Himmelsprojektion. Ich schlage deswegen vor, daß wir nach Gandhitown fliegen, wo Ignatz Ledebur, der Haupt-Beweger des Triumvirats, in seinem üblichen Schmutz zwischen Katzen, Weibern und Kindern dahinvegetiert.«

»Aber Ledebur würde doch nie...«

»Psychose ist Psychose«, klärte der Schimmelschleim ihn auf.
»Und einem Fanatiker kann man nie hundertprozentig trauen.«
»Stimmt«, knirschte Chuck.

Kurz darauf waren sie nach Gandhitown unterwegs.

»Ich frage mich wirklich«, sinnierte der Schimmelschleim,
»was ich mir für Sie erhoffe. In mancherlei Hinsicht wären Sie viel besser dran, wenn Sie...«

»Das ist meine Sache«, unterbrach Chuck ihn.

»Verzeihung«, dachte der Schimmelschleim flugs, wenn auch mit düsteren Obertönen; er konnte sie nicht aus seiner Gedankenwelt verbannen.

Das Boot summte ohne weiteren Wortwechsel dahin.

Als Ignatz Ledebur einen Haufen gekochter, allmählich alt werdender Spaghetti vor die beiden schwarzgesichtigen Haus-schafe kippte, schaute er auf und sah, daß sich das Boot auf der Straße neben seiner Hütte zur Landung hinabsenkte. Er be-endete seine Arbeit, die daraus bestand, Schafe zu füttern, und ging mit der Pfanne gemächlich wieder in seine Hütte zurück. Katzen aller Rassen folgten ihm in froher Erwartung.

Als er drinnen war, plazierte er die Pfanne zwischen die ver-krusteten Teller, die sich im Spülbecken stapelten. Dann hielt er einen Moment inne, um einen Blick auf die Frau zu werfen, die auf den Brettern schlief, die normalerweise den Eßtisch bildeten. Er hob eine Katze hoch und trug sie wieder hinaus. Die Ankunft des Schiffes war natürlich keine Überraschung für ihn. Es hatte sich schon in einer Vision angekündigt. Er war zwar nicht alarmiert, aber auch nicht gerade gleichgültig.

Zwei Gestalten entstiegen dem Boot, die eine menschlich, die andere amorph und gelb. Unter Schwierigkeiten schlügen sie sich durch den aufgehäuften Müll zu Ledebur durch.

»Sie werden es sicher gern hören«, sagte Ledebur grüßend zu den Ankömmlingen, »daß sich ungefähr in diesem Augenblick alphanische Kriegsschiffe darauf vorbereiten, auf unserer Welt zu landen.« Er lächelte, aber der Mann, der ihm gegenüberstand, erwiderte sein Lächeln nicht. Und was den gelben Blubber anging, so verfügte er natürlich über nichts, womit er hätte lächeln können. »Ihre Mission«, sagte Ledebur mit einem Anflug von Verwirrung, »hat also erfolgreiche Resultate erbracht.« Die Feindseligkeit, die von seinem Gegenüber ausging, behagte ihm nicht. Mit Hilfe seines mystisch-psionischen Scharfblicks sah er die Verärgerung des Mannes als dunkelrotes Glühen; als trüge er einen geheimnisvollen Schein über dem Kopf.

»Wo ist Mary Rittersdorf?« fragte der Mann namens Chuck Rittersdorf. »Meine Frau. Wissen Sie es?« Er wandte sich zu dem ganymedischen Schimmelschleim um. »Weiß er es?«

Der Schimmelschleim dachte: »Ja, Mr. Rittersdorf.«

»Ihre Gattin«, sagte Ignatz Ledebur nickend, »hat böse Dinge getan. Sie hatte schon einen Mani getötet und war...«

»Wenn Sie mich nicht zu meiner Frau führen«, sagte Ritters-dorf zu Ledebur, »hacke ich Sie in Stücke.« Er machte einen Schritt auf den Heiligen zu.

Ledebur streichelte die Katze, die er beunruhigt auf dem Arm hielt, und sagte: »Es wäre mir lieber, Sie kämen auf eine Tasse Tee herein.«

Dann lag er rücklings auf dem Boden; seine Ohren klingelten, sein Kopf pulsierte dumpf. Unter Schwierigkeiten brachte er es fertig, sich halb benommen hinzusetzen und sich zu fragen, was passiert war.

»Mr. Rittersdorf hat Sie geschlagen«, erklärte der Schimmelschleim. »Eine Backpfeife, direkt über dem Wangenknochen.«

»Nicht noch eine«, sagte Ledebur mit belegter Stimme. Er schmeckte Blut. Spuckend saß er da und massierte seinen Kopf. Leider hatte ihn *davor* keine Vision gewarnt. »Sie ist drin, im Haus«, sagte er.

Chuck Rittersdorf ging an ihm vorbei auf die Tür zu, stieß sie auf und verschwand in der Hütte. Ledebur schaffte es endlich, sich wieder aufzurappeln. Er stand wankend da, und schließlich folgte er Chuck mit leicht schleppenden Schritten.

Drinnen, im vorderen Raum, blieb er an der Tür stehen, während die Katzen, die nun kommen und gehen konnten, wie sie wollten, ihn zu allen Seiten hüpfend und umhertollend umlagerten.

Am Bett beugte sich Chuck Rittersdorf über die schlafende Frau. »Mary«, sagte er, »wach auf.« Er streckte eine Hand aus, packte ihren nackten, baumelnden Arm und schüttelte sie. »Zieh dich an, komm mit. Nun komm schon!«

Die Frau in Ignatz Ledeburs Bett, die Elsie ersetzt hatte, öffnete schrittweise die Augen. Sie konzentrierte sich auf Chucks Gesicht, dann blinzelte sie plötzlich und war voll da. Sie setzte sich in einem Reflex aufrecht hin, packte das Durcheinander der Decken, zog sie um ihren Leib und bedeckte ihre kleinen, spitzen Brüste.

Der Schimmelschleim war umsichtig draußen geblieben.

»Chuck«, sagte Mary Rittersdorf mit langsamer, fester Stimme. »Ich bin freiwillig in dieses Haus gekommen. Damit ich...«

Chuck packte ihr Handgelenk und zog sie vom Bett. Die Decken fielen zu Boden, und eine Kaffeetasse rollte scheppernd davon und verschüttete ihren erkalteten Inhalt. Zwei Katzen, die sich unter dem Bett aufgehalten hatten, suchten ängstlich das Weite und rannten in ihrer Panik an Ignatz Ledebur vorbei.

Glatt, schlank und nackt sah Mary Rittersdorf ihren Ex-Gatten an. »Du hast mir überhaupt nicht mehr zu sagen, was ich tun darf und was nicht«, sagte sie. Sie griff nach ihren Kleidern, nahm ihre Bluse, kramte so selbstsicher weiter, wie man es unter diesen Umständen erwarten konnte, und fing methodisch an, ein Kleidungsstück nach dem anderen anzuziehen. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu schließen, hätte sie ebenso mutterseelenallein sein können.

»Dieses Gebiet wird jetzt von der alphanischen Flotte kontrolliert«, sagte Chuck. »Die Manis werden in Kürze die Abschirmung aufheben, um sie hereinzulassen. Es ist alles erledigt worden, während du im Bett dieses...« Er fuhr herum und deutete mit dem Kopf auf Ignatz Ledebur. »... Individiums geschlafen hast.«

»Und du bist auf ihrer Seite?« fragte Mary kalt, als sie ihre Bluse zuknöpfte. »Natürlich gehörst du zu ihnen. Die Alphaner haben sich den Mond eingesackt, und du hast vor, unter ihrer Herrschaft hier zu leben.« Sie war jetzt fertig und fing an, in aller Seelenruhe ihr Haar zu bürsten.

»Falls du auf Alpha III M2 bleiben willst«, sagte Chuck, »statt nach Terra zurückzukehren...«

»Ich bleibe hier«, sagte Mary. »Ich habe mir schon alles zurechtgelegt.« Sie deutete auf Ignatz Ledebur. »Nicht bei ihm; er wußte, daß es nur für eine Weile war. Ich würde nicht in Gandhitown leben wollen. Dies hier ist kein Ort für mich; ich habe nicht die Phantasie, mir so was vorzustellen.«

»Wo dann?«

»Ich glaube, in Da Vinci Heights«, sagte Mary.

»Warum das denn?« Er starrte sie ungläubig an.

»Ich weiß nicht genau. Ich bin noch nicht mal dort gewesen. Aber ich bewundere die Manis. Ich bewundere sogar den, den ich umgebracht habe. Er hatte keine Sekunde Angst, nicht mal in dem Augenblick, als er auf den Panzer zulief; obwohl er wußte, daß er es nicht schaffen würde. Ich habe in meinem Leben noch nichts gesehen, was dem gleichgekommen wäre. – Noch nie.«

»Die Manis«, sagte Chuck, »werden dich nie reinlassen.«

»Werden sie doch.« Mary nickte gelassen. »Sie werden es sogar ganz bestimmt.«

Chuck wandte sich fragend zu Ignatz Ledebur um.

»Es stimmt«, sagte Ledebur zustimmend. »Ihre Frau hat recht.« Wir beide, wurde Ignatz klar, sie und ich, haben sie verloren. Niemand kann diese Frau für lange sein eigen nennen. Es liegt einfach nicht in ihrer Natur oder ihrer Biologie. Er wandte sich um, verließ bekümmert die Hütte, trat hinaus und ging dorthin, wo der Schimmelschleim wartete.

»Ich nehme an, Sie haben Mr. Rittersdorf das Unmögliche seines versuchten Unterfangens klargemacht«, machte der Schimmelschleim sich verständlich.

»Ich nehme es an«, sagte Ledebur ohne den geringsten Enthusiasmus.

Auch Chuck verließ die Hütte. Er wirkte bleich und grimmig, als er an Ledebur vorbei auf das Boot zuging. »Gehen wir«, sagte er heiser über die Schulter hinweg zu dem Schimmelschleim.

Der Schimmelschleim folgte ihm so schnell, wie er es bewerkstelligen konnte. Die beiden betraten das Boot, dann schloß sich die Luke, und das Fahrzeug jagte in den Morgenhimme hinauf.

Ignatz Ledebur sah ihm eine Weile hinterher, dann kehrte er in die Hütte zurück. Er fand Mary am Kühlschrank, wo sie etwas suchte, um das Frühstück zuzubereiten.

»Die Manis«, sagte Ledebur, »sind manchmal ziemlich brutal.«

Mary lachte. »Na und?« sagte sie spöttisch.

Er konnte keine Antwort darauf geben. Seine Heiligkeit und seine Visionen halfen ihm in diesem Fall nicht das kleinste bißchen.

Nach langer Zeit sagte Chuck: »Kann dieses Boot uns ins Sol-System zurückbringen, nach Terra?«

»Unter keinen Umständen«, sagte Lord Flieh-den-Geiz.

»Na schön«, sagte Chuck, »dann werde ich ein terranisches Schiff ausfindig machen, das sich in dieser Region aufhält. Ich gehe nach Terra zurück und unterwerfe mich jeder Strafe, die den Behörden in den Sinn kommt. Dann treffe ich ein Abkommen mit Joan Trieste.«

Der Schimmelschleim erwiederte. »Angesichts der Tatsachen, daß die Strafe, die Sie zu erwarten haben, aus dem Tod besteht, halte ich jedes Abkommen mit Joan Trieste für unwahrscheinlich.«

»Was schlagen Sie also vor?«

»Etwas, vor dem Sie zurückschrecken werden.«

»Packen Sie aus«, sagte Chuck. Angesichts seiner Lage konnte er eigentlich überhaupt nichts ablehnen.

»Sie... ähem. Es ist abscheulich; ich muß es passend formulieren... Sie müssen Ihre Frau dazu bewegen, daß sie Sie einer Reihe gründlicher Psycho-Tests unterzieht.«

Nach einer Weile sagte Chuck: »Um herauszufinden, in welche Siedlung ich am besten passe?«

»Ja«, sagte der Schimmelschleim, wenn auch zögernd. »Das war meine Idee. Ich will damit nicht sagen, daß Sie ein Psychopath sind, sondern es geht nur darum, ganz allgemein die Abweichung Ihrer Persönlichkeit festzustellen...«

»Angenommen, die Tests zeigen keine Abweichungen, keine Neurosen, keine latenten Psychosen und keine psychopathischen Tendenzen – mit anderen Worten: Nichts. Was tue ich dann?« Ohne sich selbst Komplimente machen zu wollen – in seiner Lage war er davon weit entfernt –, hatte Chuck die Befürchtung, daß die Tests genau *dies* und nichts anderes erbringen würden. Er gehörte in keine der Siedlungen von Alpha III M2. Hier war er ein Einzelgänger; ein Ausgestoßener, der von einem Lebewesen begleitet wurde, das ihm nicht einmal entfernt ähnlich sah.

»Der seit langem bestehende Drang, Ihre Frau zu ermorden«, sagte der Schimmelschleim, »könnte durchaus ein Symptom einer verschleppten geistigen Krankheit sein.« Er tat alles, um hoffnungsvoll zu klingen, aber es gelang ihm nicht. »Ich glaube immer noch, daß es einen Versuch wert ist«, sagte er hartnäckig.

»Angenommen, ich würde eine neue Niederlassung gründen«, sagte Chuck.

»Eine Siedlung, die nur aus einer Person besteht?«

»Auch hier muß es hin und wieder Normale geben: Leute, denen es gelingt, sich von ihren geistigen Störungen zu befreien. Vielleicht auch Kinder, die sie nie entwickeln. Hier sind die Gegebenheiten doch so, daß man zunächst als polymorpher Schizophrener eingestuft wird, bis sich etwas anderes herausstellt. Und das ist nicht richtig.« Chuck hatte diesen Gedanken schon gewälzt, als ihm allmählich bewußt geworden war, daß er wahrscheinlich hier bleiben mußte. »Sie werden schon nach und nach kommen. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

»Das Knusperhäuschen in Mondwald«, sagte der Schimmelschleim nachdenklich. »Und Sie sitzen in seinem Inneren und warten insgeheim darauf, daß jemand vorbeikommt. Besonders Kinder.« Er kicherte. »Verzeihung. Ich sollte es nicht so leicht nehmen; verzeihen Sie mir.«

Chuck sagte nichts; er steuerte das Boot nach oben.

»Werden Sie den Test versuchen?« fragte der Schimmelschleim. »Bevor Sie sich davonmachen und Ihre eigene Siedlung gründen?«

»Okay«, sagte Chuck. Es erschien ihm nicht unvernünftig, dies zu erbitten.

»Können Sie sich vorstellen, daß Ihre Frau angesichts der Feindschaft, die sie gegeneinander hegen, die Tests überhaupt ordentlich durchführen kann?«

»Ich nehme es an.« Das Ablesen von Checklisten war Routine, nicht interpretativ.

»Ich könnte als Parlamentär zwischen Ihnen fungieren«, meinte der Schimmelschleim. »Dann brauchen sie einander erst zu treffen, wenn die Resultate vorliegen.«

»Danke«, sagte Chuck dankbar.

Der Schimmelschleim meinte nachdenklich: »Es gibt noch eine andere Möglichkeit, die – zugegeben – vielleicht weit hergeholt ist, aber trotzdem nicht außer acht gelassen werden sollte. Sie könnten eventuell eine riesige Ernte einfahren, obwohl es natürlich beträchtliche Zeit in Anspruch nähme, bis etwas aus ihr wird.« Er kam zum Ende seiner Kalkulationen. »Vielleicht könnten Sie Mary bewegen, auch sich selbst zu testen.«

Diese Vorstellung war für Chuck eine absolut schockierende Überraschung. Denn was dabei auch herauskam – sein Geist bewegte sich schnell, analytisch und selbtkritisch –, er erkannte nicht, welchen Vorteil sie hatte, egal, wie die Resultate ausfielen. Denn die Mondbewohner wurden keiner Therapie unterzogen, das hatte sich schon aufgrund seiner persönlichen Aktivitäten entschieden. Offenbarte sich Mary bei einem Test – und das war durchaus möglich – selbst als ernsthaft geschädigt, blieb sie so, wie sie war. Kein Psychiater würde in sie eindringen und an ihr herumpfuschen. Was also meinte der Schimmelschleim mit einer »riesigen Ernte«?

Lord Flieh-den-Geiz, der Chucks rasche Überlegungen auffing, erklärte: »Angenommen, Ihre Frau würde im Zuge des Testver-

laufs darauf stoßen, daß sie selbst eine ernsthafte Neigung zum Manischen hat. So sieht zwar nur meine laienhafte Diagnose ihrer Person aus, aber sie käme bestimmt zu der gleichen. Wenn sie also erkennt, daß sie, wie Howard Straw und die wilden Panzerfahrer, ein Mani ist, müßte sie sich der Erkenntnis stellen, daß...«

»Glauben Sie im Ernst, es würde sie bescheidener machen? Weniger selbstsicher?« Der Schimmelschleim war ganz klar keine Autorität in Sachen menschlicher Natur – und besonders keine in Sachen der Mary Rittersdorfschen Natur. Ganz zu schweigen von der Tatsache, daß Selbstzweifel für einen Manischen ebenso unvorstellbar waren wie für einen Para. Ihre gesamte emotionale Struktur beruhte gerade darauf, daß sie ihrer selbst so sicher waren.

Wie einfach wäre es doch gewesen, träfe die naive Sichtweise des Schimmelschleims zu – wenn eine ernstlich gestörte Person nur ihre Testergebnisse zu sehen brauchte, um ihre psychische Deformation zu erkennen. Herrgott, dachte Chuck finster, wenn es überhaupt etwas gibt, das die gegenwärtige Psychiatrie uns gezeigt hat, dann dies: Das reine Wissen, daß man geisteskrank ist, macht einen nicht wieder gesund – ebensowenig wie einen das Wissen gesund macht, daß man ein schwaches Herz hat.

Tatsächlich war es viel wahrscheinlicher, daß das Gegenteil zutraf: Mary würde sich, gefestigt durch die Kameradschaft einer Gruppe von Menschen, die so waren wie sie, für alle Zeiten stabilisieren. Man würde ihre manischen Neigungen sozial sanktionieren. Möglicherweise endete sie als Geliebte Howard Straws, vielleicht ersetzte sie ihn sogar als Mani-Delegierte im Hohen Interclan-Rat. Sie würde in Da Vinci Heights zur Macht aufsteigen – indem sie jeden trat, der sie umgab.

»Trotzdem«, beharrte der Schimmelschleim, »werde ich sie, wenn ich sie frage, ob sie den Test vornehmen will, bitten, dasselbe auch für sich zu tun. Ich glaube immer noch, daß sich daraus etwas Gutes entwickeln kann. Ein altes terranisches Sprichwort lautet doch *Erkenne dich selbst*; nicht wahr? Es stammt von den alten Griechen. Ich glaube, wenn man weiß, wer man ist, versichert man sich einer Waffe, mit der eine nichttelepathische Spezies ihre Psyche reformieren kann, bevor...«

»Bevor was?«

Der Schimmelschleim schwieg. Offenbar wußte er es selbst nicht.

»Wenn Mary den Test macht«, sagte Chuck, »werden wir es ja sehen.« Dann werden wir sehen, wer recht hat, dachte er. Er hoffte, daß es der Schimmelschleim war.

An diesem Abend gelang es Lord Flieh-den-Geiz nach langen und zähen Verhandlungen, Dr. Mary Rittersdorf dazu zu bringen, ihm die gesamte Bandbreite der Psycho-Profiltests zu schildern – und sie anschließend fachmännisch an ihrem Gatten durchzuführen.

Im kompliziert gestalteten, gewundenen Heim des Mani-Ratsdelegierten Howard Straw standen sich die drei gegenüber. Straw selbst saß lauernd im Hintergrund. Das, was hier stattfand, erheiterte ihn; er gab sich reserviert und seiner Veranlagung gemäß verächtlich. Er saß da und skizzierte mit Farbstiften rasch eine Porträtsérie Marys. Dies war nur eine seiner vielen künstlerisch-kreativen Liebhabereien, und sogar in wirren Zeiten wie diesen, wo alphanische Kriegsschiffe nacheinander auf dem Mond landeten, entsagte er ihnen nicht. Als typischer Mani war er vielseitig und hatte stets zahllose Eisen im Feuer.

Mary breitete die Testergebnisse vor sich auf Howard Straws hübschem, handgearbeitetem Holz- und Schwarzblechtisch aus und sagte: »Es ist schrecklich für mich, es zugeben zu müssen, aber die Idee war gut. Wir haben uns beide den Standard-Psycho-Profiltestverfahren unterworfen. Offen gesagt, die Ergebnisse überraschen mich. Angesichts der Ergebnisse sieht es so aus, als hätte ich mich selbst regelmäßig diesen Tests unterziehen sollen...« Sie lehnte sich geschmeidig in ihrem weißen Rollkragenpullover und den titanischen Ogmetallhosen zurück, holte mit zitternden Fingern eine Zigarette hervor und steckte sie an. »Du zeigst keine Spur einer geistigen Störung, mein Lieber«, fügte sie hinzu und lächelte starr.

»Und was ist mit dir?« fragte Chuck, während sich seine Kehle und sein Herz vor Spannung zusammenschnürten.

»Ich bin gar kein Mani. Ich bin das genaue Gegenteil. Ich zeige eine deutlich erregte Depression. Ich bin ein Dep.« Sie lächelte immer noch; es war eine schlimme Anstrengung für sie; Chuck nahm dies und ihren Mut zur Kenntnis. »Der pausenlose Druck, den ich wegen deines Einkommens auf dich ausgeübt habe... Es lag bestimmt an meiner Depression und

meinen verblendeten Sinnen, daß ich annahm, alles sei falsch gelaufen, und nun müsse irgend etwas getan werden, damit wir nicht untergehen.« Sie drückte plötzlich die Zigarette aus und zündete sich eine neue an. Dann sagte sie zu Howard Straw: »Wie sieht deine Reaktion darauf aus?«

»Dann wirst du eben nicht hier wohnen«, sagte Straw mit seinem üblichen Mangel an Einfühlungsvermögen. »Du wirst drüben in Cotton Mather Estates leben. Beim fröhlichen Dino Watters und seinesgleichen.« Er kicherte. »Manche von ihnen sind noch schlimmer, das wirst du bald merken. Du kannst noch ein paar Tage hierbleiben, aber dann geht nichts daran vorbei, daß du verschwindest. Du bist keine von uns.« Und er fügte in leicht brutalem Tonfall hinzu: »Hättest du diesen Augenblick vorhersehen können, als du dich bei TERPLAN freiwillig für diesen Job – das Unternehmen Fünfzig Minuten – gemeldet hast... Ich gehe jede Wette ein, du hättest es dir noch einmal überlegt. Habe ich recht?« Er sah sie durchdringend an.

Mary zuckte wortlos die Achseln. Dann fing sie zur allgemeinen Überraschung der anderen urplötzlich an zu weinen. »Gott, ich möchte nicht bei den verdammten Deps leben«, flüsterte sie. »Ich gehe zur Erde zurück.« Zu Chuck sagte sie: »Ich kann es, aber du kannst es nicht. Ich brauche nicht hierzubleiben und mir eine Nische zu suchen. – Wie du.«

Die Gedanken des Schimmelschleims erreichten Chuck. »Was haben Sie jetzt vor, wo Sie die Testergebnisse kennen, Mr. Rittersdorf?«

»Ich mache weiter, ich gründe meine eigene Siedlung«, sagte Chuck. »Ich werde sie Thomas Jeffersonburg nennen. Cotton Mather war ein Dep; da Vinci war ein Mani; Adolf Hitler war ein Para; Gandhi war ein Heb. – Jefferson war...« Er suchte nach dem passenden Wort. »... die Norm. – Deswegen Thomas Jeffersonburg: Die Siedlung der Norm. Bis jetzt beherbergt sie nur einen, aber sie hat große Erwartungen in die Zukunft.« Damit ist das Problem, einen Delegierten zum Hohen Interclan-Rat zu schicken, automatisch gelöst, dachte er.

»Sie sind ein absoluter Narr«, sagte Howard Straw verächtlich. »Es wird nie jemanden geben, der dort aufkreuzt und in Ihrer Siedlung leben will. Sie werden den Rest Ihres Lebens in Isolation verbringen – und in spätestens sechs Wochen überschnappen. Dann sind sie bereit für jede andere hiesige Ansiedlung – außer natürlich für unsere.«

»Kann schon sein.« Chuck nickte. Aber er dachte nicht so wie Straw. Er dachte zum Beispiel wieder an Annette Golding. Bestimmt erforderte es in ihrem Fall nicht viel. Sie war der Vernunft und dem Gleichgewicht ziemlich nahe. Eigentlich trennte ihn nichts von ihr. Und wenn es *eine* wie sie hier gab, gab es vielleicht auch mehrere. Chuck hatte das Gefühl, daß er nicht lange der einzige Bewohner von Thomas Jeffersonburg sein würde. Doch selbst wenn es so war...

Er würde eben abwarten. Egal, wieviel Zeit es erforderte. Und er würde Hilfe beim Aufbau der Siedlung erhalten. Er hatte schon etwas aufgenommen, das wie eine solide Arbeitsgrundlage mit dem Para-Delegierten Gabriel Baines aussah. Und das ließ ihn hoffen. Wenn er mit Baines auskommen konnte, konnte er gewiß ebenso mit diversen anderen Clans auskommen – vielleicht mit der Ausnahme von Manis wie Straw, und natürlich den kranken, verdummmten Hebs wie Ignatz Ledebur, die kein Pflichtgefühl hatten.

»Mir ist schlecht«, sagte Mary mit zitternden Lippen. »Komst du mich in Cotton Mather mal besuchen, Chuck? Ich muß doch nicht den Rest meines Lebens unter den Deps zubringen, oder?«

»Du hast doch gesagt...«, fing er an.

»Ich *kann* einfach nicht zur Erde zurück; nicht als Kranke. Nicht mit *diesen* Testergebnissen.«

»Natürlich«, sagte er. »Ich komme dich gern besuchen.« Er hatte wirklich vor, einen Großteil seiner Zeit in den anderen Siedlungen zu verbringen. Damit würde er Howard Straws Prophezeiung daran hindern, Wirklichkeit zu werden. Damit – und mit vielen, vielen anderen Dingen.

»Wenn ich das nächste mal sporifiziere«, meldete sich der Schimmelschleim, »würde es eine große Anzahl meiner Ich's hier geben. Einige von uns werden sich bestimmt gern in Thomas Jeffersonburg ansiedeln. Und diesmal werden wir uns von brennenden Autos fernhalten.«

»Danke«, sagte Chuck. »Ich würde mich freuen, euch bei mir zu haben. Euch alle.«

Howard Straws höhnisches, manisches Gelächter erfüllte den Raum. Diese Vorstellung schien seine zynische Erheiterung herzorzufen. Trotzdem schenkte niemand ihm Aufmerksamkeit. Straw zuckte die Achseln und kehrte an seine Pastellskizze zurück.

Draußen vor dem Haus brüllten die Retrodüsen eines Kriegsschiffes auf, das fachmännisch zur Landung ansetzte. Die alphanische Besetzung von Da Vinci Heights nahm nach langer Verzögerung ihren Anfang.

Chuck Rittersdorf stand auf, öffnete den Vordereingang und trat in die abendliche Dunkelheit hinaus, um zu lauschen und sich umzusehen. Eine Zeitlang stand er allein da, rauchte und hörte den Geräuschen zu, die schrittweise abnahmen, bis sie schließlich in einer Stille endeten, die permanent zu werden schien. Es würde sehr lange dauern, bis sie wieder starteten, vielleicht sogar so lange, bis er von der Szenerie verschwunden war; er spürte es ganz deutlich, als er in der Dunkelheit vor Howard Straws Vordereinang herumging.

Plötzlich öffnete sich hinter ihm die Tür. Seine Frau – seine ehemalige Frau – schloß sie hinter sich und stellte sich schweigend neben ihn. Zusammen lauschten sie dem Pulk der alphanischen Kriegsschiffe und bewunderten, jeder in tiefe Gedanken versunken, die feurigen Schweife am Himmel.

»Chuck«, sagte Mary plötzlich, »du weißt, daß wir noch eine hochwichtige Sache erledigen müssen... Du hast wahrscheinlich noch nicht daran gedacht, aber wenn wir uns hier ansiedeln, müssen wir eine Möglichkeit finden, unsere Kinder von Terra wegzuholen.«

»Stimmt.« Tatsächlich hatte er schon daran gedacht. Er nickte. »Aber möchtest du sie hier aufwachsen sehen?« Besonders Debby, dachte er. Sie war äußerst empfindlich. Wenn sie hier lebte, würde sie zweifellos die zerrütteten Glaubensmuster der psychopathischen Mehrheit auffangen und sich dementsprechend verhalten. Es würde ein schwieriges Problem werden.

»Wenn ich krank bin...«, sagte Mary. Sie beendete den Satz nicht; es war unnötig. Wenn sie krank war, war Debby dem subtilen Spiel der Geisteskrankheit, die in den geschlossenen Räumen des Familienlebens vorkam, bereits ausgesetzt worden. Wenn sie sie holten, war der Schaden längst angerichtet.

Chuck warf die Zigarette ins Dunkel, legte die Arme um die schlanke Taille seiner Frau und zog sie an sich. Er küßte sie auf die Stirn und roch den warmen, süßen Duft ihres Haares. »Wir werden uns der Möglichkeit stellen, die Kinder dieser Umgebung auszusetzen. Vielleicht sind sie den einheimischen Kindern ein geistig bewegliches Beispiel... Wir können sie in die

Gemeinschaftsschule schicken, die auf Alpha III M2 unterhalten wird. Wenn du willst, wäre ich bereit, das Risiko einzugehen. Was meinst du dazu?«

»Okay«, sagte Mary geistesabwesend. Und dann sagte sie, mit etwas mehr Nachdruck: »Chuck, glaubst du wirklich, daß wir eine Chance haben? Die Chance, auf einer neuen Grundlage zu leben... daß wir für längere Zeit beieinander sein können? Oder werden wir nur...« Sie gestikulierte. »... nur wieder in die alten, von Haß und Mißtrauen diktierten Verhaltensweisen und dergleichen zurückfallen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er, was die Wahrheit war.

»Dann belüg mich. Sag, daß wir es schaffen können.«

»Wir schaffen es.«

»Glaubst du es *wirklich*? Oder lügst du?«

»Ich... ahm...«

»Sag *bloß* nicht, daß du lügst.« Ihre Stimme war drängend.

»Ich lüge nicht«, sagte er. »Ich weiß, daß wir es schaffen können. Wir sind beide jung und anpassungsfähig; wir sind nicht so eingefahren wie die Paras und Manis. Stimmt's?«

»Stimmt.« Mary schwieg einen Moment, dann sagte sie: »Weißt du genau, daß dir dieses Poly-Mädchen, diese Annette Golding, nicht lieber ist? Sei ehrlich.«

»Du bist mir lieber.« Diesmal log er nicht.

»Was ist mit dem Mädchen, von dem Alfson die Zeitkamera-Aufnahmen gemacht hat? Von dir und Joan Sowieso... Ich meine, du bist immerhin mit ihr im Bett gewesen.«

»Du bist mir trotzdem lieber.«

»Sag mir, warum ich dir lieber bin«, sagte Mary. »Obwohl ich verrückt und niederträchtig bin.«

»Ich kann es nicht genau sagen.« Er konnte es wirklich nicht erklären; es war ihm selbst ein Rätsel. Trotzdem war es die Wahrheit; er spürte ihre Gültigkeit in seinem Inneren.

»Ich wünsche dir Glück bei deiner Ein-Mann-Siedlung«, sagte Mary. »Ein Mensch und ein Dutzend Schimmelschleime.« Sie lachte. »Welch irre Enklave. Ja, jetzt weiß ich genau, daß wir unsere Kinder zu uns holen müssen. Früher habe ich immer gedacht, ich sei... Du weißt schon. – So ganz anders als meine Patienten. – Sie waren krank; ich war's nicht. Und jetzt...« Sie schwieg.

»... ist der Unterschied nicht mehr so groß«, sagte er an ihrer Stelle.

»Du spürst es auch an dir, nicht wahr? Daß du dich grund-sätzlich von mir unterscheidest... Schließlich ist dein Test positi-v ausgefallen und meiner nicht.«

»So groß war der Unterschied zwischen uns nun nicht«, sagte Chuck. Er meinte es ernst. Anfangs hatten ihn selbstmörde-rische Impulse getrieben – und dann feindselige, mörderische, die Mary gegolten hatten; doch trotz alledem war das Ergebnis der offiziellen Ausdrucke der seit langem anerkannten Testver-fahren für ihn positiver ausgefallen als für sie. Welch kleiner Unterschied. Mary, er, und alle anderen auf Alpha III M2, ein-schließlich des arroganten Mani-Vertreters Howard Straw, kämpften um ihr Gleichgewicht und um Einsicht. Es war eine natürliche Verhaltensweise für lebende Wesen. Hoffnung gab es immer, vielleicht sogar – Gott behüte – für die Hebs. Obwohl die Hoffnung für die Leute aus Gandhitown in der Tat sehr gering war.

Und die Hoffnung ist auch für uns Terraner sehr gering, dachte Chuck. Für uns, die wir jetzt nach Alpha III M2 emigriert sind. Aber trotzdem – sie existiert.

»Ich bin zu dem Schluß gekommen«, sagte Mary mit belegter Stimme, »daß ich dich liebe.«

»Okay«, sagte er erfreut und zustimmend.

Plötzlich erreichte ihn ein spitzes, hochartikuliertes Grübeln des Schimmelschleims und riß ihn aus seinem heiteren Zu-standing. »Solange noch gebeichtet wird, schlage ich vor, daß Ihre Frau eine volle Abrechnung ihrer kurzen Affäre mit Bunny Hent-man auf den Tisch legt.«

Lord Flieh-den-Geiz korrigierte sich. »Ich zieh den Ausdruck ›auf den Tisch legen‹ als fürchterlich unglücklich gewählt zu-rück. Meine Grundforderung bleibt jedoch erhalten: Sie war so darauf bedacht, Ihnen einen Job mit hohem Einkommen zu verschaffen, daß Sie...«

»Lassen Sie es mich sagen«, sagte Mary.

»Bitte«, stimmte der Schimmelschleim ihr zu. »Ich werde mich nur dann wieder melden, wenn Sie etwas vergessen soll-ten, das für Ihren Bericht wichtig ist.«

»Ich hatte eine ganz kurze Affäre mit Bunny Hentman, Chuck«, sagte Mary. »Kurz bevor ich Terra verließ. Mehr gibt's dazu nicht zu sagen.«

»Da ist noch etwas«, widersprach der Schimmelschleim.

»Einzelheiten?« sagte Mary scharf. »Muß ich etwa genau erzählen, wann und wo...«

»Das nicht. Aber Ihre Beziehung zu Hentman hatte noch einen zusätzlichen Aspekt.«

»Na schön.« Mary nickte resignierend. »Während dieser vier Tage«, sagte sie zu Chuck, »erzählte ich Bunny, ich hätte aufgrund meiner Erfahrungen mit ehelichen Zusammenbrüchen die Ahnung – die wiederum auf meinem Wissen über deine Persönlichkeit basierte –, du würdest den Versuch unternehmen, mich umzubringen. – Falls dir ein Selbstmord mißlänge.« Dann schwieg sie. »Ich weiß auch nicht, warum ich es ihm erzählt habe. Vielleicht hatte ich Angst. Ich mußte es wohl jemandem erzählen, und damals war ich eben gerade mit ihm zusammen.«

Also war Joan es nicht gewesen. Jetzt, wo er es wußte, fühlte Chuck sich etwas besser. Außerdem konnte er Mary das, was sie getan hatte, kaum verübeln. Es war ein Wunder, daß sie nicht zur Polizei gegangen war. Also hatte sie die Wahrheit gesprochen, als sie gesagt hatte, sie liebe ihn. Es warf ein ganz neues Licht auf sie: Sie hatte eine Chance, ihm zu schaden, nicht wahrgenommen – und das in einer Zeit der Krise.

»Vielleicht kriegen wir noch ein paar Kinder, solange wir hier sind«, sagte Mary. »Wie die Schimmelschleime... Wir sind hier angekommen und werden zahlreicher, bis wir eine ganze Legion sind. Die Mehrheit.« In der Dunkelheit gegen ihn gelehnt, lachte sie auf eine komische, sanfte Weise, wie sie es seit undenklichen Zeiten nicht mehr getan hatte.

Am Himmel zeigten sich fortwährend alphanische Schiffe, doch Chuck und Mary blieben still und schmiedeten Pläne, wie sie die Kinder hierherbringen konnten. Es würde nicht einfach sein, machte Chuck sich nüchtern klar, vielleicht mußten sie so tief in die Trickkiste greifen wie noch nie. Aber vielleicht konnten die Überreste der Hentman-Organisation ihnen helfen. Oder einer der zahllosen Geschäftspartner des Schimmelschleims unter den Terranern und Nicht-Terranern. Beides waren deutliche Möglichkeiten. Und Hentmans Agent, der sich in den CIA eingeschlichen hatte, sein Ex-Chef Jack Elwood... Aber der saß nun im Gefängnis. Nun ja, wenn ihre Anstrengungen fehlgeschlagen, konnte sie, wie Mary es gesagt hatte, immer noch andere Kinder bekommen. Es glich die Verlorenen zwar nicht

wieder aus, aber es wäre ein gutes Omen, ein Omen, das nicht zu übersehen war.

»Liebst du mich auch?« fragte Mary. Ihre Lippen waren ganz nahe an seinem Ohr.

»Ja«, sagte er wahrheitsgemäß. Und dann sagte er: »Autsch.« Denn sie hatte ihn ohne Warnung gebissen und ihm dabei fast das Ohrläppchen abgetrennt.

Auch das schien ihm ein Omen zu sein.

Aber ob es ein Gutes oder ein Schlechtes war, konnte er noch nicht sagen.